

Helen Brown

Cleo

Wie ich das Lachen
wieder lernte

*Aus dem Englischen von
Andrea Stumpf*

Deuticke eBook

Die Originalausgabe erschien erstmals 2009
unter dem Titel *Cleo. How an uppity cat helped heal a family* im Verlag Arena / Allen &
Unwin, Sydney.

eBook ISBN 978-3-552-06152-1

© Helen Brown 2009

Alle Rechte der deutschsprachigen Ausgabe
© Deuticke im Paul Zsolnay Verlag Wien 2010
Satz: Eva Kaltenbrunner-Dorfinger, Wien

Datenkonvertierung eBook:
Kreutzfeldt digital, Hamburg

*Für alle, die sagen,
dass sie keine Katzenmenschen sind,
aber tief im Inneren wissen,
dass sie welche sind.*

Auswahl

*Eine Katze sucht sich ihren Besitzer aus,
nicht umgekehrt.*

»Wir werden keines der Kätzchen mitnehmen«, sagte ich, während ich unseren Kombi um eine brezelförmige Kurve manövrierte. »Wir werden sie nur anschauen.«

Die Straße zu Lenas Haus war extrem schmal und noch dazu sehr steil. Sie wand sich durch Hügel, die man überall sonst auf der Welt Berge nennen würde. Hinter dem Haus nichts außer ein paar Schaffarmen und ein steiniger Strand.

»Du hast aber gesagt, dass wir ein Kätzchen kriegen«, jammerte Sam auf der Rückbank, dann wandte er sich hilfesuchend an seinen Bruder. »Stimmt doch, oder?«

Normalerweise glich die Rückbank einer Ringkampfarena. Zwischen den beiden Brüdern, der eine fast neun und der andere sechs, lief immer das gleiche Spielchen ab. Sam provozierte Rob mit einem verstohlenen Rippenstoß, den dieser mit einem Tritt erwiderte, und das Ganze endete schließlich mit Tränen und gegenseitigen Beschuldigungen: »Er hat mich gestoßen!« »Aber nur weil er mich gezwickt hat.« Diesmal waren sie jedoch einer Meinung und meine Rolle nicht wie üblich die der Richterin und Streitschlichterin, sondern eine sehr viel einfachere – die des Feindes.

»Ja, das ist gemein«, fiel Rob mit ein. »Du hast es versprochen.«

»Ich habe nur gesagt, dass wir eines Tages *vielleicht* ein Kätzchen kriegen. Ein großer Hund reicht vollauf für eine Familie. Was würde Rata dazu sagen? Es würde ihr bestimmt nicht gefallen, wenn plötzlich eine Katze im Haus wäre.«

»Doch. Golden Retriever mögen Katzen«, erwiderte Sam. »Das habe ich in meinem Haustierbuch gelesen.«

Es hatte keinen Sinn, sie daran zu erinnern, wie oft Rata schon im Gebüsch verschwunden war, um einer unglücklichen Angehörigen der Familie der Feliden hinterherzujagen. Seit Sam den Plan aufgegeben hatte, ein Superheld zu werden, und das Batman-Kostüm in die hinterste Ecke

seines Schrankes gewandert war, hatte er sich in eine regelrechte Leseratte verwandelt und stets irgendwelche Fakten parat, mit denen er jedes meiner Argumente widerlegen konnte.

Ich wollte keine Katze. Ich war vermutlich nicht einmal der Typ für Katzen. Mein Mann Steve war es mit Sicherheit nicht. Wenn mich Lena kürzlich in der Spielgruppe nur nicht so angestrahlt hätte, als sie mich fragte: »Wollt ihr nicht ein Kätzchen?« Wenn sie es nur nicht so laut gesagt hätte - und das auch noch vor den Kindern.

»Toll! Wir kriegen eine Katze!«, hatte Sam gerufen, bevor ich auch nur Piep sagen konnte.

»Toll! Toll!«, echote Rob und hüpfte in seinen Turnschuhen mit den Löchern, die ich schon länger zu übersehen versuchte, auf und ab.

Ich hatte Lena schon von ferne immer bewundert. Sie war eine gertenschlanke Schönheit mit einem ziemlich eigenwilligen Stil. Mit nicht einmal zwanzig war sie von Holland nach Neuseeland ausgewandert und hier eine erfolgreiche Malerin geworden, die sich in ihren Porträts stets auch mit politischen Themen wie Rassismus, Kampf der Geschlechter oder Religion auseinandersetzte. Als wahre Künstlerin hatte sie sich dafür entschieden, unabhängig von Männern zu leben. Auf dem Spielplatz kursierte das Gerücht, dass jedes ihrer drei Kinder von einem anderen Mann stammte. Ich wäre nicht überrascht gewesen, wenn Lena ihre Sprösslinge aus irgendeinem Paralleluniversum geholt hätte, zu dem nur sie und Pablo Picasso den Zugangscodes besaßen. Jedenfalls würde ich in ihrer Gegenwart kein Theater wegen einer kleinen Katze machen.

Zwei Jungen großzuziehen war schwerer, als ich es mir als Schulmädchen, das seine Kenntnisse aus der Babyshampoo-Werbung im Fernsehen bezog, vorgestellt hatte. Wenn in der Disziplin Naivität bei jungen Müttern Medaillen verliehen worden wären, dann hätte ich bestimmt Gold gewonnen. Als ich, frisch verheiratet, mit neunzehn schwanger wurde, hatte ich bei dem Gedanken an Babys, die nachts aufwachten, gelächelt. Das machten nur die Babys anderer Leute. Nach Sams Geburt wurde ich rasch eines Besseren belehrt. Ich versuchte, so schnell wie möglich erwachsen zu werden. Mitternächtlige Telefonanrufe bei meiner Mutter, die vierhundert Kilometer entfernt wohnte, halfen nicht immer weiter. (»Er zahnt wahrscheinlich, mein Schätzchen.«) Glücklicherweise nahmen sich ältere,

erfahrenere Mütter meiner an und führten mich freundlich und geduldig in »Mutterschaft für Anfänger« ein. Irgendwann akzeptierte ich, dass Schlaf ein Luxusgut ist und eine Mutter stets nur so glücklich wie ihr traurigstes Kind. In diesen letzten Wochen des Jahres 1982 ging es mir also ganz gut. Ich hatte zwei wunderbare Jungen und war schon seit Monaten nicht mehr mit einem rasch übers Nachthemd geworfenen Mantel im Supermarkt gewesen.

Wir lebten in Wellington, das für zwei Dinge bekannt war - schlechtes Wetter und Erdbeben. Nach langer Suche hatten wir es geschafft, ein Haus zu finden, das das Potenzial hatte, uns beidem auszusetzen: ein Bungalow, der an einem gewundenen Weg auf halber Höhe einer Klippe direkt über einer Verwerfungslinie stand.

Kleinere Beben waren so häufig, dass wir es kaum noch registrierten, wenn wieder einmal die Wände zitterten und die Teller klapperten. Allerdings hieß es, in der Gegend von Wellington sei längst wieder ein großes Erdbeben fällig, wie das aus dem Jahr 1855, als ganze Landstriche im Meer verschwanden und an anderer Stelle wieder auftauchten.

Unser Häuschen klammerte sich jedenfalls an den Hügel, als rechnete es damit, dass etwas Schreckliches passieren würde. Mit seinem Giebeldach, der dunklen Holzverschalung und den Fensterläden hatte es etwas Märchenhaftes. Die Mischung aus falschem Tudor und Bauhausstil war allerdings nicht lässig heruntergekommen, sondern nur heruntergekommen. Meine Bemühungen, einen Bauerngarten anzulegen, hatten sich in zwei traurigen Reihen von Vergissmeinnicht erschöpft, die den Weg zur Haustür säumten.

So idyllisch das Haus war, wer auch immer es erbaut hatte, musste an eine Familie von Bergziegen gedacht haben, als er sich an die Arbeit machte. Es gab keine Garage, nicht einmal einen Stellplatz vor dem Haus. Man konnte es nur erreichen, indem man das Auto an der Straße stehen ließ, die weit oberhalb unseres Dachfirstes vorbeiführte, und sich Einkaufstaschen und Kindersachen unter die Arme klemmte. Für den Rest sorgte die Schwerkraft, die einen auf einem wilden Zickzackkurs zum Gartentor brachte.

Wir waren jung und daher war das an Sonnentagen, wenn der Hafen blau und flach wie eine Flunder dalag, kein Problem. Wenn aber von Süden her antarktische Winde wehten und an unseren Mantelknöpfen rissen und uns

den Regen ins Gesicht peitschten, wünschten wir, wir hätten ein vernünftigeres Haus gekauft.

Aber dass wir zu Fuß in nur zwanzig Minuten in die Stadt kamen, war natürlich eine tolle Sache. Mit Seilen und Kletterschuhen ausgerüstet, hätten wir es sogar in fünf geschafft. Wenn wir in Richtung Stadt aufbrachen, zog uns eine unsichtbare Kraft die zweite Hälfte des Wegs hinunter, den wir wegen seiner wilden Biegungen irgendwann bloß noch den Ziegenpfad nannten. Wir sausten durch Gestrüpp und Neuseelandflachs und blieben nur stehen, wenn wir den Blick genießen wollten. Vor uns erhoben sich kahl und steil die amethystfarbenen Hügel. Dass wir an dieser Schönheit teilhaben durften, erstaunte mich jedes Mal aufs Neue.

Dann zog uns die Kraft weiter über eine alte Fußgängerbrücke aus Holz, die sich über die Hauptstraße spannte. Von dort aus gingen wir entweder hinüber zur Bushaltestelle oder wir setzten unseren Abstieg zum Parlamentsgebäude und zum Hauptbahnhof fort. Etwas ganz anderes war der Rückweg von der Stadt nach Hause. Er dauerte doppelt so lange und erforderte die Lungenkapazität eines Bergsteigers.

Am Ziegenpfad herrschte eine strikte gesellschaftliche Zweiteilung. Es gab eine richtige Seite mit großen zweistöckigen Häusern in Gärten, die sich in Richtung Toskana orientierten. Und eine falsche Seite, wo einstöckige Häuser wie hingewürfelt am Rand der Klippe standen. Die Leute von der falschen Seite hatten eher Unkrautsammlungen als Gärten.

Das Ansehen, das sich mit den Berufen der Bewohner verband, entsprach dem Gefälle des Ziegenpfads. Ganz oben auf der richtigen Seite ragte Mr. Butlers Haus wie eine Burg in die Höhe. Mit seinen grauen Mauern demonstrierte das Gebäude seine Überlegenheit nicht nur gegenüber seinen Nachbarn, sondern gegenüber der ganzen Stadt.

Unterhalb von Mr. Butlers Burg hatte sich ein zweistöckiges Haus vom Weg ab- und dem Hafen zugewandt, so als käme es ihm gar nicht in den Sinn, sich mit den anderen zu messen. Mit seinem elegant wie die Flügel einer Möwe geschwungenen Dach machte es den Eindruck, bei der nächsten kräftigen Böe losfliegen zu wollen, einer weitaus glamouröseren Welt entgegen. Rick Desilva besaß eine Plattenfirma. Es hieß, seine Frau Ginny sei vor der Eheschließung Fotomodell gewesen, Neuseelands Antwort auf Twiggy. Sie wohnten versteckt hinter einer Hecke, die man bestimmt trocknen und rauchen konnte, und waren berühmt für ihre Partys.

Angeblich soll Elton John einmal volltrunken aus ihrem Haus getorkelt sein, aber das war wahrscheinlich nur jemand, der aussah wie er. Ihr Sohn Jason besuchte dieselbe Schule wie unsere Jungen, etwa einen Kilometer den Hügel hoch am Rand eines Grabens, aber wir blieben auf Abstand. Die Desilvas fuhren einen Sportwagen. Steve sagte, sie hätten ihm zu wenig Bodenhaftung. Ich war zu müde, um ihm zu widersprechen.

Unsere Seite des Ziegenpfads war auf Einzelgänger spezialisiert und auf Leute, die sich eine Zeit lang hier einmieteten, bevor sie ein weniger exponiertes, leichter zugängliches und weiter von der Verwerfungslinie entferntes Haus fanden. Mrs. Sommerville, eine pensionierte Lehrerin, gehörte zu den wenigen Langzeitbewohnern der falschen Seite. Sie wohnte neben uns in einem ordentlich gepflegten Häuschen. Der langjährige Umgang mit Heranwachsenden war ihrem Aussehen nicht förderlich gewesen. Sie machte ständig den Eindruck, als wäre sie gerade beleidigt worden.

Mrs. Sommerville war bereits einmal bei uns erschienen, um sich zu beschweren, dass unser Hund ihren Kater Tomkin terrorisieren würde, ein großes getigertes Tier mit einem ebenso säuerlichen Gesichtsausdruck wie seine Besitzerin. Obwohl ich ihr aus dem Weg zu gehen versuchte, begegnete ich ihr fast jeden Tag, was ihr Gelegenheit gab, mir die Bremsspuren zu zeigen, die irgendwelche Jungen auf dem Ziegenpfad hinterlassen hatten, als sie ihn unerlaubterweise auf Skateboards heruntergerast waren, oder die neuesten Kritzeleien auf ihrem Briefkasten. Mrs. Sommers krankhafte Abneigung gegen Jungen galt auch unseren Söhnen, die beständig unter Verdacht standen, ein Verbrechen begangen zu haben. Steve sagte, ich würde mir das nur einbilden. Sosehr sie Jungen auch verabscheuen mochte, sie wusste jedenfalls, wie man Männer um den kleinen Finger wickelte.

Ich schrieb von zu Hause aus eine wöchentliche Kolumne für *The Dominion*, die Morgenzeitung von Wellington. Steve arbeitete als Funker bei einer der Fährlinien, die die Nord- und die Südinsel miteinander verbanden, und hatte abwechselnd eine Woche Dienst und eine Woche frei. Wir hatten uns auf einer Schiffsparty kennengelernt, als ich fünfzehn war. Mit seinen zwanzig Jahren war er in meinen Augen alt und weise und das exotischste Wesen, dem ich jemals begegnet war. Verglichen mit den Farmern, die uns

über irgendwelche Tanzböden in meinem Heimatort New Plymouth schoben, stammte er tatsächlich aus einer anderen Welt.

Seine Haut war blass und er hatte samtweiche Hände. Ich war wie verzaubert von seinen blauen Augen, die unter langen Wimpern hervorleuchteten. Im Gegensatz zu den Farmern schreckte er auch nicht vor einer Unterhaltung zurück. Da er Engländer war, ging ich davon aus, dass er mit einem der Beatles verwandt war, wenn nicht sogar mit einem Rolling Stone.

Mir gefiel es, dass ihm die hellbraunen Haare über den Kragen fielen wie Paul McCartney. Er roch nach Dieselöl und Salz, dem Geruch der großen weiten Welt, die ungeduldig auf mich wartete.

Wir hatten uns drei Jahre lang geschrieben. In Rekordzeit hatte ich die Schule und einen Journalistenlehrgang abgeschlossen (mit durchwegs mittelmäßigen Noten) und war danach sofort nach England geflogen. Steve war buchstäblich der Mann meiner Träume - in den drei Jahren, in denen wir in brieflichem Kontakt standen, hatten wir uns nur zwei Wochen von Angesicht zu Angesicht gesehen. Seine Eltern waren von seiner grobknochigen Freundin aus den ehemaligen Kolonien nicht gerade beeindruckt.

Vier Wochen nach meinem achtzehnten Geburtstag heirateten wir auf dem Standesamt Guildford. Nur fünf Leute waren mutig genug, um zu unserer Hochzeit zu erscheinen. Der gelangweilte Standesbeamte hatte beim Herunterleiern seines Textes den Teil mit den Ringen vergessen. Mein frisch Angetrauter streifte ihn mir nach der Zeremonie auf der Veranda über den Finger. Es regnete. Zu Hause in Neuseeland brach Verzweiflung aus; meine Eltern erkundigten sich über Möglichkeiten, die Ehe annullieren zu lassen, jedoch vergeblich.

Etwa zwei Wochen nach der Hochzeit starrte ich die Klobrille in unserer Mietwohnung an und dachte, dass sie geputzt werden müsste. Da wusste ich, dass die Heirat ein Fehler gewesen war. Allerdings hatten wir so viele Leute mit unserem Gang vor den Traualtar schockiert, dass ich jetzt nicht so schnell einen Rückzieher machen konnte. Wenn ich nicht weglaufen und noch mehr Leid verursachen wollte, blieb mir nur ein Ausweg: eine Familie gründen. Steve gab widerstrebend nach. Er hatte mir von Anfang an ohne Umschweife klargemacht, dass Kinder nicht sein Ding waren.

Wir kehrten nach Neuseeland zurück, wo ich eine Dezembernacht lang in den Wehen lag und mich nicht traute, die Krankenschwester zu bitten, das Licht anzudrehen, weil das gegen die Hausordnung hätte verstoßen können. Benebelt von irgendwelchen Drogen hörte ich die Ärztin »Morning Has Broken« singen. Minuten später hielt sie Sam in die Höhe.

Bevor Sam auch nur den ersten Atemzug tat, drehte er seinen Kopf zu mir und starrte mich aus seinen riesengroßen blauen Augen an. Ich dachte, ich würde vor Liebe platzen. Alles in mir sehnte sich danach, diesen nigelnagelneuen Menschen mit dem im gleißenden Licht des Kreißsaals schimmernden Haarflaum im Arm zu halten. Sam wurde in eine Decke gewickelt – blau, falls ich sein Geschlecht vergessen sollte – und mir überreicht. Als ich ihn auf die Stirn küsste, wurde mir bewusst, dass ich von nun an nie mehr *alleine* in Sicherheit sein würde, in meiner eigenen Haut. Vorsichtig drückte ich seine winzige Faust auf. Seine Lebenslinie war tief und extrem lang.

Obwohl es offiziell unsere erste Begegnung war, erkannten Sam und ich einander sofort. Es war wie eine Wiederbegegnung zweier uralter Seelen, die nie lange voneinander getrennt gewesen waren.

Eltern zu sein hatte Steve und mich einander nicht nähergebracht, im Gegenteil. Zweieinhalb Jahre nach Sam kam Rob auf die Welt. Dann ließ sich Steve einen Termin für eine Vasektomie geben, ohne mich nach meiner Meinung gefragt zu haben. Es tat mir weh, dass er so entschlossen war, die Größe unserer Familie zu begrenzen.

Schlafmangel und bloßliegende Nerven hatten die zwischen uns bestehenden Differenzen noch verschärft. Steve ließ sich einen Bart wachsen, was damals schwer in Mode war, und zog sich dahinter zurück. Wenn er nach einer Woche auf See nach Hause kam, wurde er bei jedem zerbrochenen Teller unruhig und gereizt.

Es nervte ihn zunehmend, wie viel Geld ich seiner Meinung nach für die Kleidung und das Essen der Jungen zum Fenster hinauswarf. Ich kaufte eine gebrauchte Nähmaschine, die mir immer wieder Stromstöße versetzte, und fing an, den Jungen selbst die Haare zu schneiden. Ich wurde lauter, dicker und unordentlicher.

Zeiten, in denen wir über Trennung sprachen, wechselten sich ab mit Zeiten, in denen wir uns aneinanderklammerten und um der Kinder willen hofften, dass es besser werden würde. Denn auch wenn wir wie von

entgegengesetzten Meeresströmungen erfasste Eisberge auseinandertrieben, gab es an unserer Liebe zu ihnen keinen Zweifel.

»Also, Jungs«, sagte ich, als ich vor Lenas Haus hielt und mit aller Kraft die Handbremse anzog. »Macht euch keine falschen Hoffnungen. Wir schauen sie uns nur an.«

Die beiden kletterten aus dem Auto und waren bereits den halben Weg zu Lenas Haus hinaufgestürmt, bevor ich auch nur die Fahrertür zugeworfen hatte. Beim Anblick ihrer in der Sonne golden schimmernden Haare seufzte ich und fragte mich, ob es jemals eine Zeit geben würde, in der ich nicht hinter ihnen herlaufen musste.

Als ich an die Haustür kam, hatte Lena sie schon längst geöffnet und die Jungen waren im Haus. Ich entschuldigte mich für ihr schlechtes Benehmen, aber Lena lächelte nur und hieß mich willkommen in ihrem beneidenswert stillen Haus mit Blick auf den Sportplatz, zu dem ich oft mit den Jungen fuhr, damit sie ihre überschüssige Energie loswerden konnten.

»Wir wollten nur kurz vorbeischaun, um ...«, sagte ich, als sie mich in ihr Wohnzimmer führte. »Oh, die Kätzchen! Ach, sind die süß!«

In der Ecke unter einem Regal lag eine schlanke bronzefarbene Katze. Sie sah mich mit hellbraunen Augen an, die nicht zu einer Katze, sondern zu einer Aristokratin gehörten. An ihren Bauch schmiegt sich vier winzige Nachkommen. Zwei von ihnen hatten einen zarten bronzefarbenen Flaum. Die anderen beiden waren dunkler. Sie würden womöglich schwarz werden, wenn sie ihr richtiges Fell bekamen. Ich hatte schon einmal neugeborene Katzen gesehen, aber niemals so winzige wie diese hier. Eine war ganz besonders klein, geradezu mitleiderregend, wahrscheinlich zu kurz gekommen.

Voller Ehrfurcht vor diesem Madonna-mit-Kindern-Bild hatten sich die Jungen auf die Knie niedergelassen. Sie schienen zu wissen, dass man manchmal respektvoll Abstand halten muss. »Sie haben erst vor Kurzem die Augen geöffnet«, sagte Lena und nahm eines der Kleinen von seinem Durchgehend-warme-Küche-Restaurant. Es passte gerade in ihre Hand. »In zwei Monaten sind sie groß genug, dann können sie in ihr neues Zuhause.«

Das Kätzchen wand sich und gab einen Laut von sich, der eher wie ein Jaulen als ein Miauen klang. Die Mutter sah besorgt auf. Lena legte es zurück in den fellgefütterten Schoß der Familie, wo es eifrig abgeleckt

wurde. Wie mit einem riesigen Mopp strich die Mutter mit ihrer Zunge in gleichmäßigen Bahnen über den Körper und den Kopf des Jungen.

»Können wir eins haben, bitte, BITTE!«, bettelte Sam und sah mich mit einem Gesichtsausdruck an, der jeden elterlichen Widerstand augenblicklich zerbröckeln lässt.

»Bitte!«, wiederholte sein Bruder. »Wir werden auch nie mehr Erde auf Mrs. Sommervilles Dach werfen.«

»Ihr habt Erde auf Mrs. Sommervilles Dach geworfen?«

»Mensch, bist du blöd!«, rief Sam, verdrehte die Augen und stieß Rob mit dem Ellbogen in die Seite.

Aber diese Kätzchen ... Die Mutter hatte etwas. Wie selbstsicher und anmutig sie war. Eine solche Katze hatte ich noch nie gesehen. Sie war kleiner als üblich, dafür waren die Ohren ungewöhnlich groß. Wie zwei Pyramiden ragten sie über ihrem dreieckigen Gesicht in die Höhe. Dunklere Streifen auf ihrer Stirn verrieten ihr Dschungelerbe. Auch das kurze Fell. Meine Mutter sagte immer, dass Kurzhaarkatzen sauber wären.

»Sie ist eine wundervolle Mutter, reinrassige Abessinierin«, erklärte Lena. »Ich habe eigentlich wie ein Luchs aufgepasst, aber vor einiger Zeit ist sie verschwunden und blieb zwei Nächte lang weg. Wir haben keine Ahnung, wer der Vater ist. Ein Streuner wahrscheinlich.«

Eine Abessinierin. Von der Rasse hatte ich noch nie gehört. Nicht dass ich über ein enzyklopädisches Wissen über Katzenrassen verfügte. Früher hatte ich einmal einen Siamkater gekannt, der Lap Chow hieß und der verwöhnte Hausgenosse meiner uralten Klavierlehrerin Mrs. McDonald war. Unsere Dreiecksbeziehung stand von Anfang an unter keinem guten Stern. Das Einzige, was mehr schmerzte als Mrs. McDonalds Lineal, das sie auf meine ungeschickten Finger niedersausen ließ, waren Lap Chows frisch geschärfte Krallen, die er in meine Fesseln versenkte. Mit vereinten Kräften schafften es die beiden, mir ein lebenslanges Vorurteil gegen Musikunterricht und Rassekatzen einzuimpfen.

»Es gibt Leute, die behaupten, dass die Abessinier direkte Abkömmlinge der im alten Ägypten verehrten Katzen sind«, fuhr Lena fort.

Jedenfalls konnte man sich ohne Weiteres vorstellen, wie diese Katzenpriesterin über einen Tempel wachte. Die Mischung aus Straßekatze und Aristokratin hatte etwas. Wenn die Jungen die besten Eigenschaften beider Eltern hatten, Klasse und Zähigkeit, konnte aus ihnen

etwas ganz Besonderes werden. Wenn sich hingegen die weniger wünschenswerten Seiten, also Hochnäsigkeit und Rowdytum durchsetzten, dann konnten einige böse Überraschungen auf ihre Besitzer warten.

»Es ist nur noch eines der Kätzchen zu vergeben«, fügte Lena hinzu. »Das kleinere von den schwarzen.«

Natürlich. Zuerst wurden immer die größeren, nach dem ersten Augenschein gesünderen ausgesucht. Die bronzefarbenen waren vielleicht auch deswegen attraktiver, weil es wahrscheinlicher erschien, dass sie irgendwann das reinrassige Aussehen ihrer Mutter bekamen. Ich hatte bereits entschieden, dass mir die schwarzen besser gefielen, allerdings nicht unbedingt das zu kurz gekommene.

»Die Kleine scheint aber ziemlich aufgeweckt zu sein«, sagte Lena. »Das muss sie auch sein, um überhaupt überleben zu können. Während der ersten Tage haben wir befürchtet, dass sie es nicht schafft, aber sie hat nicht aufgegeben.«

»Es ist also ein Mädchen?«, fragte ich, in der Sekunde durch blitzschnell entflammte Leidenschaft verblödet und der Katzenzüchtersprache nicht mächtig.

»Ja. Wollen Sie sie mal nehmen?«

Ich lehnte dankend ab, weil ich Angst hatte, dem zarten Ding etwas zu brechen. Stattdessen legte Lena das kleine Bündel in Sams Hände. Er hob das Kätzchen in die Höhe und streichelte sich die Wange mit dem Katzenfell. Er hatte Fell schon immer gemocht. So vorsichtig und zärtlich hatte ich ihn allerdings noch nie erlebt.

»Ich hab doch bald Geburtstag ...«, sagte er. Ich ahnte, was als Nächstes kam. »Ich will keine Party und auch kein Geschenk. Ich wünsch mir nur eins zum Geburtstag. Dieses Kätzchen.«

»Wann hast du denn Geburtstag?«, fragte Lena.

»Am sechzehnten Dezember«, erwiderte Sam. »Aber das kann ich jederzeit ändern.«

»Ich möchte eigentlich nicht, dass die Jungen von ihrer Mutter getrennt werden, bevor sie völlig selbstständig sind«, sagte sie. »Das hier wird erst Mitte Februar so weit sein, fürchte ich.«

»Das macht nichts«, sagte Sam und blickte dem Tier in die zu schmalen Schlitzen zusammengezogenen Augen. »Ich kann warten.«

Meine Söhne wussten genau, dass sie jetzt am besten den Mund hielten und möglichst engelsgleich aussahen. Vielleicht würden sie die Lust an Kriegsspielen verlieren und auf weniger martialische Beschäftigungen umsteigen, wenn sie sich um eine Katze kümmern mussten. Was Rata anging, würden wir das Kätzchen nach Kräften vor dem riesigen Hund beschützen.

Weitere Debatten waren sinnlos. Wie sollte ich ein Lebewesen zurückweisen, das so entschlossen war, sich nicht unterkriegen zu lassen? Abgesehen davon war es Sams Geburtstagsgeschenk.

»Wir nehmen sie«, sagte ich und konnte aus irgendeinem Grund nicht aufhören zu lächeln.

Ein Name

*Für eine Katze gibt es im Grunde
nur eine korrekte Anrede – Eure Majestät.*

»Das ist nicht gerecht!«, heulte Rob. »Er kriegt eine Katze *und* eine Superman-Digitaluhr zum Geburtstag!«

Als ich den Bananenkuchen aus dem Ofen holte, verbrannte ich mir die Hand an der Seite und unterdrückte einen Fluch. Es tat fürchterlich weh, aber Schreien war sinnlos. Nicht wenn eine elektrische Schleifmaschine meine Ohren traktierte und die Jungen kurz vor dem Ausbruch des dritten Weltkriegs standen. Ich ließ den Kuchen auf ein Kuchengitter gleiten und schaute auf den Hafen hinunter.

Die mit einem Leben auf der Verwerfungslinie verbundenen Risiken wurden wettgemacht durch diesen Blick aufs Meer, eingerahmt von himmelwärts strebenden Hügeln. Wen kümmerte es da schon, dass der Bungalow zwanzig Jahre zuvor von einem Irren »renoviert« worden war, der ein Holz verwendet hatte, das im Grunde nur eine bessere Pappe war? Wenn wir über den hellen Teppich liefen, den Blick von den wild tapezierten Wänden abgewendet, wiederholten wir in Gedanken gebetsmühlenartig die Losung des Maklers: »Charakter ... Potenzial.« Abgesehen davon war ich ein durch und durch optimistischer Mensch. Sollte die Stadt von einem schweren Erdbeben heimgesucht werden, dann würde das Haus zwar mit ziemlicher Sicherheit die Klippe hinunter ins Meer stürzen, aber wir würden an diesem Tag bestimmt irgendwo unterwegs sein. Ja, wir würden uns zufällig gerade im Stadtzentrum in einem dieser Hochhäuser mit riesigen Walzenlagern aufhalten, die eigens dazu erdacht worden waren, die Orgasmen der Erde aufzufangen.

Steve und ich hofften wohl beide, dass sich unsere Differenzen durch diese wunderbare Aussicht in Wohlgefallen auflösen würden. Eine Ehe zwischen zwei Leuten von entgegengesetzten Enden der Welt, deren Charaktere eine ebenso große Chance hatten sich miteinander zu verbinden wie Olivenöl und Balsamessig, ließ sich wenn überhaupt dann hier überlebensfähig gestalten. Abgesehen davon war Steve bereit, das

Renovierte zu renovieren, solange es nicht allzu viel kostete. Sein neuestes Projekt, die Farbe von sämtlichen Türen und Sockelleisten zu entfernen, damit man wieder die Holzmaserung sah, war ohrenbetäubend.

»Kannst du bitte etwas leiser sein?«, rief ich den Flur hinunter.

»Geht nicht!«, rief Steve zurück. »Das Ding hat keinen Lautstärkeregler. Es ist eine elektrische Schleifmaschine.«

»Sam muss noch acht Wochen auf das Kätzchen warten«, erklärte ich Rob und hielt meine Hand unter den Hahn, ohne dass mir das kalte Wasser irgendeine Linderung verschaffte. »Außerdem bin ich sicher, dass du zu deinem nächsten Geburtstag auch eine Superman-Uhr kriegst, wenn du schön bittest.«

»Sam spielt überhaupt nicht mehr Superman«, sagte Rob. »Er liest nur noch Bücher über Geschichte und so.«

Das stimmte. In Sams neuer Phase kamen keine Comic-Helden vor. Eine Superman-Uhr passte eigentlich gar nicht mehr zu ihm. Dennoch hatte er an diesem Morgen die Güte gehabt zu lächeln, als er sein Geschenk ausgewickelt hatte.

»Meine Uhr ist so blöd«, sagte Rob. »Die gehört ins Museum. Niemand hat mehr eine Uhr, die tickt.«

»Das stimmt nicht«, erwiderte ich. »An deiner Uhr ist überhaupt nichts auszusetzen.«

Die Schleifmaschine zeigte endlich Erbarmen und hörte auf zu kreischen. Ein über und über mit Farbstaub bedeckter Steve erschien in der Tür, über Nase und Mund eine Atemschutzmaske, auf dem Kopf eine Bademütze.

»Du siehst lustig aus, Daddy«, sagte Rob. »Wie ein großer weißer Schlumpf.«

»Es geht nicht«, seufzte Steve. »Die Farbe klebt auf dem Holz fest. Ich muss die Türen wegbringen. In der Stadt gibt es eine Firma, die stecken sie in ein Säurebad. Anders lässt sich das Zeug nicht entfernen.«

»Alle Türen?«, fragte ich. »Auch die vom Badezimmer?«

»Ist ja nur für ein, zwei Wochen.«

Angelockt von dem Geruch nach frisch gebackenem Bananenkuchen schlenderte Sam in die Küche. Rata trottete hinter ihm her, ihre Krallen klackerten über das Vinyl. Wenn es je eine Seelenverwandtschaft zwischen einem kleinen Jungen und Hunden gegeben hatte, dann zwischen diesen beiden. Als wir Rata als milchfarbenen Welpen bekommen hatten, war Sam

knapp zwei Jahre alt. Die beiden waren praktisch zusammen aufgewachsen und Verbündete, egal ob mal wieder der Kühlschrank geplündert oder zwei Wochen vor Weihnachten die Geschenke unter dem Bett aufgestöbert werden mussten.

Ich erinnere mich nicht mehr, wann genau Rata beschlossen hatte, dass sie die Vernünftigere war, und die Last der Verantwortung auf sich nahm. Vielleicht bei Robs Geburt, der zweieinhalb Jahre nach Sam auf die Welt kam. Damals hatte Rata die Aufgaben eines Kindermädchens übernommen. Die Golden-Retriever-Hündin hatte sich vor den Kamin gelegt, die Zunge nonchalant über dem Teppich baumelnd, und Rob hatte wie an ein Kissen an sie gelehnt seine Milchflasche genuckelt. Die Nachteile, die das Zusammenleben mit einem solchen Tier mit sich brachte – büschelweise silbrige Haare auf dem Teppich und den Möbeln, ein durchdringender Hundegeruch, den unsere Besucher vermutlich abstoßend fanden –, waren ein geringer Preis für all das. Das Herz von Rata war größer als der Pazifische Ozean. Ich hoffte, dass in diesem Herz auch noch ein kleiner Fremder mit Fell Platz finden würde.

»Hast du dir schon einen Namen für das Kätzchen ausgedacht, Sam?«, fragte ich.

»Es könnte Scooty oder Blackie heißen«, kam Rob ihm zu Hilfe.

Sam bedachte seinen kleinen Bruder mit dem Blick eines Tigers, der im Begriff war, sich auf ein Huhn zu stürzen.

»Ich finde, E. T. ist ein schöner Name«, sagte Sam.

»Neiinin!«, jaulte Rob auf. »E. T. ist ein schrecklicher Name!«

Rob hatte sich immer noch nicht ganz von dem Film *E. T.* erholt. Seine Angst vor Steven Spielbergs Außerirdischem bescherte Sam ein unerschöpfliches Reservoir an Gruselmateral, mit dem er Rob erschrecken konnte. Seit Sam Rob erzählt hatte, der Gaszähler auf dem Ziegenpfad sei E. T.s Cousin, ging Rob nicht mehr daran vorbei, ohne sich an meine Hand zu klammern.

»Warum nicht?«, fragte Sam. »Das Kätzchen sieht doch ein bisschen aus wie E. T., mit den wenigen Haaren und den Glubschaugen. Aber lange nicht so unheimlich wie der E. T., den ich gestern im Badezimmer gesehen habe. Er ist noch da, aber du darfst ihn auf keinen Fall ansehen, Rob. Wenn er dich dabei ertappt, frisst er dich auf, und das ist schlimmer, als wenn man von einem Krokodil gefressen wird, weil er nämlich keine Zähne ...«

»Hör auf, Sam«, warnte ich ihn. Aber es war zu spät. Rob rannte schon aus der Küche, die Finger in die Ohren gesteckt.

»Er lässt grünen Schleim aus seiner Nase laufen, damit löst er deine Knochen auf und kann dich aufsaugen«, rief Sam ihm hinterher.

»Das ist nicht lustig«, knurrte ich.

Sam setzte sich auf einen Küchenstuhl und begutachtete seinen Kuchen. Wenn er nicht gerade seinen Bruder ärgerte, war Sam ein nachdenklicher Junge, der kaum noch dem kleinen Krieger ähnelte, der er einmal gewesen war. Manchmal fragte ich mich, was in seinem Kopf vor sich ging. Ich rührte die Glasur in einer Schüssel an und fragte ihn, ob er mir beim Dekorieren des Kuchens helfen wolle. Er sagte ja – ein paar Jellybeans würden reichen.

Sam hatte Wort gehalten und zu seinem Geburtstag nur seinen Freund Daniel eingeladen, der um die Ecke wohnte. Er behauptete, er hätte keine Lust mehr »auf diese großen Partys, wo alle rumspinnen«. Da musste ich ihm Recht geben. Diese Horden von Jungen, die durch das Haus stürmten und Bettlaken aneinanderknoteten und damit aus Fenstern kletterten, brauchten eindeutig Medikamente – mindestens.

In letzter Minute hatte ich ein schlechtes Gewissen bekommen und ihn zu überreden versucht, noch mehr Gäste einzuladen. Aber er sagte, er sei zufrieden mit seinem besten Freund und Rob und Rata. Er bestand nur darauf, seine Kerzen selbst anzuzünden. Diese Bitte war leicht zu erfüllen.

Ich breitete Zeitungspapier auf dem Küchentisch aus und löffelte die weiß schimmernde Glasur auf den Kuchen. Die Konsistenz war gerade richtig, weich und glatt. Um zu beweisen, dass ich eine halbwegs kreative Mutter war, rührte ich in die restliche Glasur im Topf etwas Kakaopulver, gab ein bisschen kochendes Wasser dazu und tropfte eine große, zittrige »9« auf den Kuchen. Sam drückte ein paar Jellybeans in die klebrige Masse.

Als er zu mir aufsah, verdunkelten sich seine saphirblauen Augen. Plötzlich wirkte er alt und weise. Diesen Ausdruck hatte ich in letzter Zeit öfter an ihm bemerkt. Es verunsicherte mich, insbesondere, wenn er dabei auch noch Dinge sagte, die von einer Seele zu stammen schienen, die schon unzählige Male die Erde besucht hatte und sich bewusst war, dass sie sich stets nur auf der Durchreise befand.

»Es war eine gute Zeit um zu leben«, sagte er und hielt Rata unter dem Tisch heimlich Jellybeans hin.

»Es ist eine *tolle* Zeit um zu leben«, verbesserte ich ihn.

»Ich bin neidisch auf Opa. Als er gelebt hat, wurden die ersten Autos gebaut und sie haben angefangen, mit Flugzeugen rumzufliegen. Er hat mitgekriegt, wie sie in den Städten Strom und Kinos bekommen haben. Das muss ganz schön aufregend gewesen sein.«

»Stimmt, aber wenn du alt bist, dann wirst du noch größere Veränderungen erlebt haben. Dinge, die wir uns jetzt noch nicht einmal vorstellen können. Du wirst einmal zu deinen Enkeln sagen können: *Ich hatte eine der ersten Superman-Digitaluhren überhaupt.*«

Er sah auf seine Uhr und verzog den Mund zu einem diplomatischen Lächeln. Am liebsten hätte ich ihn an den Schultern genommen und an mich gezogen, um den köstlichen Geruch seiner Haut zu riechen.

»Das war ein Witz, als ich sagte, dass ich die Katze E. T. nennen will«, gestand er und kratzte mit einem Teelöffel die letzten Reste der Schokoladenglasur zusammen, um sie sich in den Mund zu stecken. »Ihre Mutter sieht wie eine ägyptische Königin aus. Ich finde, wir sollten sie Cleopatra nennen. Abgekürzt Cleo.«

»Cleo«, sagte ich, fuhr ihm durch die Haare und fragte mich gleichzeitig, ob Kinder jemals die schmerzhaft tiefe elterlicher Liebe begreifen konnten. »Das ist ein schöner Name.«

»Ich werde mich ganz viel um Rata kümmern, damit sie nicht eifersüchtig auf das Kätzchen wird. Gestern habe ich zweimal ihr Fell gebürstet. Wir haben viel darüber gesprochen. Sie wird Cleo mögen.«

Rata legte ihren Kopf auf seinen Schoß und sah mit wässrigen Augen zu ihm auf.

»Sie scheint jedes Wort, das du sagst, zu verstehen«, sagte ich.

»Tiere wissen viel mehr als Menschen. Hunde wissen, wann ein Erdbeben kommt. Vögel fliegen auf der Suche nach ihrem Nest um die halbe Welt. Wenn die Menschen öfter auf die Tiere hören würden, dann würden sie nicht so viel falsch machen.«

Sam hatte schon als Baby eine enge Beziehung zu Tieren gehabt. Unsere Spaziergänge führten uns meistens an Plätze, wo es Tiere gab. Von seinem Kinderwagenthron aus winkte er mit seinen pummeligen Ärmchen allen Hunden und Katzen zu, die unseren Weg kreuzten. Eines Tages deutete er auf eine Möwe, die über unseren Köpfen kreiste, und sagte sein erstes Wort – »Dogel!«

Tiere stellten für Sam auch eine sinnliche Erfahrung dar. Er liebte es, Fell und Federn zu streicheln. Meine Mutter schenkte ihm ein schwarz-weißes, vom Alter glänzendes Ziegenfell, das er in sein Bett schleppte und auf dem er fortan schlief, weil es so angenehm weich war.

Er nutzte den ihm angeborenen schrägen Humor, um seine Grenzen auszuloten. Als er klein war, tat ich einmal so, als sei ich über seine Ausdrucksweise schockiert. Er rächte sich, indem er hinter mir herlief und dabei sumnte: »Po, Po, Polizei, Po, Po, Polizei.« Spinner, der er war, warf er sich an seinem achten Geburtstag angezogen in die volle Badewanne und bestand darauf, den ganzen Tag über eine Affenmaske und dazu die passenden Fellfüße zu tragen. Das Leben war einfach zu schön, um sich keinen Spaß daraus zu machen. Ich konnte das gut nachvollziehen. Seine Lehrer fanden ihn allerdings nicht alle lustig, wobei sich keiner von ihnen beschwerte, als er mit acht Jahren schon wie ein Dreizehnjähriger lesen konnte. Bei all seiner Friedfertigkeit hatte er durchaus einen eigenen Willen, so dass er sich zum Beispiel aus seiner Klasse verabschiedete, wenn er dachte, mich auf dem Pausenhof gesehen zu haben, oder die Haare ganz kurz geschnitten haben wollte, als andere Jungen sie sich eifrig wachsen ließen.

Ich kannte und liebte jeden Teil seines Körpers, besonders die vermeintlichen Unvollkommenheiten: die Narbe über seiner linken Augenbraue, wo er als Zweijähriger gegen die Kante des Couchtischs gestoßen war; seine breiten Hände mit den abgekauten Fingernägeln, die Warze auf der Handfläche seiner rechten Hand. Ich liebte die Ecke, die ihm an einem Schneidezahn fehlte (Dreiradunfall), die Flecken, die seine Augen manchmal so weise wirken ließen, seine (oft rabenschwarzen) Füße und seine stämmigen sonnenverbrannten Beine. Ohne all das wäre er makellos gewesen, ein Engel, viel zu perfekt für diese Welt. Seine Kratzer, blauen Flecken und Narben ähnelten einem Geheimcode, den nur wir beide entschlüsseln konnten. Da ich Sam und seine Tierliebe und Clownerien kannte, wusste ich nicht recht, wie ich den Ernst, mit dem er seinen neunten Geburtstag beging, deuten sollte. Vielleicht wollte er beweisen, wie groß er geworden war.

Es klopfte an der Haustür. Sam und Rata trotteten den Flur hinunter, um aufzumachen.

Daniel schien sofort zu begreifen, dass das ein bewusst bescheiden gehaltenen Geburtstag war. Die drei Jungen saßen am Küchentisch, Rata hatte strategisch geschickt Posten darunter bezogen, um sich ihren Anteil am Festmahl zu sichern. Ich knipste ein paar Fotos, während das Geburtstagskind seine neun Kerzen anzündete. Alle wirkten merkwürdig ergriffen und ernst.

Die Fotos, die ich Wochen später vom Fotolabor abholte, waren so dunkel, dass man fast nichts darauf erkennen konnte. Die Küche war an diesem Nachmittag von Sonnenlicht durchflutet gewesen, aber Sam war in Dunkelheit gehüllt, nur sein Umriss schimmerte golden. Vielleicht war ich einfach nur eine schlechte Fotografin. Vielleicht war es aber auch einer dieser übernatürlichen Tricks.

*Verlust**Anders als Menschen sind Katzen
an plötzliche Verluste gewöhnt.*

Die meisten Tage sind einander so ähnlich, dass sie noch vor Sonnenuntergang so gut wie vergessen sind. Einer nach dem anderen gehen sie ineinander über und werden zu Monaten und Jahren. Wir gleiten durch die Zeit und erwarten, dass nichts Unvorhergesehenes geschieht. Gefangen in dem immer gleichen Tagesablauf, zu dem das immer gleiche Frühstück, die immer gleichen Gesichter und die immer gleichen Schulfahrgemeinschaften gehören, sind wir irgendwann völlig eingelullt und glauben, dass unser ganzes Leben ohne größere Veränderungen seinen Gang nehmen wird.

Der einundzwanzigste Januar 1983 fing an wie jeder andere Tag. Nichts wies darauf hin, dass dieses Datum über uns hereinbrechen und unser Leben für alle Zeiten in zwei Teile zerreißen würde.

Nach dem Frühstück rauften die Jungs in ihren Schlafanzügen im Wohnzimmer miteinander, Rata spielte Schiedsrichter, und Steve hob die Badezimmertür aus ihren Angeln. Das war die letzte Tür, die in der Stadt ins Säurebad musste, und es war die meistumkämpfte. Keiner wollte in aller Öffentlichkeit pinkeln.

Türen sind schwerer, als man meint. Unterstützt von Rata, die uns zwischen den Beinen herumsprang, mussten wir zu viert anpacken, um sie den Ziegenpfad hochzutragen und im Kombi zu verstauen. Es war Januar – und das hieß in Neuseeland Sommerferienzeit. Die Jungen waren braungebrannt, ihre Haare von der Sonne ausgebleicht. Im Gegensatz zu mir wollten die beiden den Säurebademeister unbedingt kennenlernen. Sie quetschten sich neben die Tür auf die Rückbank, nachdem Steve sie festgezurrert hatte.

Steve ließ mich auf dem Weg in die Stadt bei meiner Freundin Jessie aussteigen, die in einem Vorort in den Hügeln wohnte. Ich drehte mich noch einmal um, um Sam zu sagen, er könne sich auf den Beifahrersitz setzen. Mit einem Lächeln verabschiedete ich mich bis nach dem Mittagessen von

ihnen. Seine blauen Augen strahlten mich an, als er auf den Sitz neben Steve rutschte. Es gab keinen Anlass zu denken, dass es ein »nach dem Mittagessen« niemals geben würde.

Jessie erholte sich gerade von einer Grippe, sie war eine Woche im Bett gelegen. Wie eine viktorianische Romanheldin räkelte sie sich in ihrem weißen Nachthemd auf der Decke und genoss nach Kräften ihre Rekonvaleszenz. Wir aßen Suppe, plauderten und lachten über unsere Kinder. Ihre Jungen besuchten die Highschool und probten gelegentlich ausgesprochen fantasievoll den Aufstand. Ich überlegte, dass es nicht mehr lange dauern würde, bis auch Sam und Rob mich mit solchen Mätzchen unterhalten würden.

Irgendwo im Haus klingelte ein Telefon. Jessies Mann Peter ging dran. Aus dem Hintergrund hörte ich seine Stimme. Kurz angebunden zuerst, dann bestürzt. Offenbar hatte er irgendwelche schlechte Nachrichten erhalten. Ich fragte mich, ob jemand aus seiner Verwandtschaft gestorben war, und setzte eine, wie ich hoffte, mitfühlende Miene auf, als er ins Schlafzimmer trat. Er wirkte blass und nervös, wie jemand, der sich in einer Tragödie wiederfand, in der er nicht mitspielen wollte. Er sah zuerst Jessie an, dann mich. Seine Augen waren kohlrabenschwarz. Der Anruf sei für mich, sagte er.

Das musste ein Missverständnis sein. Wer sollte mich bei Jessie anrufen? Es wusste doch kaum jemand, dass ich hier war. Verwirrt ging ich in die Diele und nahm den Hörer auf.

»Es ist furchtbar«, hörte ich Steve sagen. »Sam ist tot.«

Seine Stimme hallte über die Entfernung in jeder Zelle meines Körpers wider. Er klang gefasst, fast normal. »Sam« und »tot« waren zwei Wörter, die nicht zusammengehörten. Ich nahm an, dass er von einem anderen Sam sprach, einem alten Mann, einem entfernten Cousin, den er bislang nur noch nie erwähnt hatte. Ich hörte mich in den Telefonhörer schreien. Steves Worte schlugen wie Artilleriefeuer in meinem Kopf ein. Sam und Rob hatten unter der Wäscheleine eine verletzte Taube gefunden. Sam hatte darauf bestanden, sie zum Tierarzt zu bringen. Nachdem er am Tag zuvor den Disney-Film *Mrs. Brisby und das Geheimnis von Nimh* gesehen hatte, nahm ihn das Leiden eines Tieres noch mehr mit als sonst.

Steve war gerade dabei gewesen, einen Zitronen-Baiser-Kuchen fürs Mittagessen zu machen. Er hatte den Jungen gesagt, dass sie den Vogel

selbst zum Tierarzt bringen müssten. Sie hatten ihn in eine Schuhschachtel gelegt und den Ziegenpfad hinuntergetragen. Dann waren sie über die Fußgängerbrücke zur Bushaltestelle auf der Hauptstraße gelaufen. Als die Jungen dort ankamen, war gerade ein Bus vorgefahren, der auf dem Weg nach oben war. Voller Ungeduld, weil er den Vogel zum Tierarzt bringen wollte, war Sam hinter dem stehenden Bus auf die Straße gerannt. Er wurde von einem Auto erfasst, das hügelabwärts fuhr.

Die Worte passten nicht zusammen, als wären sie Puzzlesteine aus zwei verschiedenen Puzzles. Eine grauenerfüllte Stimme, meiner in nichts ähnlich, brüllte ins Telefon und wollte wissen, ob Rob in Ordnung sei. Steve sagte, Rob ginge es gut, allerdings hatte er den Unfall gesehen und stand unter Schock. Erleichterung durchflutete mich.

Angeblich reagieren manche Leute mit Ungläubigkeit, wenn sie schlechte Nachrichten erhalten. Vielleicht lag es an Steves Schroffheit, jedenfalls drangen seine Worte sofort zu mir vor. Ein Teil meines Bewusstseins spaltete sich ab. Von der Decke in Jessies Haus sah ich zu, wie ich dort unten in der Diele stand und schrie und heulte. Mein Kopf fühlte sich an, als würde er jeden Augenblick explodieren. Am liebsten hätte ich ihn gegen die Glasscheibe in der Haustür geschlagen, damit der Schmerz endlich aufhörte.

Gleichzeitig war ich mir der Widersinnigkeit der Situation bewusst. Ich hatte mit meinem Besuch Jessie aufmuntern wollen. Jetzt stand sie in ihrem weißen Nachthemd da und versuchte, mich zu beruhigen. Als Krankenschwester wusste Jessie, was zu tun war. Sie rief in der Notaufnahme des Krankenhauses an. Als sie sich erkundigte, ob Sam D.O.A. gewesen sei, entschlüsselte der logisch arbeitende Teil meines Gehirns die Abkürzung. Ich kannte sie aus meiner Zeit als Journalistenschülerin von nächtlichen Polizeistreifen. Dead On Arrival, tot bei Eintreffen. Resigniert legte sie den Hörer auf.

Ich heulte und tobte, der Trauer hilflos ausgeliefert. Einen solchen Schmerz konnte kein einzelner Mensch ertragen. Mein Leben war vorbei. Wie ein Akkordeon zog sich die Zeit zusammen und dehnte sich. Wir warteten auf Steve und Rob. Ich lehnte den angebotenen Tee und Schnaps ab, betrachtete das durch ein Fenster sickernde Licht und hörte zu, wie tief aus meiner Kehle das Brüllen aufstieg. Ein Teil von mir war erstaunt,

welche Laute mein Körper bilden konnte und dass sie sich wie ein Refrain bis in alle Ewigkeit zu wiederholen schienen.

Ich versuchte mich Robs wegen zusammenzureißen. Das arme Kind hatte genug mitgemacht. Aber mein Körper und meine Seele widersetzten sich. Ich hatte mich in ein brüllendes Tier verwandelt. Es dauerte vielleicht zwanzig Minuten, bis Steve und Rob bei Jessie auftauchten. Sie kamen mir vor wie zwanzig Jahre.

Als sie dann da waren, sahen sie aus wie zwei Gespenster, ein trauriger Mann, vornübergebeugt, als hätte er einen Bauchschuss erhalten, an der Hand ein traumatisiertes Kind. Eine ähnliche Körpersprache konnte man auf Fotos von Flüchtlingen und Kriegsopfern sehen. Steves Gesicht war völlig ausdruckslos und starr, sein Blick leer wie der einer Marmorstatue. Rob schien sich gänzlich in sich selbst zurückgezogen zu haben. Ich sah in das teilnahmslose Gesicht des Jungen. Dann ging ich in die Knie und nahm den Sohn, der uns geblieben war, in die Arme, fragte mich, welche grauenvollen Bilder er gerade im Kopf hatte. Er hatte miterlebt, wie sein Bruder überfahren worden war und starb. Wie sollte er jemals darüber hinwegkommen?

Schluchzend umklammerte ich meinen Sohn. Ich zitterte. Es musste Rob Angst gemacht haben, mit welcher Kraft ich ihn festhielt. Er wand sich aus meiner Umarmung. Ich versuchte mich zusammenzureißen und fragte ihn, was geschehen sei. Er erzählte, dass er versucht habe, Sam vom Überqueren der Straße abzuhalten, um auf dem Gehweg zu warten, bis der Bus weitergefahren war, aber Sam habe nicht auf ihn hören wollen. Seine letzten Worte zu Rob waren: »Sei still.«

Rob sagte, Sam habe wie ein Cowboy ausgesehen, als er da so auf der Straße lag und ein roter Faden aus seinem Mund hing. Es dauerte eine Weile, bis ich begriff, was er mit dem roten Faden meinte. Sein junger Verstand hatte das alles als Szene eines Western interpretiert. Sam war zu John Wayne geworden, der nach einer Schießerei auf dem Rücken lag und dem Theaterschminke übers Kinn lief. In diesem Moment begriff ich, wie anders ein Kind den Tod wahrnahm.

Als wir wie betäubt zum Auto stolperten, fragte Rob, ob er Sams Superman-Uhr haben könnte. Im ersten Moment war ich schockiert, sagte mir dann aber, dass er erst sechs Jahre alt war.

Die Straße entrollte sich vor uns wie ein langes schwarzes Band. Häuser schoben sich in verzerrten Winkeln vorbei. Ich hasste diese Stadt mit ihren Hügeln und gewundenen Straßen. Alles war hässlich und grob, kurz davor, zusammenzubrechen. Ich wollte nicht zurück in unser Haus. Ich konnte den Ziegenpfad und den Anblick von Sams Sachen nicht ertragen. Aber wo sonst sollten wir hinfahren.

Als Steve fragte, ob ich die Fußgängerbrücke sehen wollte, schlug ich meinen Kopf gegen das Autofenster und schrie. Ich wollte nie mehr auch nur in die Nähe von dem Ding. Er nahm den langen Weg nach Hause, so dass wir sie nicht unterqueren mussten. Vielleicht standen noch Leute da, die den Kopf schüttelten und den Asphalt nach Blutflecken absuchten.

Anschuldigungen schossen wie Flammen aus meinem Mund. Ich brüllte Steve an, warum er die Jungen nicht zum Tierarzt gefahren hätte. Er habe den Kuchen fertig machen müssen, erklärte er. Blind vor Wut warf ich ihm vor, sich mehr für einen Kuchen als für seine Söhne zu interessieren. Ein weniger überhitzter Teil meines Verstandes wusste, dass diese Vorwürfe ungerecht und irrational waren.

Statt meine Vorwürfe von sich zu weisen, wie sie es verdient hätten, erklärte Steve, dass die Tierarzt-Praxis nur ein kurzes Stück den Hügel hinunter lag. Er erinnerte mich daran, dass die Jungen die Verkehrsregeln kannten und dass Sam nicht zu bremsen war, wenn er sich etwas in den Kopf gesetzt hatte. Wir wüssten doch beide, welchen Narren Sam an Tieren gefressen habe – gefressen hatte. Dass sich Steve korrigierte, empfand ich als Obszönität.

Wie eine Krake tastete mein Verstand nach anderen Möglichkeiten. Vielleicht war das Ganze ein Missverständnis und Sam war gar nicht tot. Steve ließ sich nicht in meine Wahnideen hineinziehen. Er hätte mit dem Notarzwagenfahrer gesprochen und der hätte ihm gesagt, es täte ihm leid, aber unser Sohn sei verschieden.

Verschieden? Das Wort provozierte einen neuerlichen Zornesausbruch. Auf der Journalistenschule hatten unsere Lehrer uns eingebläut, tot hieße tot, nicht verschieden, eingeschlafen oder vom lieben Gott zu sich geholt. Wie konnte ein Notarzwagenfahrer, der tagtäglich mit dem Tod konfrontiert war, zu einem solchen Euphemismus greifen?

Ohne auf meinen Ausbruch einzugehen, wiederholte Steve nur noch einmal, was der Fahrer gesagt hatte. Selbst wenn Sam dank irgendeines

Wunders seine schwere Kopfverletzung überlebt hätte, dann hätte er den Rest seines Lebens nur noch dahinvegetiert. Mein Unterbewusstes schnappte sich sofort diesen Informationsschnipsel.

Tot. Leblos. Vorbei. So endgültige Wörter. Wenn unser Sohn wirklich tot war, dann hatte ihn jemand umgebracht. In mir schäumte es, ich suchte verzweifelt nach jemandem, dem ich die Schuld geben konnte. Einem Mörder, der bestraft werden konnte. Ich bastelte mir im Kopf einen Filmbösewicht zusammen, einen Mann voller Hass, der schon viele Verbrechen begangen hatte. Es sei eine Frau gewesen, sagte Steve, eine Frau in einem blauen Ford Escort. Sie war nach der Mittagspause auf dem Weg zurück zur Arbeit. An ihrem Auto war wohl fast nichts zu sehen. Nur ein kaputter Scheinwerfer.

Ein kaputter Scheinwerfer für das Leben meines Kindes? Ich würde sie umbringen.

Ich stolperte den Ziegenpfad zu unserem Haus hinunter, es schien mir unfassbar, dass ich niemals mehr Sams Gewicht auf meinem Schoß, seine Arme um meinen Hals spüren sollte. Niemals war so endgültig. Rata begrüßte uns an der Tür, fragend sah sie mit schiefgelegtem Kopf zu uns auf. Ich umschlang heulend ihren Hals. Sie ließ den Kopf hängen, zog den Schwanz zwischen den Beinen ein und sank auf den Boden. Mir fielen Sams Worte wieder ein. Tiere wissen viel mehr ...

Meine Hände zitterten, als ich den Hörer abnahm, um den schlimmsten Anruf meines Lebens zu tätigen. Meine Mutter klang unbekümmert, als sie sich meldete. Diese Nachricht ließ sich nicht schonend beibringen. Ihr geliebter Enkelsohn war gestorben. Ich hatte als Mutter versagt. Ich hörte, wie sie Luft holte. Ihre Stimme wurde hohl. Der kleine Teil in mir, der die Welt noch wahrnahm, war erstaunt, wie gefasst sie reagierte. Sie gehörte einer abgehärteteren, widerstandsfähigeren Generation an, die durch das Grauen des Zweiten Weltkriegs Strategien zur Bewältigung schlimmer Verluste entwickelt hatte. Sie unterbrach mein Schluchzen und Heulen und erklärte, dass sie sich sofort auf den Weg machen würde.

Ich befestigte die Superman-Uhr an Robs Handgelenk und warf mich auf Sams ungemachtes Bett, in dessen Laken und Decke noch immer die Form seines Körpers eingepägt war. Ich wühlte mich in seine Kleidung, hörte seine Stimme in meinem Kopf. Steve führte mich ins Wohnzimmer und

überredete mich, ein Glas Brandy zu trinken. Der Alkohol breitete sich warm in meinem Körper aus.

Eine gute Stunde später standen zwei junge, verlegen aussehende Polizisten vor unserer Haustür. Sie sagten, dass die Taube noch lebe, und fragten uns, was wir damit machen wollten. Irgendetwas stimmte mit der Welt nicht mehr. Wie konnte ein Vogel ein größeres Recht auf Leben haben als unser Kind? Steve erklärte ihnen, sie sollten die Taube zum Tierarzt bringen, so wie Sam es gewollt hatte. Dann sagten die Polizisten noch, dass einer von uns die Leiche im Leichenschauhaus identifizieren musste. Steve nahm es auf sich und ging mit ihnen.

Aschfahl kam er zurück. Sam sehe aus wie immer, sagte er. Wunderschön. Bis auf die Wunde an der Schläfe würde man ihm nichts ansehen. Es war nur eine kleine Wunde. Er hatte Sam eine Haarlocke abschneiden wollen, aber er hatte die Schere vergessen. Ich sehnte mich nach der Haarlocke, nach irgendetwas, das von Sam stammte, aber Steve war völlig fertig. Ich konnte kaum von ihm verlangen, dass er noch einmal zum Leichenschauhaus fuhr.

Dann stand Mum vor unserer Tür. Ein dreifaches Gewicht lastete auf ihr. Zu ihrer eigenen Traurigkeit kam auch noch die Sorge um uns, das wusste ich. Nach der fünfstündigen Fahrt musste sie außerdem müde sein. Ich rechnete damit, dass sie in Tränen ausbrechen würde, aber sie straffte die Schultern und reckte das Kinn in die Höhe. Schauspieler machen das manchmal, bevor sie auf die Bühne treten.

»Ich habe gerade eben einen wunderschönen Sonnenuntergang gesehen«, sagte sie. »Ein Feuerwerk in allen Rot- und Goldtönen. Das war bestimmt Sam.«

Wahnsinnig vor Schmerz empfand ich ihre Worte als reine Gefühllosigkeit. Wie konnte sie ihren Enkel nur mit einem *Sonnenuntergang* gleichsetzen?

Während sie ihre Koffer auspackte, traf der Bestattungsunternehmer ein. Die Hafенlichter blitzten boshaft hinter seinem Rücken auf, als er sich in eine Ecke des Wohnzimmers setzte und sich nach Sams Maßen, seiner Größe und Schulterbreite, erkundigte. *Hatte er keinen eigenen neunjährigen Sohn, nach dem er sich richten konnte?* Für Kinder wählte man bevorzugt weiße Särge, sagte er. *Gab es etwa Modetrends bei Toten?*

Ich würde keinen Gottesdienst ertragen. Nicht wenn ich Sams wegen mit Gott so hart ins Gericht gehen musste. Jemand hatte den neuen Universitätskaplan empfohlen. Eine kurze Rede am Grab würde genügen. Der Bestattungsunternehmer gab sich nicht einmal Mühe, seine Missbilligung zu verbergen. Damals erschreckte mich seine Kälte, heute ist mir klar, dass er wahrscheinlich völlig hilflos war und sich deshalb an das übliche Vorgehen klammerte.

Kaum war der Bestattungsunternehmer in die Nacht verschwunden, schlich schüchtern der Universitätskaplan über den Teppich. Er war so jung, dass er sein Studium noch nicht lange abgeschlossen haben konnte, und sehr nervös. Er erklärte uns, dass er noch nie ein Kind begraben hätte. Wir sagten, dass wir in derselben Lage seien. Als er uns fragte, was wir wollten, hätte ich am liebsten gebrüllt: »Was ist das für eine Frage? Wir wollen unseren Sohn zurück!« Allerdings war er mit einer schrecklichen Aufgabe betraut worden. Noch war ich genug bei Verstand, um Mitleid für ihn zu empfinden. Ich bot ihm an, ein Gedicht aufzuschreiben, das er am Grab vorlesen könnte.

Unsere Hausärztin traf ein und verschrieb mir Schlaftabletten. Über einer Tasse Kaffee sinnierte sie, dass es für Sam so vielleicht das Beste war, weil das Leben in der Welt der Erwachsenen doch sehr hart sein konnte.

Steve erwähnte, dass er Rob die Superman-Uhr wieder weggenommen hätte - es sei ihm nicht richtig vorgekommen, sie so schnell weiterzuschicken. Ich protestierte, aber er versicherte mir, dass Rob es verstand. Steve hatte die Uhr in einer Schachtel in seinem Schreibtisch verstaut.

Rata legte sich auf die Schwelle zum Zimmer der Jungen. Wir versuchten, Rob in sein altes Bett zu locken, aber er wollte nicht in dem Zimmer, das er sich mit Sam geteilt hatte, schlafen. In seinen Augen stand das blanke Entsetzen, als er uns erklärte, dort würde ein Drache wohnen. Steve trug seine Matratze in unser Schlafzimmer und legte sie in die Ecke unter das Fenster. Wie Schiffbrüchige trieben wir durch unsere erste Nacht ohne Sam. Ich hätte nie gedacht, dass ich einschlafen könnte, aber das Unterbewusste kappte wie mit einer scharfen Klinge die Verbindung zur Wirklichkeit und ließ mich in ein barmherziges Nichts sinken.

Die Welt, wie sie jetzt war, zu verlassen, fiel mir leicht. Dorthin zurückzukehren war dagegen schier unerträglich. Als ich am nächsten

Morgen die Augen öffnete, hörte ich eine Drossel rufen, ihr »Tacktack« hallte von den Hügeln wider. Einen Moment lang wiegte ich mich in der Vorstellung, es sei alles völlig normal. Ich sei nur gerade aus einem fürchterlichen Albtraum erwacht. Dann schlug die Erinnerung an die Ereignisse des vergangenen Tages über mir zusammen und stürzte mich in bodenlose Verzweiflung.

Für Steve war es nicht leichter. Einige Tage nach dem Unfall wachte ich unter einem Sturzbach von Tränen auf. Er hatte noch nie in meiner Gegenwart geweint. Ich hätte mich ihm zuwenden, ihn umarmen sollen, aber so schnell schaltete ich in meinem halbawachen Zustand nicht. Ich war verwirrt und hilflos und bat ihn, aufzuhören. Ich hätte nie gedacht, dass er meine Bitte wörtlich nehmen und seine Trauer mir gegenüber ab diesem Moment nie mehr offen zeigen würde.

Unser Haus ertrank fast in Blumen. Nach ein paar Tagen wurde ich ihrer und ihrer Vergänglichkeit überdrüssig. Das Wasser in den Vasen fing in der Sommerhitze an zu faulen und stank wie ein gekippter Tümpel. In allen Zimmern ließen sie die Köpfe hängen und Blütenblätter wie Tränen auf den Boden fallen.

Steve kam zu dem Schluss, dass ich den Anblick der Blumen nicht ertrug. Vielleicht hatte er Recht. Er ging dazu über, frisch gelieferte, in ihrer Vollkommenheit leblos wirkende Chrysanthemen, Lilien und Nelken unter den Büschen in unserem Garten zu verstecken, damit ich sie nicht sah. Es ist schwer zu entscheiden, wer von uns beiden sich merkwürdiger verhielt – die trauernde Frau, die beim Anblick von Blumenlieferungen hysterisch wurde, oder der Ehemann, der die Blumen im Gebüsch versteckte.

Im Haus war ein ständiges Kommen und Gehen, dutzende von Leuten, von denen wir viele nicht einmal kannten, liefen über den ungeliebten Teppich in unserem Flur. Einige von ihnen wussten nichts anderes als Plattitüden oder Bibelzitate von sich zu geben, bis ich mir wünschte, sie würden endlich gehen. Die einzigen Worte, die mir etwas sagten, stammten von Shakespeare: »die Zeit ist aus den Fugen«. Andere Besucher wirkten wütend – unter ihnen ein Arzt, der erklärte, er habe den Unfall mit eigenen Augen gesehen. Er fühle sich persönlich getroffen, sagte er. Er habe selbst zwei Söhne. Seine Wut interessierte mich überhaupt nicht. Ärzte schienen über sich hinauszuwachsen, wenn es darum ging, dumme Sprüche abzusondern.

Dann gab es Besucher (vor allem Frauen), die behaupteten, sie würden ähnliche Qualen durchmachen. Mit Tränen in den Augen sahen sie mich an und erwarteten Trost. Sie verstiegen sich zu den schlimmsten Taktlosigkeiten: »Ich würde so etwas nicht überleben.« »Wenigstens hat Rob jetzt die Chance, aus dem Schatten seines Bruders zu treten und zu einer eigenständigen Person zu werden.« In meinen Augen waren sie nur an sich selbst interessiert, vielleicht sogar verrückt, auch wenn ich mich nicht mehr imstande fühlte, einzuschätzen, wann die Grenze zum Wahnsinn überschritten war.

Ich war nur mehr ein verzerrter Schatten meiner selbst, eine hysterische Irre, die ihnen am liebsten kreischend in die blassen Gesichter mit den bebenden Lippen gelacht hätte. Als sie sagten, es wäre ihnen »genauso ergangen«, als ihr Vater/Hund/Onkel starb, hätte ich sie schlagen können. Wie konnte der vorhersehbare Tod eines alten Menschen mit dem Tod eines Kindes verglichen werden?

Wieder andere blickten schweigend und mit finsterner Miene aus dem Fenster zum Hafen hinunter. Die Bucht schimmerte absurd türkis, gleichgültig gegenüber menschlichem Leid. Ich fand im Anblick dieser kalt glitzernden Schönheit keinen Trost.

Phil Whaanga, ein Maori-Freund von der Journalistenschule, stand auf einmal unangekündigt vor der Tür und umarmte mich, mehr nicht. Wir hatten uns nie besonders nahegestanden, aber in dieser Umarmung lag mehr Trost als in den unzähligen Worten, die ich mir hatte anhören müssen. Phil stammte aus einer Kultur, die weniger Angst vor dem Tod hatte, und meinte nicht, sich über die Widersinnigkeit des Schicksals auslassen zu müssen. Dafür war ich ihm dankbar.

Die meiste Zeit aber saß ich auf dem Sofa und strich über die Narbe an der Stelle, wo ich mir beim Backen von Sams Geburtstagskuchen die Hand verbrannt hatte. Ich konnte einfach nicht akzeptieren, dass die Narbe noch da war und er nicht.

Die fehlende Badezimmertür machte die Situation nicht besser. Wie unser Herz lag auch das Badezimmer offen da und war den Blicken preisgegeben. Weder unsere Trauergäste noch wir konnten uns ungestört auf das Klo zurückziehen. Steve nagelte zwar einen windigen Duschvorhang mit Blumenmuster an den Türrahmen, aber der war viel zu kurz, um den jeweiligen Benutzer des Bades weiter als bis zu den Knien zu verdecken.

Mir war nie klar gewesen, was für ein wichtiges, edles Möbelstück eine Tür sein konnte. Aber es gab eine Menge Dinge, über deren Bedeutung ich mir nicht klar gewesen war.

Einige Tage nach der Beerdigung sagte ich meiner Mutter, dass es wieder ginge. Sie nickte skeptisch und kletterte in ihren kleinen Kombi. Steves Mutter rief von England aus an. Ich seufzte nur, als ich hörte, dass sie einem Auftritt des berühmten Mediums Doris Stokes beigewohnt hätte. Das fehlte uns gerade noch. Doris Stokes hatte sie offenbar auf die Bühne geholt und erklärt, sie habe eine Botschaft von Sam. Sam ließe uns ausrichten, so Doris, es ginge ihm gut. Ich nickte ungeduldig, als Steve mir davon berichtete. So etwas erzählte doch jedes Medium. Doris beschrieb dann die merkwürdige Anstalt, in der sich Sam nun befand. Wie ein Internat, nur viel lustiger. Ich wollte gerade einen hämischen Kommentar zu englischen Medien und ihrer Neigung abgeben, vorm inneren Auge ihrer Zuhörer Bilder entstehen zu lassen, in denen Pubs, Teestuben und andere typisch britische Institutionen vorkamen, als Steve noch etwas hinzufügte. Seine Mutter erklärte, sie habe keine Ahnung, was Doris gemeint haben könnte, aber vielleicht würden wir es ja verstehen. Sam habe gesagt, es sei in Ordnung. Rob könne die Uhr behalten.

*Der Eindringling**Eine Katze kommt nicht, wenn sie eingeladen wird.**Sie taucht auf, wenn sie gebraucht wird.*

Für immer. Sam war für immer weg. Wie lange dauerte das? War das die Unendlichkeit? Das Zeichen für Unendlichkeit war eine Schleife. Wenn ich lange genug an einer universellen Bushaltestelle wartete, würde Sam dann irgendwann vorbeikommen und zu mir zurückkehren?

Nie mehr. Ich würde ihn nie mehr wiedersehen. Zumindest solange ich nicht an den Himmel, die Reinkarnation oder das Internat von Doris Stokes glaubte. Ich konnte mir Sam nicht in einem Internat vorstellen, auch nicht in einem von Engeln geführten. Er würde die Regeln herauskriegen und sofort dagegen verstoßen, um hinausgeworfen und nach Hause geschickt zu werden.

Auch wenn eine dieser anderen Wirklichkeiten existieren sollte, sei es in der Gegenwart oder in der Zukunft, hatte ich keinen Zugang. Was hätte ich für die enge Verbindung meines Vaters zur geistigen Welt gegeben. Eines seiner Lieblingszitate von Shakespeare lautete: »Es gibt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, als unsere Schulweisheit sich träumen lässt ...«

Mein Vater erzählte oft von der Nahtod-Erfahrung, die er als junger Mann auf einem Operationstisch gehabt hatte. Er sei durch einen Tunnel aus funkelndem Licht emporgeschossen, an dessen Ende einige wunderbare Leute auf ihn gewartet hätten. Er sei übergücklich gewesen, dort zu sein, aber dann sagte eine sanfte Stimme: »Es tut mir leid, aber du musst zurück.«

Als er durch den Tunnel zurück in die gewöhnliche Welt gewirbelt wurde, sei das die größte Enttäuschung seines Lebens gewesen, berichtete er. Diese Erfahrung hatte ihn offen gemacht für Geister, Naturgeister, Hexenbretter, einfach alles Übersinnliche, das nichts mit der »Kirchenheit«, wie er es nannte, zu tun hatte. Er kannte einfach zu viele Leute, die sich Christen nannten, aber keine der bewundernswerteren Eigenschaften von Jesus zeigten.

Dad war gewiss ein außergewöhnlicher Mensch. Mit seinen kornblumenblauen Augen sah er durch die Menschen nicht hindurch, sondern vielmehr um sie herum. Wenn er mit jemandem redete, vermittelte er oft den Eindruck, gleichzeitig ein Gespräch mit den unsichtbaren Begleitern seines Gegenübers zu führen.

Manche Leute würden sich freuen, wenn sie auf dem Golfplatz sterben. Mein Vater hatte etwas Vergleichbares während der Pause eines Konzerts zustande gebracht, auf das er Mutter und mich mitgenommen hatte, als die Kinder noch klein waren. Er hatte gerade sein Lieblings-Violinkonzert von Bruch gehört, drehte sich zu mir und sagte: »Also, die Akustik hier ist wirklich großartig.« Plötzlich sackte ihm das Kinn auf die Brust und er stöhnte laut auf. Ich legte meinen Arm um seine Schulter und fragte, ob alles in Ordnung sei. Er hob den Kopf, blickte zu einem Punkt über der Bühne und lächelte verzückt. Dieses Mal sagte derjenige, der am Ende des Tunnels wartete: »Nun komm!«, und Dad folgte der Stimme ohne zu zögern.

Für uns war es ein Schock, aber für meinen Vater hätte es keinen schöneren Tod geben können. Er war bereit gewesen zu gehen. Zu wünschen, er möge wiederkehren, wäre im Grund egoistisch gewesen. Aber bei Sam war es etwas anderes. Ich suchte nach Hinweisen, dass Sam noch unter uns weilte. Wenn sich ein Vorhang bauschte, musste irgendwo eine Tür geöffnet worden sein. Der Schatten an der Wand erinnerte mich an Sams Kopf, aber es war nur der Zweig eines Farnbaums, der sich vor dem Haus bewegte.

Die einzige Botschaft von ihm war das Wort »Blödian«, das mit grünem Filzstift ganz oben auf der Wand in seinem und Robs Zimmer geschrieben stand und das Steve beim Tapezieren entdeckte. Sam hatte auf eine Leiter steigen müssen, um es schreiben zu können. Es war typisch für unseren Sohn, Erwartungen mit einem Witz zu begegnen. Wenn er uns überhaupt etwas damit sagen wollte, dann, dass wir dumm waren, weil wir uns in unserem Elend suhlten.

Niemals. Sam würde niemals erwachsen werden und den Rausch der ersten Liebe erfahren, die Freude an der Geburt seiner eigenen Kinder. Für immer. Er war der Welt für immer verloren, für immer erinnert als das geliebte Kind, das niemals die Gelegenheit bekam, zum Mann heranzuwachsen. Die Worte wirbelten in meinem Kopf herum, bis ich schließlich zu dem Panoramafenster ging – das nicht ins Säurebad gebracht

werden konnte, weil es fest in das Haus eingebaut war – und mit einem kleinen roten Farbabkratzer darüber herfiel. *Niemals, für immer, niemals*, bis mein Handgelenk schmerzte und meine Finger bluteten und zu brennen schienen. Der Blick durch das Fenster auf die Stadt, die Hügel und den Hafen kam mir wie eine Verhöhnung vor, aber der Rahmen musste bearbeitet werden. Mit jedem Kratzen legte ich eine weitere Schmerzschicht bloß. Vielleicht wäre mein Herz geheilt, wenn das Holz irgendwann nackt und glatt war. Einmal (war es Tag oder Nacht?) führte mich Steve sanft von dem Fenster weg, das keine Lösung bereithielt. Mein zweckloses, besessenes Kratzen war verstörend.

Die wenigen Male, die ich mich hinauswagte – in die unpersönliche Welt der Läden und Behörden –, hatte ich keine Skrupel, Wildfremden mein Unglück anzuvertrauen. »Mein Sohn ist gestorben«, erklärte ich der Frau hinter dem Postschalter. »Er ist vor drei Wochen überfahren worden. Er war erst neun.« Die Frau erblasste und wurde irgendwie länger und schmaler. Am liebsten wäre sie wohl hinter dem Poster verschwunden, das eine neue Briefmarkenserie bewarb. Sammlerstücke, ein wunderbares Geschenk für Freunde im Ausland, problemlos zu verschicken. Sie sah nervös zur Tür und sagte leise, das täte ihr leid. Ihre Stimme hörte sich unbeteiligt an. Was tat ihr leid? Dass ich sie dazu missbrauchte, um vor ihr mein schreckliches Schicksal auszubreiten, oder dass ich überhaupt in die Post gekommen war?

Einen Moment lang stieg heiße Scham in mir auf. Wie kam ich dazu, einen x-beliebigen Menschen zu belästigen, der nur seinen Lebensunterhalt verdienen wollte? Die Frau hatte allen Grund zu glauben, dass ich verrückt war oder log oder beides.

Dem Kassierer in der Bank erzählte ich es auch. Er reagierte ähnlich. Woher kam dieses Bedürfnis, Fremden meine klaffende Wunde vorzuführen? Ihren Schock und ihre Verlegenheit zu sehen, kann es nicht gewesen sein, dafür war das Gefühl der Befriedigung zu schwach. Ich muss irgendein Bedürfnis gehabt haben, mir einen neuen Platz in der Welt zu suchen, mir ein Etikett anzuheften, das für alle lesbar war, und mich letztlich dazu zu zwingen, das nicht Hinnehmbare hinzunehmen. Vielleicht gab es einen guten Grund dafür, dass die Trauernden früher ein Jahr lang Schwarz trugen. Es war ein Hinweis darauf, dass der Betreffende im besten Fall labil war.

Ich wollte zwar keineswegs ständig zu Hause hocken und jedem mitleidtriefenden Besucher ausgeliefert sein, aber ich war auch noch nicht bereit für die Außenwelt. Ich ging die Hauptstraße hinunter, weil ich nach Kleidung für unseren überlebenden Sohn suchte, Designermode für Kinder von so erlesener Qualität, dass er *für immer* geschützt und behütet war, und kam mir plötzlich verloren und völlig desorientiert vor. Fortgespült von einer Flut von unbekanntem, anonymen Gesichtern, musste ich mich zusammenreißen, um nicht loszuschreien. Glänzende Schaufensterscheiben stürzten auf mich zu, drohten mich auf dem Bürgersteig zu zerschmettern. Meine Knie wurden weich. Eine Bekannte entdeckte mich und begleitete mich zu meinem Auto. Ich schämte mich für meine Schwäche, dankte ihr und schickte sie weg.

Nach Luft ringend saß ich hinter dem Lenkrad und sah mich plötzlich von außen. Ein eingefallenes Gesicht, umrahmt von Haaren, die in alle Richtungen abstanden. Als ich in den Rückspiegel sah, war ich erstaunt, darin eine junge achtundzwanzigjährige Frau mit roten Augen zu erblicken.

Wir versuchten, wieder ein wie auch immer geartetes normales Leben aufzunehmen. Erschöpft von meinem Heulen und Zetern, während er selbst schwer an seiner versteckten Trauer trug, packte Steve zwei Wochen nach dem Begräbnis seine Tasche und machte sich wie ein Schlafwandler auf den Weg, um eine Woche auf See zu verbringen. Ich hoffte, dass er durch den geregelten Tagesablauf auf dem Schiff zu Klarheit und Ruhe fand.

Einige Tage später hörte ich, wie an unsere Haustür geklopft wurde. Ich verbarg mich im Dämmerlicht am Ende des Flurs und versuchte die Gestalt hinter der Milchglasscheibe auszumachen. Die Silhouette schien zu einer Frau zu gehören, aber sie kam mir nicht bekannt vor. Sie hatte kurze, struppige Haare und war für eine Frau sehr groß.

Rob sah vom Küchentisch auf, wo er gerade mit seinen neuen Legosteinen eine Raumstation baute. In den letzten Wochen war er mit fröhlich verpacktem Spielzeug und Kleidung regelrecht überschüttet worden. Rata, früher ein zuverlässiger Wachhund, blieb auf der Schwelle zum Zimmer der Jungen liegen und spitzte ein Ohr. Sie war untröstlich und rührte sich seit dem Unfall kaum noch vom Fleck, hob nicht einmal mehr den Kopf. Wenn man versuchte, sie aufzumuntern, rollte sie nur traurig die Augen.

»Wir machen einfach nicht auf«, sagte ich. »Sie wird gleich wieder gehen.«

Ein neuer Besuch war so ziemlich das Letzte, was wir brauchen konnten. Ich war innerlich völlig taub und erschöpft und fühlte mich außerstande, ein Gespräch zu führen. Wieder würde ich die Geschichte erzählen müssen. Wieder würde mich jemand mit Kuhaugen ansehen, während ich berichtete, wie unsere beiden geliebten Söhne die Straße hinuntergingen und nur einer von ihnen zurückkam. Die Geschichte wieder und wieder zu erzählen, sie wie ein Kirchenlied in einer leeren Kathedrale zu rezitieren, erschöpfte mich. Ich wollte die Tränen nicht, wollte das betroffene Gesum nicht mehr hören.

Vielleicht gehörte die Frau aber auch zu den Besuchern, die etwas zu essen brachten. Zahllose Teller mit Sandwiches, Muffins, Brathähnchen und Essen für jeden Geschmack waren in den letzten drei Wochen vor unserer Haustür abgestellt worden. Ich war den Köchen dankbar für ihren Sinn fürs Praktische und für ihre Zurückhaltung. Ihre schlichten Gaben waren eine willkommene Abwechslung zu all den Trauerbekundungen. Essen interessierte mich zwar nicht, aber irgendwohin verschwand der Inhalt dieser Teller doch immer.

Auf unserer Küchentheke wurde der Tellerstapel derweil immer höher. Ich hatte keine Ahnung, von wem sie stammten, und sie machten mir ein schlechtes Gewissen. Vielleicht war die Frau vor unserer Tür nur eine dieser Wohltäterinnen, die genug Mut aufbrachte, um ihr Geschirr zurückzufordern.

Nein, ich würde die Tür demjenigen, der hinter der Milchglasscheibe wartete, nicht öffnen. Sie oder er konnte das Essen, die Blumen oder die kitschige Beileidskarte auf der Fußmatte liegen lassen und in ein Leben ohne Schmerz zurückkehren.

Gerade als ich mich in die Sicherheit der Küche zurückziehen wollte, klopfte die Gestalt erneut. Rata sprang bellend auf. Das war seit Sams Tod das erste Mal, dass sie etwas anderes als Winseln von sich gab.

»Braves Mädchen!«, sagte ich und streichelte über das Fell auf ihrem Rücken. Sie machte einen Satz zur Haustür und wedelte mit dem Schwanz.

Der Kopf hinter dem Glas drehte sich erwartungsvoll. Offenbar hatte er oder sie das Bellen gehört. Jetzt blieb mir nichts anderes mehr übrig. Die Tür nicht zu öffnen wäre schlicht und ergreifend unhöflich gewesen.

Ich schob meine Finger unter Ratas Halsband und drückte auf die Klinke. Ein Sonnenstrahl blendete mich. Die anmutige Silhouette gehörte zu Lena.

An ihrem langen, schlanken Arm hing ihr Sohn Jake, der im selben Alter wie Rob war.

Die meisten Leute hatten ihre Kinder zu Hause gelassen. Mit Ausnahme von Robs ein, zwei engsten Freunden hatten sich bislang keine Kinder zu uns getraut. Verständlicherweise. Schon der Tod seiner Großeltern überforderte ein Kind, um wie vieles mehr galt das für den Tod eines Gleichaltrigen. Wer konnte schon vorhersagen, welche Folgen das plötzliche Verschwinden eines anderen Kindes auf ihr noch nicht ganz ausgebildetes Nervensystem hatte? Außerdem wusste man nicht, ob so eine Tragödie nicht doch ansteckend war.

Ich war mir meiner Reaktion auf die Kinder anderer Leute auch noch nicht sicher. Allein die Erwähnung eines Namens, vor allem die eines Jungen in Sams Alter, ließ bitteren Zorn in mir aufsteigen. *Warum hat dein Kind das Recht zu leben und meines nicht?*

Lenas Sohn starrte erst mich an, dann Rata, die fröhlich in die Höhe sprang, um sich aus meinem Griff zu befreien. Er linste an mir vorbei in den Flur. Vielleicht würde das ein halbwegs normaler Besuch werden, zur Abwechslung einmal ohne das ewige »Es tut mir so schrecklich leid. Gib bitte Bescheid, wenn ich irgendetwas für dich tun kann«.

»Möchtest du Rob besuchen?«, fragte ich das Kind schnell, falls Lena doch vorhatte, die erwartbaren Plattitüden von sich zu geben. »Er baut gerade eine Stadt auf dem Mond.«

Jake stand da, ein kurzes Lächeln erschien auf seinen Lippen.

»Du kannst auch aufs Klo, wenn du mal musst«, plapperte ich weiter und versuchte Rata davon abzuhalten, ihn völlig vollzusabbern. »Nur ist man da gerade leider nicht unbedingt für sich. Sie haben gesagt, dass die Tür in zwei Wochen abgebeizt wäre, aber es dauert eine halbe Ewigkeit. Hier geht es gerade drunter und drüber ...«

Lena beugte sich wie eine Weide über ihre Schultertasche, ein riesiger Patchwork-Beutel, extravagant und bunt genug, um von der Künstlerin selbst zu stammen. Sie griff hinein und beförderte ein kleines Lebewesen mit riesigen dreieckigen Ohren heraus. Es war schwarz und hatte kein Fell im eigentlichen Sinne, eher vereinzelt Fellbüschel. Vielleicht hatte sie ein Stofftier zum Trost für einen trauernden Jungen genäht.

Als das winzige Ding den Kopf bewegte, zuckte ich zusammen. Seine Augen standen wie zwei Glasmurmeln hervor. Vier unglaublich niedliche

Pfoten ragten durch Lenas Finger. Der Anblick erinnerte mich an Fotos von Frühgeborenen, die man zum Beweis ihrer Winzigkeit neben die Hand eines Erwachsenen legt. Ein hilfloser Organismus, der sich kaum selbst am Leben erhalten konnte.

»Wir wollten euch das Kätzchen bringen«, sagte Lena und lächelte mich unverwandt an.

Das Kätzchen? Welches Kätzchen?

»Sams Kätzchen!«, rief Rob, kam aus der Küche angerannt und quetschte sich an mir vorbei.

Rata bellte laut und befreite sich aus meinem Griff. Sie sprang an Lena hoch und warf sie beinahe um. Die Katze verschwand zwischen Lenas Brüsten. Unser Hund muss dem kleinen Ding wie ein Riesenungeheuer vorgekommen sein. Es war nicht zu übersehen, dass die beiden Tiere einander nicht mochten.

»Sitz, Rata!«, knurrte ich. »Sie ist nicht an Katzen gewöhnt.« Ich packte den Hund wieder am Halsband und zog ihn ins Haus.

»Mach dir keine Sorgen, altes Mädchen«, sagte ich und tätschelte sie. »Das regeln wir schon.«

Rata schien zu begreifen, dass es nur eine vorübergehende Unannehmlichkeit darstellte, in die Küche verbannt zu werden. Das Kätzchen, Sams Kätzchen, gehörte nicht in unser Haus. Es war wie E. T. in einem Raumschiff in Form von Lenas Patchwork-Tasche bei uns gelandet. Es stammte aus einer anderen Zeit. Damals waren wir andere Menschen gewesen, da war Sam noch bei uns, und unser Leben noch ganz. Jetzt waren wir zerrissen, nur noch Schatten unserer selbst, und für ein Kätzchen war da kein Platz. Nicht bei uns.

Ein Tierkind mit all seinen Bedürfnissen würde mich völlig überfordern. Zumal ich gerade als Mutter eines neunjährigen Menschenkindes versagt hatte. Wie sollte ich ein so winziges, verletzliches Wesen großziehen? Abgesehen davon hatte Rata genug mitgemacht. Da fehlte es gerade noch, dass ihr Leben von einem ihrer natürlichen Feinde auf den Kopf gestellt wurde.

Lena musste den Eindringling wieder mitnehmen. Das würde sie bestimmt verstehen. Sie hatte sicher keine Schwierigkeiten, eine Familie zu finden, die sich um das Kätzchen kümmern konnte. Es war schließlich recht präsentabel und sie ein wahres Verkaufsgenie. Auf dem Weg zurück zur

Haustür legte ich mir die Worte zurecht. Lena würde enttäuscht sein, aber das war nichts im Vergleich zu dem, was wir im Moment durchmachten.

Gerade als ich an der Haustür ankam, legte Lena, in goldenes Licht getaucht, die kleine Katze in Robs Hände.

»Jetzt gehört sie dir«, sagte sie mit sanfter Stimme.

»Es tut mir leid, Lena ...«, setzte ich an.

Aber dann sah ich Robs Gesicht. Er blickte hinunter auf das Kätzchen und fuhr mit einem dicken Fingerchen über seinen Rücken, und dabei entdeckte ich etwas, von dem ich gedacht hatte, es wäre für alle Zeiten von dieser Erde verschwunden. Robs Lächeln.

»Willkommen zu Hause, Cleo«, sagte er.

Vertrauen

*Eine Katze ist stets genau
zur richtigen Zeit am richtigen Ort.*

Als Rob mit der kleinen Katze im Haus verschwand, wandte sich Lena zum Gehen. Panisch packte ich sie am Ellbogen.

»Da ist etwas, das Sie wissen müssen«, platzte ich heraus. »Ich bin eigentlich gar nicht der Typ für Katzen. Gut, wir hatten früher Katzen, aber die waren völlig verwildert. Sie wohnten unter dem Haus und wir gaben ihnen gelegentlich mal etwas zu fressen. Mum wuchs nämlich auf einer Farm auf und da waren Katzen einfach da. Sie ließ ein paar ins Haus und wir zähmten sie so halb, aber richtig an uns gewöhnt waren sie nicht ...«

Lenas Miene verfinsterte sich. Aber sie musste das wissen. Ihr nicht davon zu erzählen, wäre schlimmer, als ein Einreiseformular auszufüllen und ein Häkchen bei »habe mich in den letzten dreißig Tagen auf keiner Farm aufgehalten« zu machen, wenn man im Gegenteil die letzten zwei Wochen seinem Cousin Jeff beim Melken der Kühe geholfen hat.

»Eine von ihnen, sie hieß Sylvester, hat immer in Mums Schuhe gemacht, was wirklich eklig war, weil sie manchmal vergaß, hineinzuschauen, bevor sie sie anzog. Dann bekam sie jedes Mal einen fürchterlichen Wutanfall. Sie sagte, Sylvester sei halber Perser, das sind die mit den langen Haaren, und dass er von da sein Temperament habe. Er war schwarz-weiß. Damit will ich nur sagen, Lena, dass wir vermutlich eher der Hundetyp sind.«

Lena neigte den Kopf wie eine exotische Lilie und musterte das Gestrüpp, das in unserem Garten wucherte. Ihr Auge fiel auf die riesigen Haufen, mit denen Rata den Vorgarten dekoriert hatte, und sie seufzte.

»Es ist ein ganz besonderes Kätzchen«, erwiderte Lena. »Aber wenn Sie keine Katzen mögen ...«

»Ich habe nicht gesagt, dass ich Katzen nicht mag«, fiel ich ihr ins Wort. »Ich weiß nur nicht, wie man sie versorgt. Ich habe zum Beispiel kein einziges Buch über Katzenaufzucht oder etwas in der Art gelesen.«

»Ach, Katzen sind ganz pflegeleicht«, sagte sie im Tonfall einer Kindergärtnerin. »Viel pflegeleichter als Hunde. Sie wird Ihnen keine

Schwierigkeiten machen. Man muss sie nur ein, zwei Tage im Haus behalten, damit sie sich eingewöhnt. Sie können mich jederzeit anrufen, wenn Sie irgendwelche Fragen haben. Und wenn Sie es sich anders überlegen, können Sie sie mir auch zurückbringen.«

»Aber ...« Lena schien nicht zu begreifen, dass ich mich bereits entschieden hatte. Ich wollte das Kätzchen nicht.

»Sie braucht nur ein bisschen Liebe.«

Liebe. Wie leicht einem dieses Wort von den Lippen ging. Viel leichter als Worte wie »Lasagne«, »Liegestuhl« oder »lass mich endlich in Ruhe«. Mein Herz war mir aus der Brust gerissen und in tausend Stücke zerfetzt worden. Wie sollte es da in der Lage sein, etwas dem Wort mit »L« ähnliches für ein Wesen zu empfinden, von dem ich völlig vergessen hatte, dass wir es aufnehmen wollten, und für das zu sorgen wir einfach nicht imstande waren?

Abgesehen davon würden wir für eine Katze, falls dieses Wesen in unserer Obhut durch irgendein Wunder lang genug überleben würde, um eine zu werden, unendlich lang die Verantwortung tragen müssen.

Ich war in Lenas Wertschätzung ohnehin schon so tief gesunken, dass ich sie nicht auch noch fragen wollte, wie alt eine Katze dieser Art werden konnte. Wenn ich mich recht erinnerte, konnten sich selbst die halbzahmen Katzen, mit denen ich aufgewachsen war, glücklich schätzen, wenn sie mehr als sechs Jahre unter uns weilten. Die meisten ereilte ein Schicksal, das meine Eltern normalerweise mit ernststen, nüchternen Begriffen wie »vergiftet«, »überfahren« oder »weggelaufen« beschrieben. Nachfragen waren nicht erwünscht. »Wer hat das getan?« oder »Wo?« wurden stets mit einem »Wer weiß das schon?« beantwortet.

Wenn dieses Kätzchen durch irgendein Wunder methusalemische neun Jahre erreichen sollte, wäre Rob fünfzehn, was unvorstellbar weit in der Zukunft lag. Angesichts der Schläge, die unser endokrines System hatte einstecken müssen, bezweifelte ich sowieso, dass einer von uns realistischerweise erwarten durfte, so lange zu überleben.

Lena lächelte dünn und verschwand zusammen mit Jake den Weg hinunter. Die arme Lena. Ich hätte diplomatischer sein sollen. Es musste sie hart ankommen, ihr Kätzchen bekennenden Hundetypen zu überlassen. Wie auch immer, sie hatte jedenfalls angeboten, das Kätzchen zurückzunehmen.

Ich konnte Rob ein, zwei Tage mit dem Tier spielen lassen, und es dann der Fürsorge eines katzenfreundlicheren Haushalts überlassen.

Rata seufzte laut hinter der Küchentür.

»Keine Sorge!«, rief ich der alten Hündin noch einmal zu. »Wir regeln das schon.«

Rob hatte sich in eine Ecke des Wohnzimmers verzogen und schmuste mit dem Kätzchen in seinem Arm. Es schön zu nennen wäre dasselbe gewesen, wie Elton Johns Brillen aus den Achtzigern als dezent zu bezeichnen. Es war ein in ein Geschirrtuch gewickeltes Häuflein Elend. Ein Stofftier, das man in den Laden zurückbringt, um es gegen eins mit mehr Füllung umzutauschen.

Sam hatte wieder einmal einen guten Blick bewiesen. Mit seinem übergroßen Kopf und dem Hals, der dünner war als ein Staubsaugerrohr, sah das kleine Ding E. T. viel ähnlicher als einer Katze. Für jemanden, der kein Katzentyp war, bot der Mangel an Fell eindeutig zu große Einblicke in die Katzenanatomie. Ich versuchte, über die halbdurchsichtigen Hautfalten hinwegzusehen, die über seinem Brustkorb lagen. Die Haut war dankenswerterweise schwärzlich gefärbt, so dass sie die Bewegung darunter wenigstens zum Teil verbarg. Wenn ich genauer hingesehen hätte, hätte ich womöglich das winzige Herz schlagen gesehen. Sicherheitshalber wandte ich meinen Blick ab.

Es war mir ein Rätsel, wie ein Wesen mit so viel überschüssiger Haut geboren werden konnte. Die Lappen unter seinen Vorderpfoten hätten gut als Flügel erhalten können. Von seinem Bauch hing ein schlaffer Sack herunter. Die Haut hätte leicht für zwei weitere Tiere dieser Größe gereicht. Das Leben dieses Wesens musste wirklich am seidenen Faden gehangen haben. Die älteren Geschwister hatten die kleine Schwester bestimmt immer zur Seite geschubst, um sich selbst den Bauch vollzuschlagen.

Das Kätzchen würde furchtbar viel fressen und wachsen müssen, um all die Hautsäcke zu füllen. Doch selbst dann war die Wahrscheinlichkeit, dass es halbwegs passabel aussehen würde, gleich null. Eine größere, ausgefüllte Version des Kätzchens könnte im Gegenteil in der Geisterbahn auftreten. Ich trat einen Schritt zurück. Es gehörte eindeutig zu den Dingen, die aus der Distanz besser aussahen. Wenigstens die Färbung war durchgehalten. Schwärzer konnte es nicht sein. Selbst seine Krallen waren schwarz. Angefangen bei den Krallen über die Pfoten bis hin zu den

Schnurrhaaren war es pechschwarz. Nur die Augen bildeten eine Ausnahme. Sie waren glänzende grüne Spiegel, die eigentlich nicht zu einer Katze gehörten. Sie mussten einem Wesen aus einer anderen Welt gestohlen worden sein. Rob strich dem Kätzchen mit seinem Finger über die Stirn und es sah bewundernd zu ihm hoch. Die beiden sahen aus wie ein Werbespot aus den fünfziger Jahren.

»Sam hatte recht«, sagte er und überreichte mir Cleo vorsichtig. »Tiere können wirklich sprechen. Hör mal. Sie knurrt.«

Womöglich war es ihr Fliegengewicht in meiner Hand, die Zerbrechlichkeit ihrer Gliedmaßen oder die Weichheit ihres Fells, jedenfalls füllte sich meine Brust plötzlich mit irgendetwas Butterweichem. »Das ist kein Knurren«, sagte ich und fuhr mit meinem Finger über das zarte Perlenband ihres Rückgrats. »Sie schnurrt.«

Einen kurzen Moment überwältigte mich der Anblick des unschuldigen, von gigantischen Ohren überschatteten Fellgesichts. Dieser Winzling von Katze besaß die Frechheit, einfach so, ohne Entschuldigung in unser Leben zu platzen, obwohl wir doch Sam verloren hatten und ich manchmal das Gefühl hatte, dass für mich damit alles zu Ende war. Nicht nur das, wie sie da zusammengerollt in meinen Händen lag, schien sie auch noch zu erwarten, dass sich alles zum Besten wenden würde. Sie war so klein, so hilflos. Und hatte keine andere Wahl, als uns zu vertrauen.

Cleo steckte lässig eine ihrer kleinen Prätzen aus und gähnte, wobei sie ein bonbonrosa Maul, gesäumt von gefährlich aussehenden Zähnen, präsentierte. Die verblüffenden Augen starrten mich mit einem Ausdruck an, der nicht so ganz zu ihrer Winzigkeit und Verletzlichkeit passen wollte. Der unerschütterliche Blick sagte alles. Aus ihrer Sicht begegneten wir einander auf Augenhöhe.

»Du musst mal ihre Ohren anfassen«, sagte Rob. »Sie sind ganz weich.«

Cleo hatte nichts dagegen, an den Ohren gestreichelt zu werden, im Gegenteil, sie senkte den Kopf und schmiegte sich in meine Hand. Ich erwartete kein Dankeschön. Ihre Ohren glitten wie kostbare alte Seide durch meine Finger.

Es kam mit einer sandpapierartigen Zunge. Cleo leckte mir über den Handrücken, und das war ähnlich überraschend wie der erste Kuss. Ein Teil von mir wollte sie festhalten und nie wieder hergeben. Der andere, tief verwundete, war besorgt über diesen Tsunami von Zuneigung, der mich

überschwemmte. Lieben heißt letztlich verlieren. Der Vertrag, den man bei der Ankunft jedes Haustiers stillschweigend abschließt, bedeutet, dass es wahrscheinlich vor einem sterben wird. Je mehr man sie liebt, desto schmerzhafter wird man ihren Verlust empfinden. Wenn ich Cleo mein Herz öffnete, dann wäre das so, als würde ich ein ohnehin schon wundes Organ auf ein Rollfeld legen und Flugzeuge zur Landung einladen.

»Mal sehen, wie sie läuft«, sagte ich und setzte das Kätzchen auf den Boden. Wir sahen ihr zu, als sie wie ein aufziehbares Blechspielzeug über den Teppich wackelte. Der Teppich musste ihr wie hohes, fast undurchdringliches Gras vorkommen. Sie verwendete ihr dünnes wurmartiges Schwänzchen als Steuerruder und stakste auf den Gummibaum zu.

Ich war nie ein Fan des Gummibaums gewesen. Wir hatten ihn von den Vorbesitzern unseres letzten Hauses geerbt. Ich verstand allmählich, warum sie ihn zurückgelassen hatten. Mit seinen großen, wachsartigen Blättern hatte er eine unzerstörbare und irgendwie humorlose Präsenz. Wie ein ungebetener Gast beim Abendessen hörte er jedes Gespräch mit, ohne irgendetwas dazu beizutragen, außer vielleicht, wenn ihm gerade danach war, etwas Sauerstoff. Wir hatten gehofft, dass wir das Ding zurücklassen könnten, als wir auf den Ziegenpfad gezogen waren, aber die Umzugsleute hatten ihn irrtümlich zusammen mit unseren Möbeln in den Laster geschleppt.

Als ich den Gummibaum in einen hässlichen orangefarbenen Plastikeimer pflanzte, gab ihm das neuen Auftrieb. Er trieb frische dunkelgrüne Blätter in der Größe von Frisbeescheiben aus und schickte unheimliche Fühler los, die um Bilderrahmen und über Vorhangschienen krochen. Das Ding, das mittlerweile eindeutig eher ein Baum war, machte Anstalten, den ganzen Vorort zu verschlingen. Mein Versuch, ihn mit einer Heckenschere zu beschneiden, endete damit, dass er die Kommode überwucherte.

Cleo blieb etwa einen Meter vor dem orangefarbenen Eimer stehen, duckte sich und musterte mit der hinterhältigen Entschlossenheit eines Löwen, der sich an eine Antilope heranpirscht, ihre Beute – ein Blatt, das von einem der unteren Äste baumelte. Vor Anspannung leicht zitternd wartete sie auf den Moment, in dem das Blatt nicht aufpasste. Als sie überzeugt war, dass das Opfer in seiner grenzenlosen Dummheit

irgendwelchen Blattgedanken nachhing, griff sie es mit Ingrimmm an und bohrte ihre Zähne in sein überraschtes Fleisch.

Dann passierte etwas ganz Erstaunliches. Es setzte mit einem Laut ein, der zunächst fremd erschien, ein leises Gurgeln, dem so etwas Ähnliches wie ein Schluckauf folgte. Unsere Münder öffneten sich, das weiche Innere unserer Kehlen zog sich krampfartig zusammen, aber dieses Mal nicht, weil wir losheulten. Es war Lachen. Rob und ich lachten. Das erste Mal seit Wochen geben wir uns der einfachsten und komplexesten Heilmethode hin, die die Menschheit kennt. Ich hatte ganz vergessen, wie es war, zu lachen, so tief hatte mich die Trauer in ihren Abgrund gezogen. Es brauchte einen Jungen, sein Kätzchen und einen Gummibaum, um eine für die menschliche Gesundheit entscheidende Grundfunktion bei mir wieder in Gang zu bringen. Das Grauen der letzten Wochen verschwand, die Fesseln des Schmerzes lockerten sich für einen Moment. Wir lachten.

Im Kampf zwischen Cleo und dem Gummibaumblatt stand der Gewinner von vornherein fest. Das Blatt war doppelt so groß wie Cleo und fest mit dem Ast verbunden. Jedes Mal, wenn sie ihren grünen Gegner mit den Krallen festzuhalten versuchte, entglitt er ihr und federte frech wieder gen Himmel.

»Die Kleine traut sich was«, sagte ich.

Plötzlich hielt die Katze inne und setzte sich auf die Hinterbeine. Mit einem diktatorischen Miauen sah sie zu uns hoch. Eine Übersetzung war überflüssig. Cleo hatte keine Lust mehr, uns zu unterhalten. Sie wollte hochgehoben und gestreichelt werden. Ein schmerzliches Heulen aus der Küche erinnerte uns daran, dass es Zeit für Cleo war, die Dame des Hauses kennenzulernen.

Ich sagte Rob, er solle Rata aus der Küche lassen, während ich Cleo festhielt. Aber was, wenn Rata sich auf die Katze stürzte und sie zu fressen versuchte? In einem solchen Fall konnte nur die starke Hand eines Erwachsenen den Hund bremsen. Es blieb also bloß die Möglichkeit, dass Rob das Kätzchen hielt und nicht losließ, während ich Rata holte.

Außer sich vor Freude, aus dem Küchengefängnis befreit zu werden, leckte Rata mich ab, als ob sie mich duschen wollte. Sie schien meinen Würgegriff um ihr Halsband gar nicht zu bemerken.

»So, altes Mädchen, da ist jemand, den wir dir vorstellen möchten«, sagte ich und kam mir vor wie eine Zahnärztin, die einem kleinen Patienten das

erste Mal einen Bohrer vorführt. »Du musst keine Angst haben, nur ganz vorsichtig sein.«

Rata wusste genau, wo es hinging. Wie ein Düsenboot mit einem Wasserskifahrer im Schlepptau zog sie mich ins Wohnzimmer, wo Rob am Fenster stand und Cleo besorgt unter sein Kinn drückte. Rata sah die Katze und spannte jeden Muskel unter ihrem Halsband an. Cleo riss die Augen auf, bis sie wie zwei Riesensmaragde aussahen. Sie sträubte ihr Fell, um sich doppelt so groß zu machen, aber selbst das hätte nicht einmal genügt, um einen Chihuahua zu beeindrucken. Sie machte einen Buckel und legte die Ohren flach. Gerade als ich dachte, es könnte nicht mehr schlimmer kommen, gab Rata ein Bellen von sich, das die Stille im Zimmer wie Kanonendonner durchschlug. Das Kätzchen musste vor Schreck einen Herzschlag kriegen.

Jedes normale Tier, das mit einem um so vieles größeren Gegner konfrontiert wurde, hätte sich in Robs Armen versteckt, aber Cleo war kein normales Tier. Sie funkelte von ihrer menschlichen Festung herunter, verengte ihre Pupillen zu Stecknadelköpfen und legte ausreichend Bösartigkeit in ihren Blick, um das gesamte Hundemperium einzuschüchtern. Dann riss sie das Maul auf, legte zwei Reihen kleiner Dolche frei - und fauchte.

Rob, Rata und ich erstarrten. Cleos Fauchen war beängstigend urtümlich, wie das eines Python, der im nächsten Moment einen Hasen verschlingen würde, ein Fauchen, das Cleopatra selbst alle Ehre gemacht hätte, eines, das keinerlei Widerspruch duldet.

Rata wand sich in ihrem Halsband, dann ließ sie sich auf ihr Hinterteil fallen. Erschreckt von der Wildheit des Kätzchens ließ die alte Hündin den Kopf hängen und musterte den Boden. Sie machte einen enttäuschten und verwirrten Eindruck.

Dann begann ich zu begreifen. Ich hatte die Signale, die Rata ausgesandt hatte, die ganze Zeit über missverstanden. Sie hatte Lena an der Haustür begrüßen, nicht angreifen wollen, als sie sie angesprungen hatte. Und gerade eben hatte sie aus freudiger Erregung geknurrte und mit ihrem Bellen zum Spielen auffordern wollen. Aber nicht nur ich hatte Rata mit meiner Fehlinterpretation verletzt, sondern auch ein angriffslustiges Kätzchen, das nicht viel größer als ihre Vorderpfote war.

»Es ist okay«, sagte ich. »Bring Cleo her.«

Rob kam, Cleo in den Armen, zögernd zu uns herüber. Rata sah mit einem so sanften, freundlichen Ausdruck zu dem Kätzchen hoch, als wäre sie Mutter Teresa. Vorsichtshalber hielt ich sie trotzdem am Halsband fest.

»Siehst du? Rata hat nichts gegen das Kätzchen. Sie weiß nur nicht, wie sie sich mit ihm anfreunden soll. Setz Cleo auf den Boden, mal sehen, was sie macht. Ich werde Rata nicht loslassen.«

Rob trat ein paar Schritte zurück und setzte Cleo ab. Die Katze stand auf allen vieren und blinzelte ihren monumentalen Hausgenossen an. Rata legte den Kopf zur Seite, stellte die Ohren auf und winselte leise, als Cleo sich mutig auf sie zubewegte. Als sie schließlich bei Ratas Vorderpfoten angekommen war, blieb sie stehen und musterte das Monsterhundegesicht, das über ihr in der Luft hing. Dann drehte sie sich einmal um die eigene Achse und rollte sich wie eine Raupe zwischen Ratas gigantischen Pfoten zusammen.

Unsere Hündin bebte vor Freude, dass sie als die Supernanny, die sie war, erkannt wurde. Seit die Jungen Babys gewesen waren, hatte ich sie nie mehr so voller Mutterinstinkt gesehen. So, wie sie unsere Kinder immer beschützt hatte, wusste ich, dass ich ihr das Kätzchen bedenkenlos anvertrauen konnte.

Nicht nur unsere Herzen waren zu Matsch geworden, als Sam starb. Dank welchen hündischen Dechiffriersystems auch immer, Rata wusste, was mit Sam geschehen war. In gewisser Weise war Rata der Trauer noch viel hilfloser ausgeliefert als wir. Sie lag da und ließ die Stunden an sich vorbeiziehen, ohne sich durch Worte oder Tränen Erleichterung verschaffen zu können. Ein Tätscheln und ein beruhigendes Wort von uns schienen ihr nur für einen kurzen Moment Trost zu verschaffen. Aber das Kätzchen hatte die alte Hündin wieder zu Leben erweckt. Vielleicht hatte Ratas Herz genug Kraft, dass es sich noch einmal öffnen konnte.

Als ich ihr Halsband losließ, entrollte sich ihre Zunge wie eine Staatsflagge. Ohne auch nur zu zucken, ließ es unser kleiner Eindringling zu, dass er liebevoll vom Schwanz bis zur Schnauze und zurück abgeleckt wurde.

»Wo schläft Cleo heute?«, fragte Rob.

»Wir bereiten ihr in der Waschküche ein Bett. Ich suche eine Wärmflasche, damit sie es warm hat.«

»Das geht nicht! Sie vermisst bestimmt ihre Brüder und Schwestern. Sie wird Albträume haben. Ich will bei ihr schlafen.«

Seit dem 21. Januar hatte Rob die Wörter »vermissen« und »Bruder« nicht mehr in ein und demselben Satz gebraucht, nur die Superman-Uhr blieb wie festgewachsen an seinem Handgelenk. Tagsüber bot Rob die erstaunlich überzeugende Vorstellung eines Kindes, das ein völlig normales Leben führt. Nachts war es etwas anderes. Geplagt von Albträumen von einem Monster, das ihn in einem Auto jagte, wälzte er sich auf seiner Matratze in unserem Schlafzimmer im Schlaf hin und her.

»Für uns drei und die Katze ist es zu eng im Schlafzimmer«, sagte ich. »Abgesehen davon wird Cleo die ersten Nächte vielleicht unruhig sein, bis sie sich eingewöhnt hat.«

»Das macht nichts«, sagte er. »Sie kann zusammen mit mir in meinem alten Zimmer schlafen.«

Das Zimmer, das sich Sam und Rob geteilt hatten, war noch immer verwaist. An einem Nachmittag, der in seinem Grauen völlig surreal war und an dem ich mich wie eine Figur auf einem Gemälde von Hieronymus Bosch fühlte, hatten wir Sams Kleider und Spielzeug in Tüten verstaut und zu einem Sammelcontainer auf dem Schulgelände gebracht. Danach taten wir das, was wohl alle in einer solchen Situation taten, und gestalteten das Zimmer neu. Steve strich es sonnengelb. Ich nähte Schlumpfvorhänge und hängte ein Micky-Maus-Poster an die Wand. Steve baute ein Bett und malte es rot an. Ich kaufte bunte Bettwäsche. Aber all die knalligen Farben halfen nichts, Rob war nicht dazu zu bewegen, das Zimmer wieder zu beziehen. Ich fand mich schon langsam damit ab, dass er bis zu seinem einundzwanzigsten Lebensjahr und darüber hinaus in der Ecke unseres Schlafzimmers schlafen würde.

»Willst du wirklich wieder in deinem Zimmer schlafen, Rob?«

»Jemand muss sich doch nachts um Cleo kümmern.«

Rob machte an diesem Abend in seinem neuen/alten Zimmer einen beinahe ebenso verwirrten Eindruck wie die kleine Katze. Ein beißender Geruch nach frischer Farbe lag in der Luft. Die Bettwäsche leuchtete neonfarben. Das neue Laken war glatt und kalt.

In diesen Wochen mussten bestimmte, besonders geliebte Gutenachtgeschichten vermieden werden. *Green Eggs and Ham* ging wegen der Hauptfigur *Sam I Am* nicht und ich ertrug auch *The Digging-est Dog*

nicht, weil ein Junge namens Sam Brown mit seinem Hund darin vorkam. Gemeinsam mit Cleo, die zwischen uns lag, machten wir es uns daher mit *One Fish Two Fish* gemütlich, dessen Text mir so vertraut war, dass ich ihn beinahe auswendig konnte.

Ich spürte, wie sich Robs Angst drohend über ihm zusammenballte, als wir bei der letzten Seite anlangten. »Bist du sicher, dass keine Monster im Zimmer sind?«, fragte er und warf einen ängstlichen Blick unters Bett.

»Völlig.« Jetzt schien mir der falsche Zeitpunkt zu sein, ihm zu sagen, wo sich die schlimmsten Monster verbargen. Schlau wie sie sind, kriechen sie in unsere Köpfe und warten auf den Moment, in dem wir am verletzlichsten sind – wenn es Zeit ist, schlafen zu gehen, oder wenn wir krank und ängstlich sind.

»Aber vielleicht unter dem Bett?«

»Dort habe ich vorhin schon nachgeschaut.«

»Kannst du noch mal schauen?«

»Also gut«, sagte ich und beugte mich hinunter, um erneut die Staubflusen zu begutachten, die sich dort vor dem Staubsauger versteckten.

»Und hinter den Vorhängen?«

Ich nahm Cleo hoch – warum wollte ich sie eigentlich die ganze Zeit auf dem Arm halten? – und schob den Vorhang zur Seite. Das erste Mal lag in den funkelnden Lichtern der Stadt ein Hoffnungsschimmer. Oder bildete ich mir das nur ein? Wahrscheinlich erlaubten sie sich einfach nur einen grausamen Scherz mit uns und lachten über uns, weil wir meinten, dass diese Nacht vielleicht ein wenig leichter werden würde.

»Keine Monster«, sagte ich und zog den Vorhang wieder zu. »Und jetzt schlaf gut, mein Liebling.« Ich streichelte ihm über den Kopf und küsste seine Stirn, sog den köstlichen Geruch seiner Haut ein. Merkwürdig, dass jedes Kind mit einem ganz eigenen, komplexen, wunderbaren Geruch auf die Welt kommt, den die Mutter sofort erkennt. Ich weiß nicht, ob er ahnte, wie sehr mein Leben in dieser Zeit von ihm abhing. Hätte er mich nicht gebraucht und mir nicht ein Beispiel für Mut gegeben, hätte ich wohl der Hand voll Schlaftabletten und dem Glas Brandy zum Hinunterspülen nicht widerstehen können.

»Hast du auch im Schrank geschaut?«

»Da sind nur Fußbälle und Regenmäntel drin.«

»Gibst du mir jetzt Cleo?«

Das Kätzchen. Offiziell Robs Kätzchen. Als ich ihm das Fellknäuel in die Armbeuge legte, seufzte Rob und steckte den Daumen in den Mund. Er und Cleo hatten viel gemeinsam. Wenn eine Frau ihren Mann verliert, wird sie zur Witwe. Kinder werden Waise genannt, wenn ihre Eltern sterben. Soweit ich wusste, gab es keine Bezeichnung für jemanden, der um einen Bruder oder eine Schwester trauerte. Wenn es ein solches Wort gegeben hätte, dann hätte es auf den Jungen und die kleine Katze gepasst. Von Geburt an war ihr beider Leben erfüllt von unbeholfenen Umarmungen, spielerischen Raufereien, dem Lärm und der Körperwärme ihrer Geschwister. Nun, auf brutale Weise ihrer Geschwister beraubt, waren beide verloren und verängstigt. Aber sie waren auch tapfer und voller Leben. Im Grunde blieb ihnen gar nichts anderes übrig, als sich nachts aneinanderzuschmiegen und darauf zu vertrauen, dass am nächsten Morgen die Welt wieder in Ordnung käme.

Ich knipste das Licht aus und ließ die Ereignisse dieses Tages auf einer dunklen Leinwand in meinem Kopf ablaufen. Alles war durchdrungen von dem bitteren Schmerz, ohne Sam leben zu müssen. Trotzdem stellte ich, beinahe mit einem leichten Schuldgefühl, fest, dass die letzten vierundzwanzig Stunden nicht nur trostlos gewesen waren.

Steve musste natürlich noch überzeugt werden, aber Cleo erwies sich für ein Kätzchen als erstaunlich zivilisiert.

*Erwachen
Ein Kätzchen weiß,
dass Freude wichtiger ist als Selbstmitleid.*

»Aua! Hilfe!«

Ich schreckte aus dem Schlaf auf, etwas riss brutal an meinen Haaren. Ein wildes Tier attackierte meinen Kopf, hieb seine Krallen in meine Haare und gab dabei bedrohliche Schmatzlaute von sich. Es musste ein Tiger oder Löwe sein, der aus einem Tierfilm entsprungen war. Egal was es war, es verwechselte mich jedenfalls mit einer Antilope, die gefressen werden wollte. Sein Atem stank nach Fisch, offenbar fraß es also auch Meeresbewohner.

»Das ist nur Cleo«, kicherte Rob.

Cleo? Wie konnte sich ein kleines Kätzchen innerhalb weniger Stunden in einen frauenfressenden Panther verwandeln?

»Nimm das Vieh weg!«, rief ich.

»Sie ist kein *Vieh*«, sagte er, befreite Cleo aus meinen Haaren und setzte sie auf den Boden. Kaum hatten ihre Pfoten den Teppich berührt, war sie auch schon zurück aufs Bett gesprungen, um wieder über meine Haare herzufallen. Ich jaulte vor Schmerz auf. Das befriedigte Schnurren der Katze brachte mein Trommelfell zum Erzittern. Ist das etwa das Letzte, was die Beute einer Raubkatze hört?

Kaum hatte ich die Katze ein zweites Mal aus meinen Haaren gewickelt und auf den Boden gesetzt, hüpfte sie erneut zurück aufs Bett. Es war mir ein völliges Rätsel, wie ein so kleines Tierchen das Mehrfache seiner Körpergröße mit einem Satz überwinden konnte. Sie kam mir vor wie eine Stabhochspringerin ohne Stab. Vielleicht hatte man ihr in die Hinterbeine Sprungfedern implantiert. Ich seufzte und warf sie ein drittes Mal aus dem Bett. Mit Augen, die wie Neonschilder leuchteten, und Ohren so groß wie Schmetterlingsflügel sprang sie ein drittes Mal zurück. Sie schien das Ganze für ein Spiel zu halten und nahm keinerlei Rücksicht darauf, dass wir uns mitten in einem Trauerprozess befanden, den wir wohl kaum jemals abschließen würden.

»Neiiiin!«, wimmerte ich und benutzte das Kissen als Versteck. Cleo jubelte, hochzufrieden mit ihrer Leistung. Man hätte meinen können, dass sie weltweit die erste Katze war, die das Haarangriff-aufs-Bett-zurückspringen-Spiel spielte. Womöglich stimmte das sogar. Das Kissen half auch nicht weiter: Cleo kroch einfach darunter. Ich setzte sie wieder auf den Boden, sie sprang hoch. Rauf. Runter. Rauf. Runter. Wenn ich nicht bald etwas unternahm, würde das den ganzen Morgen so gehen.

Wäre Steve zu Hause gewesen, hätte ich ihn als menschliches Schutzschild benutzen können. Aber er hatte ja noch nicht einmal offiziell zugestimmt, dass wir eine Katze aufnehmen, geschweige denn eine, die Menschen fraß. Für ihn war Cleo bislang nicht mehr als die Idee eines Kätzchens. Ich hatte sie ihm am Telefon haarklein beschrieben. »Du wirst sie lieben!«, hatte ich gesagt. Trotz all meiner Marketingkünste machte er keinen besonders begeisterten Eindruck. Ich freute mich nicht auf seine Reaktion, wenn er von der See zurückkehren würde. Er würde ungefähr so leicht für Cleo zu erwärmen sein wie der Papst für den Buddhismus.

Lustlos rollte ich mich aus dem Bett und schlüpfte in meinen Morgenmantel. Als ich schläfrig in die Küche schlurfte, merkte ich, dass etwas an mir zog. Cleo hing am Gürtel meines Morgenmantels wie Tarzan an einer Liane.

»Böses Kätzchen!«, sagte ich, pflückte sie von meinem Gürtel und setzte sie auf den Boden. Kaum versuchte ich den Gürtel um meine Taille zu wickeln, sprang sie auf meine Hüften, hieb ihre Krallen in mein Fleisch und erwischte, während ihr Schwanz wild herumruderte, den Gürtel mit ihren Zähnen. Das zweite Mal an diesem Morgen schrie ich vor Schmerz auf.

Das Tier von meinem Oberschenkel zu entfernen tat mehr weh als jede Heißwachs-Enthaarung. Offenbar verstand die junge Katzendame nur eine Sprache: Strenge. Ich wickelte den Gürtel um meine Taille, zog den Knoten fest und ging mit so viel Würde, wie ich aufbringen konnte, weiter. Cleo flitzte los und drängte sich geschickt zwischen meinen Knöcheln durch, bevor sie plötzlich schlitternd zum Stehen kam und einen Buckel machte. Wie in Zeitlupe stolperte ich über sie, verlor das Gleichgewicht und schaffte es gerade noch, mich an einem Wandbehang festzuhalten, sonst wäre ich auf ihr gelandet.

In einer Position, die einem Yogi Ehre gemacht hätte, hielt ich mich an den Makramee-Fransen fest und entschuldigte mich wortreich. Das

Kätzchen hatte sich auf den Rücken gerollt, eine Pfote angewinkelt, und fixierte mich mit einem verletzten Gesichtsausdruck. Ich fühlte mich furchtbar schlecht, weil ich ihr wehgetan hatte.

Gerade als ich mich bücken wollte, um sie hochzunehmen, explodierte der kleine Fellball, sprang auf und lief davon. Erleichtert folgte ich ihr - bis sie abrupt stehen blieb und mich wieder zum Straucheln brachte. Und wieder!

Cleo war offenbar zu dem Schluss gekommen, dass ich ein lächerliches Tier war, mit meinen Vogelnesthaaren und meiner Fixierung darauf, mich auf zwei Beinen zu bewegen. Ihre Mission war, mein Fell zu trimmen und mich runter auf alle viere zu kriegen, damit ich die Vorteile des Katzenlebens kennenlernen konnte.

Aber ich konnte keine irre Katze brauchen. Das Tier hatte kein Recht dazu, durch unsere Trauergemäcker zu tänzeln, als sei das Leben eine Art Scherz. Sam hätte gewusst, wie sie zu bändigen war. Ich konnte ihn beinahe sehen, wie er sich über sie beugte, die Hand nach ihr ausgestreckt, seine weichen Lippen feucht und zärtlich ...

Ich rannte ins Badezimmer, der einzige Ort, wo ich alleine weinen konnte, und zog den Vorhang zu. Rob musste nicht noch mehr Tränen und Verzweiflung von Erwachsenen sehen. Wenn dieser Tag doch anders verlaufen wäre. Wenn Sam nicht die Taube gefunden und Steve nicht den Zitronen-Baiser-Kuchen gemacht hätte, ich nicht zum Mittagessen außer Haus gewesen und diese Frau nicht zurück zur Arbeit gefahren wäre ... *Diese Frau*. Es war alles ihre Schuld. Ich fragte mich, ob sie selbst Kinder hatte und sich vorstellen konnte, welche Höllenqualen wir gerade durchlitten. In meinem Kopf hatte sie sich in ein Ungeheuer verwandelt.

Ein Schluchzen drang aus meiner Kehle. Ich versuchte es zu unterdrücken, lehnte die Stirn gegen die kalten blauen Fliesen und umklammerte meinen Bauch. Meine Brustmuskeln taten weh. Das Fassungsvermögen der menschlichen Tränenkanäle erstaunte mich immer wieder. Wie viele Wassereimer konnte ein Augenpaar füllen? Kaum war ich zu der Überzeugung gelangt, dass ich das Kontingent eines ganzen Lebens verbraucht hatte, floss eine weitere Tankwagenladung über meine Wangen. Weinen war zu einer weiteren Vitalfunktion geworden, dem Atmen vergleichbar, die ohne Willensanstrengung ablief.

Als ich mich über die Kloschüssel beugte, löste sich ein Teil meines Bewusstseins und schwebte zur Badezimmerdecke hoch. Von dort sah es

milde auf die heulende, von Schmerz und Hass gekrümmte Frau hinunter. Dieses andere Ich, das die Dinge aus einer gewissen Distanz betrachtete, nahm sie auch nicht so persönlich. Es hatte etwas Unheimliches, Gleichgültiges an sich. Vielleicht war es von Geburt an da gewesen und ich würde den Rest meines Lebens damit verbringen, es unter Gefühlen, Verpflichtungen und der Erfüllung von Erwartungen zu begraben.

Gleichzeitig machte es mir Angst. Was, wenn ich irgendwann der Versuchung erlag, damit in die Ewigkeit zu entschweben und wie ein belustigter Zoodirektor auf die Dramen der Menschen hinunterzulächeln? Die Vorstellung, meinen Körper zu verlassen und dem Schmerz zu entfliehen, kam mir plötzlich allzu verführerisch vor. Ich machte das Badezimmerschränkchen auf und hielt die Flasche mit Schlaftabletten gegen das Licht. Jede einzelne der Tabletten hinter dem braunen Glas war ein verlockendes Versprechen, und es waren noch eine Menge übrig. Ich schraubte das Fläschchen auf. Schlecht rochen sie nicht. Mit genug Brandy ließen sie sich herunterspülen.

Da öffnete sich die Badezimmertür einen Spalt. Mist, ich hatte sie nicht richtig geschlossen. Der Duschvorhang bewegte sich leicht. Bestimmt hatte Rob die Haustür offen stehen gelassen, so dass es jetzt zog. Ich beugte mich vor, um die Tür zuzudrücken. Wieder ging sie auf. Als ich nach unten blickte, sah ich eine schwarze Pfote den Spalt entlanggleiten. Cleo kam herein, tappte über die Fliesen und verlangte miauend von mir hochgenommen zu werden. Mit einem Seufzen stellte ich die Tabletten zurück in den Schrank und schloss ihn leise. Mit einem endgültigen Abschied würde ich es mir zu leicht machen. Cleos unverfrorenes Auftauchen im Badezimmer erinnerte mich an meine Verantwortung. Ich hatte kein Recht, aufzugeben, wenn ein Junge und ein Kätzchen Beständigkeit in ihrem Leben brauchten und jemanden, der sich um sie kümmerte, bis sie selbstständig waren. Ich nahm Cleo auf den Arm und schluchzte in ihr Fell. Es schien ihr nichts auszumachen, als Taschentuch erhalten zu müssen. Schnurrend kuschelte sie sich an meinen Hals und sah mich mit so viel Zuneigung an, dass ich fast bestürzt war. Mit einer solch bedingungslosen Liebe hatte mich niemand mehr angesehen, seit meine Kinder Babys gewesen waren. Ich riss mich zusammen und setzte sie auf den Boden. Munter sprang sie davon, und ich machte mich auf die Suche nach Rob.

Das Haus hatte in der Nacht eine Verwandlung durchgemacht. Der Flur hatte sich in ein Schlachtfeld verwandelt. Über den Teppich waren leere Plastiktüten verstreut. Dazwischen lagen einzelne Socken. Eine von Robs blau-weißen Sportsocken hing über einem Strumpf von Steve. Eine regenbogenfarbene Bettsocke hatte sich um eine Deoflasche gewickelt. Mit der Napoleons Zweispitz ähnelnden Verschlusskappe sah die Flasche wie ein toter General aus, der sich angesichts seiner Niederlage erschossen hatte und umgekippt war.

Im Wohnzimmer hatten die Teppiche Falten geworfen und waren verrutscht. Lampenschirme hingen wie kecke Hüte krumm und schief auf ihren Ständern. Stühle und Tische waren verrückt. Die Fotos auf dem Fensterbrett waren umgefallen. Ein Abfallkorb lag auf der Seite und spie Apfelbutzen und Kaugummipapier aus.

Die Küchenjalousien waren auf halbem Wege hängen geblieben und ließen sich weder nach unten noch nach oben bewegen. Eine genauere Untersuchung erbrachte, dass die Zugschnüre entweder mit chirurgischer Präzision durchgeschnitten oder durchgekaut worden waren.

Im ersten Augenblick dachte ich, dass bei uns eingebrochen worden war, und rannte ins Wohnzimmer. Dort stellte ich allerdings überrascht fest, dass sich Stereoanlage und Lautsprecher nach wie vor in ihren hässlichen Furnierschränken versteckten. Auch der Fernseher hatte sich nicht von der Stelle gerührt, nur die Haufen von Beileidskarten hatten in der Nacht offenbar Flügel bekommen und waren zu Boden geflattert.

Der Gummibaum war umgestürzt und seine Blätter baumelten über Sofa und Sofatisch. Aus dem Eimer hatte sich eine kleine Erdlawine über den Teppich ergossen. Sie wurde gekrönt von drei winzig kleinen Häufchen.

Ich war noch nie eine dieser pingeligen Hausfrauen gewesen, aber das ging zu weit. Unsere Katze hatte nach Einbruch der Nacht eine Persönlichkeitsveränderung durchgemacht. Sie war ein Katzenwerwolf!

Vor mir lag ein Tag mit einem Horizont aus Socken, umgefallenen Gummibäumen, Plastiktüten und akupunktierten Knöcheln.

»Wo ist Cleo?«, brüllte ich und hob eine Decke hoch, die ich mit viel Liebe für Rob gestrickt hatte. Ich hatte Monate dafür gebraucht. Als ich diese Materialisierung meiner Mutterliebe an die Brust drückte, segelten drei halb zerkaute Quasten auf den Boden.

Rata lag auf ihrem Schlafplatz im Durchgang und klappte nur müde ein Ohr um. Rob zuckte mit den Schultern. Auf dem Farnbaum vor dem Fenster saß ein Vogel und übte Tonleitern. Vom Hafen wehte das Tuten eines Nebelhorns herauf. Im Haus dagegen war es verdächtig still. Bis auf ein merkwürdiges Scheppern aus der Küche.

Ich marschierte über den Linoleumboden, um einem Wesen, das nur einen Bruchteil von mir ausmachte, den Krieg zu erklären. Die Uhr tickte gelangweilt auf ihrem Posten über der Spüle. Der Wasserhahn trommelte wie ein Schlagzeuger ohne Rhythmusgefühl in den Abfluss. Im Übrigen Stille. Unser haariger Delinquent war ausgebüxt.

Ohne dass ich hätte erklären können, warum, wandte ich mich dem Backofen zu. Glücklicherweise erwarteten wir keinen Besuch von meiner ehemaligen Hauswirtschaftslehrerin. Fettagungen sahen mich von der Glasscheibe an. Im Lauf der nächsten ein, zwei Jahre oder spätestens am Welt-Ofenreinigungs-Tag würde ich bestimmt Gelegenheit finden, sie wegzukratzen. Zwei Backformen starrten mir aus der Dämmerung entgegen.

Ich wollte gerade in unserem Topfschrank nachsehen, als plötzlich das unverkennbare Geräusch von zu Bruch gehenden Tellern zu hören war. Rob öffnete die Klappe des Geschirrspülers. Cleo bemerkte es nicht einmal, so begeistert turnte sie zwischen den Tellern vom Vorabend herum. Sie hörte auch nicht, wie ich tobte, sie solle herauskommen. Als Rob dann seinen Arm in den Geschirrspüler streckte, schoss Cleo heraus und schlitterte zwischen seinen Beinen hindurch, bevor einer von uns ihr glattes Fell zu fassen bekam.

Ich hatte schon gehört, dass Kätzchen verspielt und fast so fordernd wie Neugeborene waren. Fast? Neugeborene blieben immerhin in ihrer Wiege liegen. Sie versuchen auch nicht mit aller Kraft, deine Frisur zu ruinieren oder dich zu Fall zu bringen, damit du den Rest deiner Tage im Rollstuhl verbringen kannst. Das Verhalten dieser kleinen Katze lag jenseits aller Normen, egal ob menschlicher, tierischer oder pflanzlicher Art. Sie war unkontrollierbar, zerstörerisch und vermutlich psychotisch, und zu allem Überfluss war sie auch noch eine Sockenfetischistin. In weniger als vierundzwanzig Stunden hatte sie sich aus einer hilflosen, charmanten Aristokratin in ein tollwütiges Raubtier verwandelt.

Wir verfolgten sie durch den Flur, sprangen über Socken und Supermarkttüten, aber vergebens, Cleo war verschwunden. Wir blieben stehen und lauschten. Außer unserem keuchenden Atem war nichts zu hören.

Ich linste durch den Türspalt in Robs Zimmer. Dort lag zusammengerollt auf dem Kissen die Personifizierung katzenhafter Niedlichkeit. Sie miaute leise, streckte sich und gähnte hinreißend. Cleo hatte sich in das Wesen, in das wir uns verliebt hatten, zurückverwandelt.

Rob schob sich vorsichtig auf sie zu. Cleo riss die Augen auf. Sie funkelte uns an, legte die Ohren zurück und peitschte mit ihrem Schwanz den Kissenbezug. Bevor einer von uns ihr zu nahe kommen konnte, war sie schon aufgesprungen und flitzte wie ein Flaschengeist durch das Zimmer. Rob warf sich in der Manier eines Rugbyspielers auf den Boden, um sie zu packen, aber Cleo schlüpfte durch seine Hände, sprang auf das Bücherregal und kletterte mit ausgefahrenen Krallen den Schlumpfvorhang hoch außer Reichweite.

Dem Kätzchen, das gerade durch Schlumpfland schaukelte, war meine Sorge um unsere Innenausstattung ganz offensichtlich egal. Ein Blick zur Decke zeigte ihr allerdings, dass es höher nicht mehr ging. Kleinlaut in unsere rettenden Arme abzusteigen kam keinesfalls in Frage. So schnell konnte ich gar nicht schauen, wie sie auf meiner Schulter gelandet war, um von dort aus wie von einem Sprungbrett auf den Boden zu hüpfen.

Kaum auf dem Teppich, raste sie wie eine Irre durch das Zimmer, vom Fensterbrett ging es aufs Bett, dann aufs Regal und zurück. Das war keine Katze. Das war ein Dynamo, mit dem man eine ganze Diskothek mit Strom hätte versorgen können. Allein vom Zuschauen wurde man müde.

Das konnte auf Dauer nicht gutgehen. Wir waren eben keine Katzentypen. Von einer Sekunde auf die andere waren wir nicht mehr Herren im eigenen Haus. Cleo war in unsere Gemäuer eingedrungen und hatte uns zu Gefangenen gemacht. Äußerlich betrachtet mochte sie ja winzig sein, aber ihre Persönlichkeit war die eines Mammut. Wenn sie nicht gerade Socken aus dem Wäschekorb klaute oder an den Einbänden von wertvollen Büchern kaute, lag sie in einem Einkaufskorb auf der Lauer, um über uns herzufallen.

Zugegeben, die Schwierigkeiten, die sie uns machte, lenkten uns von unserem Schmerz ab. Jede Minute, in der wir uns fragten, welchen Teil des

Hauses sie gerade zerstörte, war eine Minute, in der wir nicht in Trauer versanken. Nur fühlte ich mich im Moment diesem kleinen Kraftpaket einfach nicht gewachsen.

Das Einzige, was noch mehr Nerven kostete als ihre Anwesenheit, war ihre plötzliche, unerklärliche Abwesenheit. »Wo ist Cleo?«, fragte ich mich, nachdem ich den Gummibaum wieder aufgerichtet und die Häufchen entsorgt hatte. Im Haus war es verdächtig still. Rob entdeckte sie im Schrank unter der Spüle, wo sie im Abfalleimer saß und Kartoffelschalen fraß.

Ich hatte einmal gelesen, dass Katzen siebzehn Stunden am Tag schliefen. Junge Katzen bräuchten oft noch mehr Schlaf. Ging man nach dem Schaden, den sie angerichtet hatte, konnte Cleo in den letzten vierundzwanzig Stunden nicht mehr als drei Stunden geschlafen haben. Irgendein anderes Kätzchen in einem wunderbar ruhigen Haushalt musste sich Cleos veranschlagte Ruhezeit unter den Nagel gerissen haben. Es machte sich jetzt mit der Extra-Schlafzeit einen lauen Lenz und aalte sich friedlich auf einem Kissen in der Sonne. Sein entspannter, höchst privilegierter Besitzer würde auf die faule, schnarchende Gestalt blicken und sich über ihre Trägheit wundern.

Ich ertrug dieses Tier keine Minute länger und überredete Rob deshalb, das Haus für ein, zwei Stunden zu verlassen. Er willigte nur unter der Bedingung ein, dass wir zu einer Zoohandlung fahren, die Katzenspielzeug im Angebot hatte.

Wir schlichen uns um die verstreuten Plastiktüten herum zur Haustür. Möglichst leise drehte ich den Schlüssel im Schloss, um uns nicht zu verraten. Gerade als ich Rob an den Schultern vor mir hinausschob, erwachte die Einkaufstüte, die der Tür am nächsten lag, zum Leben, pustete sich zu doppelter Größe auf und gab ein furchterregendes Heulen von sich. Dann sprang ein Miniaturpanther aus den Tiefen der Tüte hervor und grub seine Zähne in meinen Knöchel.

Ich versuchte, sie abzuschütteln. Die Katze stand mehrere Stufen unter uns auf der Evolutionsleiter. Sie hatte kein Recht - von Intelligenz und technischen Mitteln ganz zu schweigen -, uns festzuhalten. Aber sie versuchte es, und wie.

Rob nahm einen Strumpf und wedelte damit vor ihr herum. Cleo war sofort wie gebannt. Wildheit: 10 Punkte. Aufmerksamkeitsspanne: 0 Punkte.

Sie hüpfte und tänzelte dem Strumpf hinterher. Als Rob ihn ans andere Ende des Flurs warf, setzte sie ihm sofort nach.

Kaum war Cleos Schwanz im Dämmerlicht des Flurs verschwunden, schlüpfen wir rasch aus der Haustür. *Es ist nur eine Katze, um Himmels willen*, hörte ich meine Mutter sagen. Aber ein so schlechtes Gewissen hatte ich nicht mehr gehabt, seit ich die Jungen in einer Kindertagesstätte angemeldet hatte, die ganz offensichtlich von einer direkten Nachfahrin von Katharina der Großen geführt wurde.

Wir liefen schnell zum Ziegenpfad hoch. Eine unsichtbare Macht zog mich zurück zum Haus. Ich drehte mich um und erblickte unser Kätzchen, das aus Robs Fenster sah. Wenn in diesem Moment ein Glückwunschkarten-Vertreter den Ziegenpfad entlanggeschlendert wäre, hätte er sie sofort lebenslang für Kitschfotos unter Vertrag genommen. In ein Körbchen oder einen Blumentopf gekuschelt oder aus einem Nikolausstiefel baumelnd wäre sie ganz einfach unwiderstehlich gewesen.

Vor wenigen Stunden hatte sie mich im Badezimmer aus einem meiner schwärzesten Momente gerettet. Dafür war ich ihr zutiefst dankbar. Sie war eine Schönheit, bezaubernd. Und es war unmöglich, mit ihr zusammenzuleben.

*Des Raubtiers Zähmung
Eine Katze zähmt Menschen,
wenn sie dazu bereit sind.*

Katze und Mensch passen nicht gut zusammen. Wäre der Mensch ein vernunftbegabtes Wesen, dann würde er, da ihm ja praktisch das gesamte Tierreich zur Auswahl steht, Tiere zähmen, die ihm ähnlicher sind. Affen zum Beispiel. Affen haben ein Fell, sind intelligent, ernähren sich weitgehend vegetarisch und können eine Menge Tricks lernen. Aber im Allgemeinen erwärmt sich der Mensch nicht besonders für Primaten. Aus den Augen eines Affen schaut ihm die eigene Gerissenheit entgegen.

Stattdessen hat der Mensch eine Vorliebe für Wesen, die eng mit seinen schlimmsten Feinden verwandt sind - Tiger und Löwen und Wölfe, die lieber an seinen Knochen nagen, als zu seinen Füßen sitzen, um ihn zu unterhalten.

Die Zoohandlung richtete sich nach dieser Vorliebe. Aus Instinkt oder reiner Gewohnheit steuerte ich auf die Hundeabteilung zu. Eine wahre Schatzhöhle voller Quietschbälle und Gummiknochen, Ratas Paradies. Rob zog mich auf die andere Seite des Ladens und zeigte mir ein kissenartiges Ding, von dem er meinte, es würde sich ausgezeichnet als Bett für Cleo eignen. Das Leopardenfellmuster hatte tatsächlich etwas mit Cleos Persönlichkeit gemeinsam.

Sogleich kam eine Verkäuferin auf uns zu und empfahl uns einen Sack mit Trockenfutter für junge Katzen. (*Spezialfutter für junge Katzen?*, glaubte ich meine Mutter aufjaulen zu hören. *Sind jetzt schon alle verrückt? Als Nächstes werden wir Frauen in der Regierung haben.*) Die Verkäuferin meinte, dass unser Kätzchen sicherlich von einem weichen mit Katzenminze gefüllten Ball begeistert wäre, und fügte noch hinzu, dass dadurch sein Spieltrieb gefördert würde. Ich stellte mir Cleo auf Katzen-LSD vor und lehnte dankend ab.

Auf dem Weg zur Kasse überredete sie uns noch zu einem Sack Katzenstreu und einer passenden Plastikbox. Ich wollte kein Kätzchen. Steve würde mir garantiert einen Vogel zeigen, wenn er nach Hause kam

und sah, wozu Cleo imstande war. Warum kauften wir also dieses ganze Zeug? Rob stellte sich auf die Zehenspitzen und schob das Katzenbett auf die Theke.

Die Frau hatte unverkennbar Verkaufstalent. Sie strahlte Rob an und fragte ihn, wie denn sein Kätzchen hieße. Mit roten Backen verkündete er stolz den Namen. Und dann fügte er noch hinzu, es sei die beste Katze der Welt.

Das Leben war kompliziert. Ich nahm den langen Weg nach Hause am Botanischen Garten vorbei, wo ich früher immer mit den Jungen Enten gefüttert hatte. Wenn sie wegen des schlechten Wetters tagelang das Haus nicht hatten verlassen können, besuchten wir am liebsten die Enten, damit sie ihre aufgestaute Energie loswerden konnten. Tiere, egal ob mit Federn oder mit Fell, taten ihrem Nervenkostüm einfach gut und machten sie ruhiger. Eine über das silberne Wasser gleitende braune Ente rückte unser Weltbild wieder zurecht und auf einmal schrumpften unsere Probleme auf normale Größe zusammen. Wenn wir den Ententeich verließen, waren wir alle drei gelassener. Im Frühling zählten wir die Entenküken, und jedes Mal waren es ein, zwei weniger als in der Woche zuvor. Aber man konnte unmöglich lange um sie trauern, nicht wenn die Tulpen blühten. Dann rannten die Jungen mit in der Sonne golden glänzenden Haaren zwischen Tulpenbeeten in allen Rot- und Gelbschattierungen herum.

Ich fragte Rob, ob er Lust auf einen Abstecher zu den Enten hätte, aber er wollte unbedingt zurück zu Cleo. Ich hätte den Anblick der Vögel sowieso nicht ertragen. Und ich würde in diesem Jahr auch die Tulpen nicht besuchen. Sie würden für sich allein blühen müssen. In jeder Ecke von Wellington gab es herzerreißende Erinnerungen an unser vergangenes Leben. Die Stadt war ein einziges Mausoleum.

Aber unser Heim war nicht länger ein trostloser Rückzugsort von der Welt. Innerhalb von vierundzwanzig Stunden hatte das Kätzchen das Kommando übernommen und es in Cleos Reich umgewandelt, wo sie jeden Quadratzentimeter meiner Privatsphäre vereinnahmte, sich um meine Knöchel wickelte, die Rückenlehne meines Stuhls hochkrabbelte, wenn ich mich zum Kaffeetrinken hinsetzte, mir ins Bad folgte und auf meine Schenkel sprang, kaum dass ich mich auf die Klobrille hockte. Socken, Plastiktüten und all die Kollateralschäden der letzten Nacht warteten noch

darauf, aufgeräumt und beseitigt zu werden. Dann sollte ich aus dem Telefonbuch einen Handwerker heraussuchen, der die Zugschnüre der Jalousien reparierte, wenn ich mir Erklärungen Steve gegenüber ersparen wollte. Nicht zu vergessen das Zerstörungswerk, das sie womöglich in unserer Abwesenheit angerichtet hatte.

Vielleicht mussten wir gar nicht nach Hause zurück. Wir könnten einfach immer weiterfahren, bis wir auf die Autobahn kamen, die um den Hafen nach Norden führte. Ich könnte alles hinter mir lassen, das Haus, die Katze, die brüchige Ehe und die Freunde mit ihren quälenden Mitleidsausbrüchen. Wir würden aufs Land nach New Plymouth fahren, wo ich aufgewachsen war, und bei meiner Mutter unterkriechen - bis meine Mutter und ich uns nach ungefähr zwei Wochen gegenseitig in den Wahnsinn treiben würden. New Plymouth und ich schienen sowieso nicht mehr zusammenzupassen. Immer wenn ich zu Beerdigungen oder Geburtstagen zurückkehrte, stellten mir die Leute mit ziemlicher Sicherheit die gleichen zwei Fragen: »Was schreibst du gerade?« und »Wann fährst du wieder?« Die zweite war leichter zu beantworten als die erste. Ich hätte nicht gewusst, wie ich das, was ich schrieb, einordnen sollte. Es ging mir vor allem darum, Leuten, deren Leben ähnlich unvollkommen war wie meines, Geschichten von mir zu erzählen und gemeinsam darüber zu lachen. Die Leser meiner Kolumne waren wie Freunde für mich, die den Vorteil hatten, niemals plötzlich vor unserer Haustür aufzutauchen. In letzter Zeit waren sie ungeheuer verständnisvoll gewesen.

Ich hatte mich so sehr daran gewöhnt, in meinen wöchentlichen Kolumnen über sehr persönliche Dinge aus unserem Leben zu berichten, dass es mir normal erschien, auch von Sams Tod zu sprechen. Sonst hätte ich nur so tun können, als wäre nichts passiert, um weiter amüsante Geschichten aus meinem Familienleben zu erzählen (unmöglich), oder ich hätte mich zurückziehen müssen. Als ich auf meinem Bett saß und über die Ereignisse dieses schrecklichen Tages schrieb, während meine Tränen auf die Reiseschreibmaschine fielen, wäre mir nie in den Sinn gekommen, dass mir daraus eine Quelle des Trostes erwachsen würde. Hunderte von Leuten schickten mir Briefe und Karten und bewiesen damit, zu welcher Herzensgröße völlig Fremde imstande waren. Ich erfuhr viel Mitgefühl in ihren Briefen, einige davon von Eltern, die wie ich ein Kind verloren hatten. So trug ich ständig ein sorgfältig getipptes Schreiben in meiner Handtasche

mit mir herum. Es stammte von einem indischen Paar, dessen zweijähriges Kind in einem Nationalpark davonspaziert war und seither nie wieder gesehen wurde. Noch heute, nach zehn Jahren seien sie nicht darüber hinweg, schrieben sie, aber sie hätten es überlebt. Sie waren Beweis dafür, dass Eltern, die ihr Kind auf tragische Weise verloren haben – wobei es immer tragisch ist –, weiterleben konnten.

Mutiger wäre es natürlich, wenn wir noch weiter Richtung Norden fahren, bis wir die gleißenden Neonlichter von Auckland erreichten, einer richtig großen Stadt, wo ich mir eine Stelle bei einer Zeitung oder Zeitschrift suchen könnte. Allerdings würde leider nur ein Wahnsinniger eine trauernde, völlig erschöpfte Alleinerziehende anstellen.

Vorsichtig parkte ich das Auto dicht an dem mit Farn überwucherten Lehmabbruch oberhalb des Ziegenpfads. Unter uns reckten sich die grauen Bürotürme der Stadt in die Höhe, die Fenster glänzten in der Sonne. In einem davon saß die Frau, die Sam auf dem Rückweg von der Mittagspause getötet hatte. Ich fragte mich, wie sie aussah und was sie gerade machte. Holte sie einen Aktenordner aus dem Schrank, telefonierte sie? Wellington war eine so kleine Stadt, dass wir bestimmt irgendwelche gemeinsamen Bekannten hatten. Niemand hatte zugegeben, dass er sie kannte. Wahrscheinlich ahnten sie, dass sie ihres Lebens nicht mehr sicher wäre, wenn ich sie zu fassen kriegte. Bald musste sie vor Gericht erscheinen und gestehen, dass sie betrunken gewesen oder zu schnell gefahren war, und dann würde sie ihre gerechte Strafe erhalten.

Hinter den Bürotürmen und über die Hügel hinweg an Lenas Haus vorbei lag der Friedhof, auf dem Sam begraben war. Noch ein Stück weiter nutzten Familien die letzten Sommertage und vergnügten sich am Strand. Die Mütter breiteten Decken über den Kies, gossen Orangensaft ein und versicherten ihren Kindern, dass das Wasser bestimmt nicht so kalt war, wie es aussah. Jungen stürmten in die Brandung, ihre Haut leuchtete hell zwischen den Wellen. Einige von ihnen waren Freunde von Sam. Ich wollte sie und ihre Mütter nie mehr wiedersehen.

Der Südwind kitzelte in meiner Nase. Noch vor Kurzem hatte ich den Gedanken genossen, in einem Haus auf der Verwerfungslinie zu wohnen, das ich zusammen mit meiner Ehe auf Vordermann brachte. Plötzlich erschien es mir unerträglich.

Rob kletterte aus dem Auto, er wollte Cleo ihr neues Bett zeigen. Ich folgte ihm, beladen mit Katzenstreu und Plastikklo. Auf dem Weg versuchte ich mich mental darauf vorzubereiten, welch grausigen Anblick das Haus, das eine kleine Katze in Besitz genommen hatte, inzwischen wohl bieten mochte. Immerhin stand es noch und die Farbe an seinen Balken blätterte weiterhin in der Sonne langsam ab. Von der Katze war nichts zu sehen.

Als ich den Schlüssel umdrehte, hüpfte ein winziger Panther durch den Flur auf uns zu, den Schwanz wie ein Banner in die Höhe gereckt. Er gab fiepene Willkommensrufe von sich, von denen jeder mit einem noch höheren Ton endete: *Wo wart ihr? Warum habt ihr so lange gebraucht? Habt ihr mir etwas mitgebracht?* Cleo stellte sich auf die Hinterbeine, rieb das Kinn an unseren Händen und benutzte unsere Fingernägel kurz als Zahnseide. Ihr Schnurren sagte uns, dass alles vergessen und vergeben sei. Nun, da wir zurückgekommen waren, strahlte die Sonne wieder von einem leuchtend blauen Himmel herunter. Ich war wie verzaubert. Wie war ich nur auf die Idee gekommen, sie wegzugeben? Wir brauchten sie fast so sehr wie sie uns.

Doch kaum schob ihr Rob das Leopardfellbett hin, machte Cleo einen Buckel und streckte laut fauchend ihren Schwanz auf wie eine Flaschenbürste. Das Katzenbett musste so bedrohlich sein wie der Leopard, den es imitierte. Mit ausgefahrenen Krallen fiel sie es an und hieb mit den Hinterbeinen darauf ein, um dann blitzschnell unter dem Sofa zu verschwinden. Der Angriff erfolgte so schnell, dass der Gegner nicht zurückschlagen konnte.

Cleo kam erst wieder unter dem Sofa hervor, als ihr Feind sich in die Waschküche zurückgezogen hatte. Das war der Beginn eines lebenslangen Ringens mit dem Thema Bett, auch wenn uns das damals noch nicht klar war. Kaum war an diesem Tag das Katzenbett weg, schoss sie unter dem Sofa hervor und schlitterte ein Stück auf einer Plastiktüte, in die sie dann blitzschnell hineinkletterte. Nachdem sie sich in der Plastikhöhle etwas ausgeruht hatte, überfiel sie die Telefonschnur aus dem Hinterhalt und brachte sich in der Küche im Schrank mit den Töpfen in Sicherheit.

Unsere Katze stand ständig unter Strom. Jeder Schatten und jeder Staubball, jede Einkaufsliste, ausrangierte Kordel und Küchengerätschaft war ein potenzieller Angreifer. Geräusche versetzten sie in höchste

Alarmbereitschaft. Wenn eine Tür quietschte, zuckte sie zusammen. Sang in der Ferne ein Vogel, stellten sich ihr sämtliche Haare auf.

Kein Strumpf im Haus war vor ihr sicher. Sie verschleppte sie aus Schlafzimmern, Schuhen und dem Wäschekorb, wobei sie sie mit Bedacht von ihren Partnern trennte, denn das machte sie verletzlicher. Dann wurde die Socke an der Spitze durchs Haus geschleift, in die Luft geworfen, unter Einsatz sämtlicher Krallen erbarmungslos gefoltert, bis sie sich tot stellte.

Ich bekam Kopfweg. Das Chaos aufzuräumen hatte keinen Sinn. Dadurch erweiterte sich nur ihr Spielraum für neuen Unsinn.

»Wage es bloß nicht!«, rief ich, als Cleo auf das Tischchen im Flur sprang und mit ihrer Pfote vorsichtig an eine große Vase mit einem Strauß Fingerhut klopfte. Sie sah zu mir hoch, ihre Schnurrhaare zuckten, dann duckte sie sich. Ich meinte es ernst. Sie senkte ihre Pfote und sprang gehorsam auf den Boden. Ich kann nicht behaupten, dass ich stolz darauf bin, aber in diesem Moment empfand ich tiefe Befriedigung. Ich fand es aufregend, dass ein fast wildes Tier meinem Befehl gehorchte. Größenwahnsinnige Lehrer müssen ähnliche Allmachtsfantasien haben. Zufrieden mit meinem Ausflug in die Diktatur schwebte ich in die Küche, um den Wasserkocher einzuschalten. Aber wie jeder Diktator war auch ich nur einem Wahn erlegen.

Die Wände erzitterten von dem lauten Knall, den es gleich darauf tat. Ich rannte zurück in den Flur. Blumenstängel flogen durch die Luft, gefolgt von der Vase, aus der sich in einem hohen Bogen Wasser ergoss. Auf dem Wasserfall surfte eine Gestalt, alle viere weit von sich gestreckt, um das Gleichgewicht zu halten.

Wie die meisten Naturkatastrophen war auch diese hier so schnell vorbei, wie sie begonnen hatte. Für das Haus, das noch vor Sekunden wie das ganz normale, wenn auch etwas schäbige Heim einer Familie ausgesehen hatte, hätten wir UN-Soforthilfe beantragen können. Cleo stakste durch die Flut und schüttelte nach jedem Schritt ihre Pfoten, so als wäre jeder einzelne Wassertropfen eine persönliche Beleidigung. Mit den flach angelegten Ohren und dem schlaff herabhängenden Schwanz hätte sie jedenfalls keinen Preis in einem Schönheitswettbewerb gewonnen. Und auch nicht den Ehrenpreis für gutes Betragen.

Ich rief Rob zu, er solle ein paar Handtücher holen. Gemeinsam versuchten wir der Fluten Herr zu werden. Ich nahm mich des tropfnassen

Teppichs an, während Rob die Katze abrubbelte. Zum ersten Mal überhaupt meinte ich so etwas wie Beschämung an ihr erkennen zu können.

Heilerin

*Eine Katze liebt von ganzem Herzen,
aber nicht so, dass nichts für sie selbst übrig bleibt.*

Steve kam nach einer Woche auf See nach Hause. Während er aufräumte, stand ich an der Küchentheke und sah zu, wie eine Möwe den Aufwind an der Klippe nutzend vorbeiglitt. Der Vogel und ich befanden uns auf gleicher Augenhöhe. Er drehte die scharfe Spitze seines Schnabels zu mir. Finster funkelten wir uns an.

Bis vor Kurzem hatte ich Vögel gemocht, und sie konnten stets auf mein Mitleid zählen. Als ich acht oder neun Jahre alt war, fand ich eine junge Drossel in unserem Vorgarten. Sie konnte nicht fliegen. Sylvester, unsere Katze, würde sie bestimmt erwischen, wenn ich nicht schnell etwas unternahm. Ich hob das kleine Federbündel hoch. Reglos hockte es mit seinen Reptilienfüßen auf meinen Fingern. Sein Schnabel und seine Krallen waren im Verhältnis zu seinem Körper zu groß. Eigentlich war es noch gar kein richtiger Vogel. Mir blieb nichts anderes übrig, ich musste das Küken mit ins Haus nehmen. Ich legte eine Schuhschachtel mit Watte aus. In den Deckel machte ich mit einer Stricknadel Löcher. Begierig sperrte die kleine Drossel den Schnabel auf, als ich ihr mit einer Pipette Zuckerwasser einflößte. Ich schloss den Deckel, überzeugt, dass der Vogel über Nacht sterben würde. Die Schachtel zwitscherte. Kein Angstschrei. Nur ein Zwitschern. Die ganze Nacht stand die Schachtel auf meinem Nachttischchen. Ich fürchtete mich vor dem, was mich am nächsten Morgen darin erwarten würde. Aber als ich aus dem Bett kletterte und unter den Deckel sah, saß der Vogel aufrecht da und sah mich mit erwartungsvoll glänzenden Augen an. Schnell schloss ich den Deckel und trug die Schachtel in den Vorgarten. Als ich sie wieder öffnete, hüpfte die Drossel ins Gras. Erst schwankte sie unsicher, dann flog sie aufgeregt flatternd auf einen Ast. Dort hockte sie eine Weile und tat so, als existierte ich nicht. Als ich sie rief, flog sie rasch über das Tal zu den Fichten. Ich erwartete, dass die kleine Drossel noch einmal zurückkehren würde, um sich zu bedanken. Aber das tat sie nie.

Die Seemöwe drehte ab und stieß zum Fähranleger am Hafen hinunter. Seit unser älterer Sohn in seinem weißen Sarg auf dem Hügel hinter Lenas Haus begraben worden war, waren fünf Wochen vergangen. Wir hatten das Grab ein paar Mal besucht. Nur fand ich auf der windumtosten Kuppe, auf der sich der Makara Cemetery mit seinen ordentlich aufgereihten Grabsteinen befand, keinen Trost. Anfangs hatte es eine Zeit gedauert, bis wir inmitten dieses riesigen Mosaiks des Schmerzes die Stelle mit Sams Grab wiedergefunden hatten. Steve bemerkte, dass es in derselben Reihe wie das Klohäuschen lag. Ich meinte fast, Sam darüber lachen zu hören. Klowitz hatte er immer besonders lustig gefunden. Passend unpassenderweise war er zwischen zwei Leuten begraben worden, die beide weit über achtzig geworden waren. Meine Tränen benetzten das Gras, als ich vor dem Grab kniete und etwas von ihm an diesem Ort zu finden versuchte. Aber in den knorrigen Büschen, die sich gegen den Wind stemmten, war nichts von ihm. Genauso wenig in den Wolken, die über den Himmel irrten. Oder in den blökenden Schafen. Sam passte nicht in diese Ödnis.

Ich kam mir in dieser Zeit wie eine Schauspielerin vor, die im falschen Kostüm steckte. Äußerlich glichen wir den Leuten, die wir noch vor gut einem Monat gewesen waren. Wir fuhren dasselbe Auto, kauften in demselben Supermarkt ein. Aber meine Organe fühlten sich an, als wären sie mit Stahlwolle geschrubbt und neu angeordnet worden. Der Schock wahrscheinlich. Ich glaubte nicht mehr daran, dass es gut war, zu leben. Es brauchte nicht viel, damit Hass und Wut in mir aufflammten. Ich war wütend auf die beiden Leute, die neben Sam lagen. Sie hatten kein Recht gehabt, so alt zu werden.

Das neue Schuljahr hatte angefangen, aber wir hatten beschlossen, Rob noch ein paar Wochen zu Hause zu behalten. Er sprach kaum jemals von Sam, aber nach wie vor trug er jeden Tag die Superman-Uhr. Vielleicht glaubte er, dass die Action-Figur an seinem Handgelenk eine Art Hotline zu seinem Bruder darstellte. Wenn jemand einen Superhelden brauchte, dann war es Rob. Wäre Superman doch nur mit dem lachenden Sam in seinen Armen durch das Fenster gesprungen.

Ich fragte mich langsam, ob das Bemerkenswerte an einem Superhelden tatsächlich seine Heldentaten waren oder nicht vielmehr der Umstand, dass er auch ein Leben als ganz normaler Mensch führte und darum kämpfen

musste, von anderen akzeptiert zu werden. Die meisten Jungen finden sich in dem trottelligen Clark Kent wieder, der von der Frau, die er liebt, abgewiesen wird. Wie in Clark Kent steckt in allen Jungen ein Held. Die einzige Hoffnung, jemals einen echten Superman kennenzulernen, besteht darin, selbst einer zu werden, und das führt letztlich bei den meisten jungen Männern unweigerlich zu einer Enttäuschung. Noch im fortgeschrittenen Alter sehnen sie sich nach Superman. Sie suchen ihn in Sportassen, Rockstars, Millionären. Dabei ist der wahre Held ganz nah. Er ist in ihnen.

Auch wenn ich es nur ungern zugab, Cleo half mir über vieles hinweg. Egal ob tags oder nachts, sie schien es zu spüren, wenn ich den Boden unter den Füßen verlor. Dann schob sich eine Pfote unter einem Türspalt durch und sie sprang auf mein Bett oder setzte sich vor mich hin, ohne dass sie etwas gefordert hätte. Sie schnurrte leise und wartete geduldig darauf, dass ich wieder zu mir kam.

Selbst ihre Zerstörungslust schien einen Zweck zu haben. Sie zwang uns dazu, uns mit dem Hier und Jetzt auseinanderzusetzen. In den Momenten, in denen ich sie wegen irgendwelcher Zugschnüre und umgeworfener Bilderrahmen ankeifte, verzehrte ich mich nicht nach Sam. Sie brachte einen zur Raserei, spielte uns dauernd dumme Streiche und platzte fast vor Zuneigung - sie war das Leben selbst, reine Energie von der Spitze ihres Schwanzes bis zu den Enden ihrer Schnurrhaare. Damit hatte sie mehr von Sam als der Wind und der Himmel über dem Friedhofshügel.

Nur Steve war offenbar anderer Meinung. Ich hatte ihm erzählt, wie Sam Cleo ausgesucht hatte, und ich hatte den Eindruck, dass Steve die Katze immer mit unserem vergangenen Leben in Verbindung brachte und nicht mit der surrealen Existenz, die wir jetzt erduldeten. Ein Tier ohne seine Einwilligung bei uns aufzunehmen, zeugte nicht gerade von einem intakten Familienleben. Abgesehen davon kam er aus einer Familie von Hundemenschen.

Unter Cleos wachsamem Blick packte Steve seinen Seesack aus. Sie erstellte offenbar ein Inventar seines Kleidervorrats, listete auf, was davon zu schwer war, um es wegzuschleppen. Sein Blick wanderte zu ihr. Ich wusste, was er dachte: Chaos.

Eines der vielen Dinge, in denen wir uns unterschieden, war unser Verhältnis zu Chaos. Ich fühlte mich immer schon in einem gewissen

Durcheinander ganz wohl. Beim Anblick eines Stapels alten Papiers und längst vergessener Kleidungsstücke hat man manchmal die erstaunlichsten Einfälle. Das sage ich mir zumindest, wenn ich mal wieder keine Zeit habe, die Sachen zu ordnen, also eigentlich immer.

Steve dagegen hätte man für einen Absolventen der Zen-Schule für Ordnungsfanatiker halten können. Zu Beginn unserer Ehe gab ich mir alle Mühe, sein Bedürfnis nach einer makellosen Umgebung zu befriedigen. Immer wenn er von einer Woche auf See nach Hause kam, fegte ich vorher durchs Haus, staubte Sockelleisten ab, rückte Gardinen gerade und kämmte Teppichfransen. Ich war etwas langsam. Es dauerte Jahre, bis mir klar wurde, dass es egal war, wie sauber und aufgeräumt das Haus in meinen Augen wirkte, Steve würde es anders sehen. Wie ein Roboter vollzog er jedes Mal, wenn er nach Hause kam, dieselbe Prozedur, mochte ich mich vorher auch noch so angestrengt haben: Er jagte den Staubsauger durchs Haus, schrubbte die bereits eine halbe Stunde zuvor von mir geschrubbte Arbeitsplatte in der Küche und packte seinen Seesack aus. Staubsaugen war an diesem Tag wegen der nassen Teppichzotteln unmöglich gewesen, er musste sich also mit dem Zusammensuchen von Socken und Plastiktüten zufriedengeben.

Gerade als ich damit anfangen wollte, wie sehr Rob das Kätzchen mochte, verschwand Cleo in Steves Tasche, um gleich darauf mit einer schwarzen Socke zwischen den Zähnen wieder aufzutauchen und davonzuhuschen. Sie warf ihre Beute hoch in die Luft und hüpfte hinterher. Mitten in der Luft erwischte sie sie mit den Vorderpfoten und zischte davon, die Socke zwischen den Beinen hinter sich herschleifend. Als sie mit einem ihrer Hinterbeine darauftrat, wurde sie so abrupt gestoppt, dass sie einen Salto machte und auf dem Rücken landete. Ich hielt die Luft an. Das arme Wesen hatte sich bestimmt die Wirbelsäule gebrochen. Wir würden es zum Tierarzt bringen müssen. Es würde sich vor Schmerzen winden. Es gab vermutlich kein Heilmittel. Aber in aller Seelenruhe stand Cleo wieder auf, schnappte sich ihre Socke und raste davon.

Steve, der das Ganze ungerührt beobachtet hatte, marschierte auf der Suche nach seiner Socke hinterher. Normalerweise brauchten wir zwei Tage, bis wir uns wieder an seine Vorstellung von einem Haushalt gewöhnt hatten. Sein Ärger über meine Unfähigkeit, die Unterwäsche korrekt zusammenzulegen, traf auf meine Gereiztheit, dass er darauf bestand, die

Töpfe zu kontrollieren, nachdem ich sie gespült hatte, um zu sehen, ob ich womöglich irgendwelche Essensreste am Rand übersehen hatte. Das unerwünschte Käzchen würde ein harmonisches Familienleben noch schwieriger machen.

Irgendwo hatte ich gelesen, dass fünfundsiebzig Prozent der Ehen nach dem Tod eines Kindes in die Brüche gehen. Das wollte ich nicht so ohne Weiteres schlucken. Eine meiner Leidenschaften war es, Statistiken der Lüge zu überführen. Allerdings fing ich langsam an zu verstehen, warum so viele Beziehungen kaputtgingen.

Steve verspürte ebenso großen Schmerz wie ich, aber bei ihm drückte er sich anders aus, mehr nach innen. Ich trauerte schluchzend, heulend, anklagend, Trost fordernd. Seine Trauer verlief in geordneteren Bahnen und war weniger expressiv. Die Worte, die er sagte, waren so sorgfältig gesetzt wie die Tautropfen auf einer Orange auf dem Stilleben eines holländischen Meisters.

Steve war zwar imstande, all die Aufgaben zu erfüllen, die man von einem Mann erwartete – die Leiche identifizieren, das Gespräch mit der Polizei führen und bei der gerichtlichen Untersuchung erscheinen –, aber er war nicht fähig, mir einen Blick hinter die Mauer um sein Herz zu gestatten. Daran war ich zum Teil selbst schuld. Ich hätte ihn am Morgen nach dem Unfall nicht bitten dürfen, zu weinen aufzuhören. Sein Blick wanderte in diesen Tagen unruhig herum, von den Gardinen zum Teppich und von dort zum Gummibaum. Nur nie zu meinen Augen. Als er mich fragte, ob ich mit zum Gericht gehen würde, weigerte ich mich. Schon allein die Vorstellung war zu viel. Hätte ich den Mut aufgebracht, mitzugehen, wäre das für unsere Ehe besser gewesen. Wir waren damals beide höchst trostbedürftig und verfügten gleichzeitig über keine Reserven, um dem anderen zu helfen.

Rob rief uns ins Wohnzimmer, wo er über Cleo kauerte und Steves Socke vor ihrer Nase baumeln ließ. Er warf die Socke durch das Zimmer. Cleo jagte hinterher, fing sie mit den Zähnen, trottete zurück zu Rob und ließ sie vor seine Füße fallen. Dann setzte sie sich brav neben ihn und blickte erwartungsvoll zu ihm auf.

»Seht ihr? Sie kann apportieren!«

»Nur Hunde können apportieren«, sagte Steve und hob seine Socke auf.

»Versuch es doch selbst«, sagte Rob.

Zögernd warf Steve die Socke in die Luft. Cleo schoss davon und holte sie, wobei sie sie dieses Mal vor meinen Füßen ablegte.

Das Kätzchen sorgte dafür, dass es gerecht zuging beim Sockenwerfen. Sie wollte, dass die ganze Familie an dem Spiel teilnahm.

»Cleo kann Strumpfball spielen!«, sagte Rob.

Ihre Begeisterung war grenzenlos. Wir drei starrten bald wie gebannt auf das kleine drahtige Wesen, das um sein Sockenopfer herumtänzelte. Ich war fast erleichtert, als die Socke unters Sofa rollte. In den fünf Zentimeter hohen Spalt zwischen Sofa und Boden würde sich Cleo garantiert nicht quetschen können.

Aber da hatte ich ihre Yogakünste unterschätzt. Sogleich drückte sie ihr Hinterteil flach auf den Boden und schob sich unter das Sofa. Es sah aus wie eine umgekehrte Geburt.

Die Stille war zermürend. Sie musste dort unten feststecken. Sekunden später erschien eine einzelne schwarze Pfote hinter der Rückenlehne des Sofas, gleich darauf eine zweite. Dank des Einsatzes sämtlicher Krallen kam ein Gesicht zum Vorschein, viel platter als das letzte Mal, als wir es gesehen hatten, die Augen halb geschlossen, die Ohren nicht mehr als zwei Lappen, die am Schädel klebten. Triumphierend hatte sie die Socke in die Schnauze geklemmt.

Die Sonne schimmerte wie ein gigantisches Tigerauge, das hinter den Hügeln versank. Müde vom Tag färbte sich der Himmel rosa. Ich streifte eine Kaschmirjacke über und fing an, eine Hühnerbrust klein zu schneiden. Ein mildes Risotto würde niemandes Geschmacksnerven beleidigen.

Cleo hob schnüffelnd die Nase und schloss halb die Augen wie ein Weinkenner, der die Aromen eines alten Bordeaux zu bestimmen versuchte. Quietschend folgte sie mir auf Schritt und Tritt durch die Küche. Das war nicht das Miauen einer Katze, die bettelte, sondern die Forderung einer Priesterin, die ungeduldig darauf wartete, dass man ihr endlich die Opfergabe vor die Füße legte.

Ich nahm sie hoch, drückte sie an meine Brust und setzte mich auf einen Küchenstuhl. Gierig streckte sie sich nach dem Hühnchen, bis sie meine teure Kaschmirjacke entdeckte. Schlichte Schafwolle interessierte eine Katze wie Cleo nicht. Fasern dagegen, die heimischen Ziegen abgeschoren

und dann mühselig gekämmt wurden, waren etwas anderes. Sie kaute an der Wolle um den mittleren Knopf herum.

Ich machte sie von meiner Jacke los und setzte sie entschlossen auf den Boden. Cleo sprang zurück auf meinen Schoß. Wie ein hungriger Löwe bohrte sie ihre Zähne in meine Jacke. Ich packte sie erneut, um sie von meinem Schoß zu werfen, als mich ein plötzlicher Schmerz durchzuckte. Sie hatte ihre Fangzähne in meinen Daumen versenkt. Sie hatte nicht nur meine Jacke ruiniert, sondern auch noch ein Loch in mich gebohrt.

Laut schimpfend stillte ich das Blut mit einem Küchentuch. Steve beeindruckte meine Wunde überhaupt nicht: Cleo tat nur, was er von einem Kätzchen erwartete.

Beim Essen wurde die Falte zwischen Steves Augenbrauen immer steiler, als Cleo ihre fehlende Bereitschaft demonstrierte, die Worte »Spring nicht auf den Tisch!« zu verstehen. Sie machte sich über sämtliche Teller her, von Platzsets, Salz- und Pfefferstreuern und Besteck gar nicht zu reden.

Meine Nackenmuskeln spannten sich an, mein Daumen pochte. Die Anstrengung, einem widerwilligen Ehemann ein Kätzchen schmackhaft zu machen, war nicht gering. Ich schnappte Cleo und sperrte sie in der Waschküche ein.

»Sie ist da nicht gerne drin«, heulte Rob.

»Sie macht uns das Leben zur Hölle!«, erwiderte ich brüllend, um das laute Maunzen von nebenan zu übertönen. Etwas an ihren Schreien gab mir den Rest. Es war aber nicht nur die Katze, der Daumen und der Ehemann. Es ging auch um die gerichtliche Untersuchung am nächsten Morgen. Steve würde dieser Frau gegenüberreten. Die Polizei würde ihre Schuld beweisen. Sie würde ins Gefängnis gehen. Ich würde endlich akzeptieren müssen, dass Sam tot war.

Cleo schrie lauter. Ich fing am ganzen Leib an zu zittern. Mein Atem kam nur noch stoßweise. »Ich halt das nicht mehr aus! Sie muss zurück zu Lena!«

Rob starrte auf sein Risotto und schluckte die Tränen runter. »Du. Bist. So. Gemein.«

Mein Stuhl quietschte über den Boden, als ich aufsprang und ins Schlafzimmer rannte. Dort warf ich mich laut schluchzend aufs Bett. Ich wusste, dass Rob Recht hatte. Ich war gemein. Und ich hatte mich nicht mehr im Griff. Eine schlechte Mutter, eine Versagerin als Ehefrau,

überhaupt, ein unnützer Mensch. Ich sehnte mich danach, dass mich der Schlaf in seinen Mantel hüllte.

Stattdessen berührte eine Kinderhand meine Schulter. »Sie mag dich doch, Mummy«, flüsterte er. »Hör mal.«

Ein Fellknäuel schmiegte sich an meinen Hals. Das rhythmische Schnurren dröhnte in meinen Ohren. Es war das tiefe urzeitliche Geräusch von Wellen, die über die schwarzen Sandstrände meiner Kindheit rollten, das Geräusch, das ein Kind im Mutterleib vernimmt. Es klang so weise und zeitlos, dass es das Wiegenlied der Erde oder die Stimme Gottes hätte sein können.

Angeblich hat das Schnurren einer Katze eine große Wirkung auf den menschlichen Körper. Anhand von Tests ließ sich nachweisen, dass Schnurren Stress reduziert, den Blutdruck senkt und die Heilung von Muskel- und Knochenverletzungen unterstützt. Diese Fähigkeiten machen sich mittlerweile immer mehr Krankenhäuser und Altenheime zunutze, indem sie sich einen eigenen Katzendoktor anschaffen. Die regelmäßige Zufuhr von Schnurrgeräuschen kann offenbar auch Herzgewebe heilen. Als ich ihr kehliges Lied hörte, füllte sich meine Brust jedenfalls mit flüssigem Honig.

Cleo rieb ihren Kopf an meinem Kinn, sah mich mit mütterlicher Sorge an und versetzte mir zu meiner Überraschung einen sanften Stupser mit ihrer feuchten Nase. Das musste ein Katzenkuss gewesen sein, ganz sicher. Dann schmiegte sie sich an meinen Hals und streckte eine zierliche Vorderpfote über mein Gesicht. Ich nahm die Pfote zwischen meine Finger, streichelte sie und sah zu, wie die Krallen sanft ausgefahren und wieder zurückgezogen wurden. Dieses Mal drohte von ihnen kein Angriff. Die Ballen an ihren Pfoten waren weicher als meine Fingerspitzen und so empfindlich, dass sie das leichte Zittern der Erde spürten (etwas in der Art hatte ich jedenfalls gehört). Als wir so »Hand in Hand« dalagen, überwand unsere Seelen die Kluft zwischen den Arten und stellten eine Verbindung her, die ohne Worte auskam.

Stunden später wachte ich auf, Cleo eingekeilt zwischen den Laken, ihr Kopf neben meinem auf dem Kissen. Sie schien das für ihr gutes Recht zu halten. Sie lag reglos da, die Spitzen ihrer Ohren auf der weißen Baumwolle, entspannt und gleichmäßig atmend, und ich fragte mich, ob wir

nicht immer so geschlafen hatten, Mensch und Katze, Seite an Seite, seit
Anbeginn der Zeiten.

Eine Katze ist eine Priesterin im Fellkleid.

»Du magst Cleo doch, oder?«, fragte Rob am nächsten Morgen beim Frühstück.

Ich öffnete das Küchenfenster. Wieder strich eine Seemöwe kreisend über den blauen Hafen. Die abgenagte Zugschnur wehte in der Brise. Steve hatte schon seine Krawatte umgebunden und war zum Gericht aufgebrochen.

»Ja.« Ich seufzte.

»Das ist gut, weil sie dich nämlich auch mag.«

»Na klar«, sagte ich und lächelte ein wenig.

»Nein, Mummy. Sie mag dich wirklich!«, erklärte er. »Das hat sie mir gestern Nacht gesagt.«

»Das ist nett, mein Schätzchen«, erwiderte ich. »Und jetzt iss deinen Toast auf.«

»Sie hat mir noch viele andere Sachen gesagt.«

Rob war ein sensibles Kind. Er hatte Schlimmeres erlebt, als ein Kind in seinem Alter erlebt haben sollte. Wir hatten nicht mit ihm über die gerichtliche Untersuchung gesprochen, aber womöglich hatte er unsere Anspannung gespürt. Jetzt spannte er sich irgendetwas darüber zusammen, dass die Katze mit ihm sprach.

»Sie sagt, sie stammt aus einer alten Familie von Katzenheilern«, fuhr er fort.

Mit dem armen Kind war tatsächlich die Fantasie durchgegangen.

»Das hast du geträumt?«, fragte ich, langsam machte ich mir Sorgen, er könnte unter Realitätsverlust leiden.

»Es war anders als ein Traum. Sie hat gesagt, dass sie mir dabei helfen will, Freunde zu finden.«

In meiner Familie hatte es schon immer Sonderlinge gegeben, aber sich mit einer Katze zu unterhalten, war zu viel. Wenn in der Schule bekannt würde, dass er mit seinem Haustier redete, würde er dafür im besten Fall Hohn und Spott ernten.

»Das tut sie bestimmt«, sagte ich, legte meinen Arm um seine Schulter und küsste sein Ohr. »Aber davon wollen wir erst einmal niemandem sonst etwas erzählen.«

»Du wirst Cleo nicht zu Lena zurückbringen, oder?«, fragte er.

Ich ging vor ihm in die Hocke, legte meine Hände auf seine Schultern und musterte sein ernstes kleines Gesicht. Ich spürte seine Verunsicherung. »Nein, Rob. Wir behalten sie.«

Aus seinen Schultern wich die Spannung. Erleichterung schoss durch ihn hindurch, und er senkte den Kopf. Seine Haare wogten wie Weizenhalme hin und her und seine Arme vollführten einen kleinen Freudentanz. Er musste mich nicht ansehen, damit ich wusste, dass er lächelte.

Die Menschen brauchten lange, um zu begreifen, wie wichtig Katzen für ihr Überleben waren. Ein Vorteil, den die Aufgabe des Nomadentums zugunsten eines sesshaften Lebens mit sich brachte, war der bessere Schutz vor großen Raubtieren. Mehrere Generationen lang erfreuten sich die Menschen daran, ohne zu bemerken, dass sich ein sehr viel gefährlicherer Feind in den Mauern ihrer Wohnstätten, Keller und Kornspeicher breitmachte. Das bescheidene Nagetier war verantwortlich für weitaus größere Verheerungen als seine fleischfressenden Kollegen. Eine Horde Mäuse konnte die Ernte eines ganzen Jahres vernichten und Hunger und Seuchen über ein Dorf bringen.

Wildkatzen schlichen um die Siedlungen herum, denen bei dem Gedanken an die Mäusebankette das Wasser im Maul zusammengelaufen sein muss. Gelegentlich brachte eine von ihnen genug Mut auf, vielleicht trieb sie auch nur der Hunger, und sie wagte sich in ein Dorf, um Ratten, Mäuse und Schlangen zu jagen. Die Leute fingen an zu begreifen, dass Katzen keinen Schaden anrichteten. Im Gegenteil, sie machten sich bei der Dezimierung der Pestüberträger sehr nützlich.

Den Menschen wurde klar, dass sie ein für beide Seiten nützlich Arrangement mit den Katzen treffen konnten. Sie fingen an, die Qualitäten dieser Tiere zu erkennen. Sie sahen ihre Eleganz und bewunderten ihre Zurückhaltung und ihre Weigerung, sich wie eine Kuh oder ein Hund dem überlegenen Menschen unterzuordnen. Dass eine Katze nicht unbedingt kam, wenn sie gerufen wurde, beeindruckte schon die alten Ägypter.

Katzen wurden mit Goldschmuck behängt und es war ihnen erlaubt, sich vom Teller ihrer Besitzer zu bedienen. Auf die Tötung eines dieser Tiere stand die Todesstrafe. Katzen wurden oft mit mehr Pomp zu Grabe getragen als Menschen. Wenn eine Familienkatze starb, wurde ihr Leichnam vor dem Haus aufgebahrt und sämtliche Mitglieder des Haushalts rasierten sich als Zeichen der Trauer die Augenbrauen ab – wenn man das heute in einem unserer Vororte machen würde, hätte man bald einen Irrenarzt am Hals.

Unsere samtpfötigen Freunde haben nicht nur Millionen von Leben gerettet, indem sie Nagetiere töteten, mit ihrer Hilfe heilten auch unzählige Herzen. Geduldig wartend saßen sie am Fußende eines Bettes, bis die Tränen eines Menschen versiegt waren. Sie rollten sich auf dem Schoß von Alten und Kranken zusammen und schenkten ihnen Trost. Nachdem sie sich nun schon seit Jahrtausenden um unsere körperliche und seelische Gesundheit kümmern, verdienen sie unseren Respekt. Die Ägypter hatten Recht. Katzen sind heilige Wesen.

Die Zeiger der Küchenuhr schleppten sich durch den Vormittag. Die Anhörung dauerte länger als erwartet. Offenbar brauchte es seine Zeit, bis alle Beweise gegen die Frau und ihre früheren Verurteilungen wegen Trunkenheit am Steuer vorgetragen worden waren – alles, was das Geschehen erklären konnte.

Eine Tasse Kaffee. Dann noch eine. Der Hafen lag wie ein türkisfarbener Frisbee da, genau wie an dem Tag, als Sam gestorben war. Die Welt war einfach boshaft. Während ich meine zweite Hand zwang, um die Uhr heranzugreifen, trug Cleo Rob die alte Papiertüte hin, die sie aus dem Schrank unter der Spüle gemopst hatte. Sie schien das Knistern zu mögen, das die Tüte von sich gab, wenn sie darauf herumrollte. Als Rob die Papiertüte aufhielt, sprang Cleo durch die Küche und blieb schlitternd am anderen Ende stehen. Sie drehte sich um, kauerte sich hin und starrte in die Papierhöhle, die Rob ihr präsentierte. Ihre Pupillen waren so stark geweitet, dass ihre Augen bis auf einen schmalen grünen Rand völlig schwarz waren. Sie verlagerte ihr Gewicht, hob die rechte Vorderpfote und ging in Angriffshaltung. Das Ganze lief in Zeitlupentempo ab und wurde so bedächtig ausgeführt, dass ihr Publikum beinahe das Interesse verloren hätte. Gerade als wir aufgeben und uns einer Packung Schokoladenkekse

zuwenden wollten, schoss ein schwarzer Pfeil über den Küchenboden und verschwand in dem zerknitterten Papierschlund.

»Sieh mal, Mummy«, sagte Rob und hob die Tüte in die Höhe, die auf einmal schön prall und schwer war.

Ich hatte schon die Hand ausgestreckt, um das Kätzchen aus seinem Papiergefängnis zu befreien, als die Tüte zufrieden zu schnurren anfang.

Steve kam kurz vor zwölf zurück, halb durchsichtig und hohläugig stand er im Flur. Er hatte seine Krawatte gelockert, die ihm schlaff über die Brust hing.

Das Mitleid, das ich bei seinem Anblick empfand, wurde sogleich von einer rasenden Wut aufgezehrt. »Wie sieht sie aus?«, fragte ich und war selbst über die Härte in meiner Stimme überrascht.

»Warum bist du so wütend, Mummy?« Ich hatte nicht bemerkt, dass Rob mir mit der schnurrenden Papiertüte den Flur hinunter gefolgt war.

»Ich bin nicht wütend«, sagte ich mit kalter, rauher Stimme.

»Daddy, schau mal, was Cleo kann!« In dem Augenblick, als Rob Steve die Tüte hinhielt, streckte Cleo frech den Kopf aus der Öffnung.

»Jetzt nicht«, fuhr ich ihn an. »Bring sie bitte in die Küche.«

Rob spürte, dass etwas nicht stimmte, und gehorchte. Ich hoffte im Stillen, dass unser Sohn eines Tages in der Lage sein würde, uns zu verstehen und uns zu verzeihen.

»Und?«

»Keine Ahnung«, seufzte er und rieb sich müde die Augen. »Ganz normal ...«

Ich nahm ihn ins Gebet. Sie hatte braune Haare, vielleicht auch dunkelblond. Sie war eher dicklich. Sie arbeitete für das Gesundheitsamt. Sie trug eine vermutlich marineblaue Jacke. Er konnte sich nicht mehr erinnern, ob sie eine Brille hatte. Sie hatten sich im Gerichtssaal kaum angesehen. Sie hatte traurig gewirkt, sich aber nicht entschuldigt.

Das reichte mir nicht, bei Weitem nicht. Die Form ihrer Nase, irgendwelche Leberflecke, ihr Geruch ... Ich wollte jedes Detail wissen.

»Wie alt ist sie?«

»Mitte dreißig, schätze ich.«

»Muss sie ins Gefängnis?«

Sein Blick wanderte über meine linke Schulter und er schüttelte langsam den Kopf.

»Sie müssen sie doch wegen irgendetwas verurteilen. Wenigstens zu einer Geldstrafe!«

Eine Fliege flog summend eine Acht über seinem Kopf.

»Das können sie nicht.« Seine Stimme klang ruhig und freundlich, so als würde er mit einer Geisteskranken sprechen. »Es war ein Unfall.«

Was sollte das heißen, ein *Unfall* ?

Mein Kopf war plötzlich völlig leer. Genauso gut hätte er sagen können, dass der Himmel grün war. Wenn Sams Tod tatsächlich ein Unfall gewesen sein sollte und die Frau nichts dafür konnte, dann gab es niemanden, dem ich die Schuld geben konnte. Ich hatte kein Recht, sie zu hassen. Man könnte womöglich sogar von mir erwarten, dass ich ihr vergab.

Mein Herz zog sich zu einem kleinen harten Klumpen zusammen. Sollten ihr doch die Götter vergeben.

Wiederbelebung

*Katzen haben Verständnis dafür,
dass Menschen länger brauchen, um etwas zu begreifen.*

Kaum hatte meine alte Schulfreundin Rosie gehört, dass wir eine Katze bekommen hatten, war sie nicht mehr zu bremsen. Bei ihrem ersten Anruf konnte ich sie noch abwimmeln. Aber eine solche Neuigkeit bedeutete für sie das Gleiche wie eine Büchse Sardinen für eine streunende Katze, und ein paar Tage nach der gerichtlichen Untersuchung überwand sie die unsichtbaren Mauern um unser Haus. Durch ihr Temperament und ihren Mangel an Taktgefühl hatte Rosie sich allerdings die Sympathien so mancher Leute verscherzt. Steve fiel plötzlich ein, dass er eine wichtige Verabredung in der Stadt hatte.

»Armes kleines Cleo-Kätzchen«, säuselte sie und musterte Cleo durch ihre riesige rote Brille. »Musst bei lauter Leuten wohnen, die überhaupt nichts mit Katzen anfangen können, hm?«

»Ich habe nie gesagt, dass ich nichts mit Katzen anfangen kann, Rosie.«

»Du willst also allen Ernstes von dir behaupten, dass du ein Katzentyp bist?«, fragte sie und blickte mich über die beiden roten Horizonte hinweg an.

»Ja. Vielleicht ... ach, was weiß ich.«

»Du bist definitiv kein Katzentyp«, sagte sie. »Wenn du einer wärst, wüsstest du es. Das ist wie bei Christen und Moslems. Du weißt es ganz einfach, wenn du eins von beiden bist.«

Rosie war nicht wie ich mit der anglikanischen Kirche aufgewachsen, wo man das Vaterunser runterrasseln, Kirchenlieder singen und lauwarmen Tee schlürfen konnte, während man tunlichst dem Vikar auswich, und dann nach Hause ging, ohne sich in irgendeiner Weise der Gemeinde zugehörig zu fühlen.

Dafür war sie ein Katzentyp der Extrasorte. Sie hatte sechs Streuner aufgenommen, die sie Scruffy, Ruffy, Beethoven, Sibelius, Madonna und Doris genannt hatte, wobei man von dem Namen keinerlei Rückschlüsse auf das jeweilige Tier ziehen konnte. Aufgenommen war auch nicht das richtige

Wort. Genauer gesagt hatte Rosie eine sechsköpfige Gaunerbande auf vier Pfoten dazu eingeladen, in ihr Haus einzufallen und ihren Besitz zu dezimieren. Sie waren bis in die Krallenspitzen hinein undankbare Vertreter ihrer Gattung, die ihre Gardinen zerfetzten und ihre Möbel zerkratzten, während sie im ganzen Haus einen unverkennbaren Ammoniakgestank verbreiteten. Wenn sie nicht gerade dabei waren, mit anderen Streunern zu raufen und Mülltonnen zu plündern, durchstreiften sie mordend die heimische Tierwelt. Wann immer sich ein Mensch durch Rosies Gartentor traute, lauerten ihm dort schon sechs finstere Gesellen in den Blumenbeeten auf. Aber all das änderte nichts daran, dass sie, wie Rosie sagte, einen *wunderbaren Charakter* besaßen und *extrem niedlich* und *anbetungswürdig* waren.

Rosie wusste einfach alles über Katzen. Es war klar, dass sie es dank ihres Katzenradars erfuhr, wenn ein Mitglied aus der großen Katzenfamilie dazu gezwungen wurde, bei uns auf dem Ziegenpfad zu leben.

»Sie ist nicht gerade eine Schönheit, was?«, fuhr Rosie fort. »Ich habe schon Golfbälle gesehen, die mehr Fell hatten. Irgendwie macht sie den Eindruck, als käme sie aus einem Gefangenenlager. Und dann diese Augen. Sie sind irgendwie ... Glubschaugen.«

»Niemand ist vollkommen«, sagte ich und verspürte ungewohnte Solidarität mit Cleo. »Außerdem ist sie ja noch nicht ganz ausgewachsen.«

»Hm«, sagte Rosie zweifelnd. »Halb Abessinier, oder? Bekannt für ihre Liebe zum Wasser und zu erhöhten Punkten.« Rosie ließ keine Gelegenheit aus, mit ihrem Wissen anzugeben. »Selbst wenn man bedenkt, dass sie mit asiatischen Kurzhaarkatzen verwandt ist, die leichter gebaut sind und daher warmes Klima besser vertragen als ihre robusteren Artverwandten aus Europa, ist sie ziemlich dünn. Was gibst du ihr zu fressen?«

»Katzenfutter«, seufzte ich.

»Ja, aber welches Katzenfutter?«

»Keine Ahnung. Irgendwas aus dem Zoogeschäft.«

»Mit Vitaminzusätzen?«, bohrte sie nach.

»Klar«, log ich und wechselte schnell das Thema. »Möchtest du sie mal Strumpfball spielen sehen?«

Ich ließ Cleo eine Socke vor der Nase baumeln. Cleo tat so, als hätte sie keinen Schimmer, was das sollte.

Rosie schüttelte den Kopf. »Katzen spielen nicht Fangen«, sagte sie. Ihre hellbraunen Locken fielen ihr ins Gesicht, als sie nach ihrer roten Handtasche griff. Ich verspürte leichte Gewissensbisse. Sie konnte zwar ziemlich nerven, aber sie war auch eine treue Seele. Viele unserer Freunde hatten sich mit irgendwelchen fadenscheinigen Ausreden von uns zurückgezogen.

Rosie verhielt sich seit Sams Tod kein bisschen anders als sonst. Sie war so angenehm diktatorisch und lustig wie immer. Und sie sprach auch nicht in diesem merkwürdig gedämpften Tonfall mit mir, der vermuten ließ, dass auf diesem Haus irgendeine Art Fluch lag.

»Die kannst du bestimmt brauchen«, sagte sie und schob mir zwei zerlesene Bücher zu. *Die Kinderstube der Kätzchen* und *Deine Katze und ihre Gesundheit*. »Ach ja, und das hier ist vielleicht auch ganz nützlich.«

Meine herrische, verrückte, liebe Rosie. Mochte sie auch noch so viele Marotten haben und überzeugt sein, dass ich nur das Schlechteste für Cleo im Sinn hatte, im tiefsten Herzen war sie ein guter Mensch. Warum sonst sollte sie mir zusammen mit den Katzenbüchern kommentarlos *Über den Tod und das Leben danach* von Elisabeth Kübler-Ross überreichen?

Ich hatte von den fünf Phasen des Sterbens gelesen, die Kübler-Ross beschrieben hatte, um Menschen den Umgang mit ihrer Trauer zu erleichtern. Vieles davon erkannte ich wieder.

1. Nichtwahrhabenwollen und Isolierung. So war es in diesen ersten schrecklichen Momenten nach Steves Anruf bei Jessie. Aber ich befand mich auch jetzt noch oft im Zustand des Nichtwahrhabenwollens. Noch immer sah ich Sam um Straßenecken und durch Einkaufszentren rennen und lachen, dabei waren es allesamt nur blonde Betrüger. In den Tiefen meines Unterbewusstes hauste ein Wesen, das sich an den Worten des Notarzwagenfahrers festklammerte, Sam hätte im Falle seines Überlebens nur noch »dahinvegetiert«. Jede Woche träumte ich mehrmals, alle hätten beschlossen, vor mir geheim zu halten, dass Sam noch am Leben war. Immer wenn ich im Traum hinter diese Lüge kam, raste ich durch labyrinthische Krankenhausgänge, bis ich ihn in einem abgedunkelten Zimmer fand, wo er an Maschinen angeschlossen dalag. Er drehte seinen Kopf und starrte mich mit seinen blauen Augen an, genau wie damals nach seiner Geburt. Dann wachte ich mit rasendem Herzen auf, das Kissen nassgeschwitzt.

2. Zorn. Es hätte mir geholfen, wenn ich nach ein paar Wochen die Phase des Nichtwahrhabenwollens und der Isolierung endgültig hinter mich gebracht hätte und entschlossen in die des Zorns eingetreten wäre. Beim Anblick von Tauben, die wie Papierfetzen über den Himmel flatterten, kochte zwar jedes Mal schreckliche Wut in mir auf, genauso wie bei dem von Frauen, die einen Ford Escort fahren, nein, eigentlich bei allen Frauen, die Auto fahren, und auch beim Anblick von Sams Schulfreunden, die die Unverschämtheit besaßen, noch zu leben. Wenn ich nur mit Sicherheit gewusst hätte, dass diese Zornesphase vorüberging. Das Problem war, dass ich sowohl zornig war als auch nicht wahrhaben wollte. Und ja, ich hatte auch schon ein paar Versuche unternommen zu ...

3. Verhandeln. Im Badezimmer oder im Auto führte ich manchmal einseitige Verhandlungen mit Gott, bei denen ich ihn (beziehungsweise sie, wenn ich Rosie Glauben schenken wollte) aufforderte, die Uhr zurückzudrehen und die Ereignisse des 21. Januars um fünf Sekunden zu verschieben, so dass das Auto den Hügel herunterfuhr, bevor Sams Fuß den Asphalt berührte, die Taube beim Tierarzt landete und wir uns alle um den Küchentisch setzten und Steves Zitronen-Baiser-Kuchen aßen. Was kosteten jemanden (oder etwas) so Allmächtiges wie den großen Schöpfer schon ein paar Drehungen an der Zeitschraube? Als Gegenleistung würde ich alles tun, was er (oder sie) forderte, einschließlich ins Kloster gehen, mit Frauenrugby anfangen und so tun, als würde ich gerne in Zelten schlafen. Das alles würde mich bewahren vor ...

4. Depression. Die Trauer hat viele Gewänder in ihrem Schrank. Für tagsüber reicht meist das schlichte Selbstmitleid, das Leidende manchmal gedankenlos Depression nennen. Postnatale Depression ist schon ein bisschen schicker. Für richtig offizielle Anlässe (komplett mit stationärem Aufenthalt, Psychiatern und Tabletten) gibt es die klinische Depression, die Selbstmordneigung und zu guter Letzt den Wahnsinn.

Meine Onkel kamen völlig verändert aus dem Ersten Weltkrieg zurück und es hieß, sie seien depressiv, möglicherweise sogar verrückt. Einer von ihnen wurde in eine Anstalt eingewiesen. Eine unverheiratete Tante von mir sprach jahrelang kein Wort, nachdem meine Großeltern darauf bestanden hatten, dass sie ihre Affäre mit der örtlichen Postamtsvorsteherin beendete. Verständnissvoll und mitfühlend, wie es typisch für das ländliche Neuseeland in den 1930er-Jahren war, nannte die Familie sie nur noch die Trauerweide.

Ich fand, meine Tante und meine Onkel hatten allen Grund, depressiv zu sein.

Diese Spielarten der Trauer werden zwar alle in denselben Schrank gesteckt, aber sie haben ungefähr so viel miteinander zu tun wie eine Kittelschürze mit einem Dior-Kleid.

Das Wort Depression konnte den Ozean der Melancholie nicht fassen, auf den ich immer weiter hinaustrieb. Er hatte kein Ufer. Er hatte keinen Grund. An manchen Tagen kämpfte ich darum, an der Oberfläche zu bleiben. An anderen Tagen trieb ich reglos wie ein abgebrochener Weidenzweig auf dem Wasser dahin. Es war einfach lächerlich, dass Kübler-Ross glaubte, diesen Zustand mit den Begriffen »Phase« und »Depression« beschreiben zu können. Und dann auch noch davon auszugehen, dass es eine letzte Phase gebe, die der:

5. Akzeptanz. Nie, niemals kämen mir die Worte über die Lippen, dass es in Ordnung ist, wenn ein wunderschöner neun Jahre alter Junge stirbt. Kübler-Ross hat außerdem ein paar Phasen übersprungen, unter anderem Schuldgefühle, Selbsthass, Hysterie, Hoffnungslosigkeit, Paranoia, peinliche öffentliche Bekenntnisse, das heftige Verlangen, die Autotür aufzureißen und sich auf die Straße zu werfen.

Ich dankte Rosie für die Bücher und blätterte durch *Deine Katze und ihre Gesundheit*.

»Du wirst es doch auch lesen, oder?«, fragte sie.

»Weißt du, Rosie, wir mögen vielleicht nicht ganz deinen Erwartungen entsprechen, aber wir geben uns Mühe. Wir werden sie nicht umbringen, das hoffe ich wenigstens ...«

»Hör gar nicht hin, Cleolein«, blubberte Rosie und presste die Katze zwischen ihre großen weichen Brüste. »Das süße, kleine Kätzchen kann jederzeit zur lieben Tante Rosie kommen und bei ihr wohnen.«

Cleo wand sich zwischen Rosies wogenden Brüsten, um in der nächsten Sekunde, die in Zeitlupe abzulaufen schien, die Ohren flach anzulegen, die Zähne zu entblößen, zu fauchen und Rosie eine Pfote mit ausgefahrenen Krallen über die Wange zu ziehen.

»Aua!«, brüllte Rosie.

»Tut mir leid!«, sagte ich und tupfte das Blut an ihrer Wange mit einem Küchentuch ab, das auch schon mal als Serviette hatte herhalten müssen. »Das hat sie bestimmt nicht so gemeint ...«

Rosie drückte das Tuch an ihre Wange und funkelte die Attentäterin an.

»Diese Katze ... deine Katze ... hat Flöhe!«, erklärte sie und rückte ihre Brille zurecht.

»Wirklich?«, fragte ich und kratzte mich am Knöchel. Steve und Rob hatten die ganzen letzten Tage herumgejammert, dass es sie juckte. Ich hatte sie zu Neurotikern erklärt. Jetzt fiel mir auf, dass auch ich schon länger an mir herumkratzte. Ein Archipel aus Miniaturvulkanen zog sich um die Knöchel herum meine Beine hoch.

»Ja, sieh dir das doch an«, sagte sie und teilte den mageren Bewuchs an Cleos Bauch. »Dutzende, wenn nicht Hunderte ...«

Der Anblick ähnelte einer dieser Luftaufnahmen von Manhattan. Ganze Horden von Flöhen eilten durch die Straßen von Cleos Fell, ohne zu ahnen, dass sie beobachtet wurden. Sie waren so sehr mit ihrem Flohalltag beschäftigt, davon überzeugt, dass das, was sie taten, im Moment der wichtigste Job auf der ganzen Welt war, dass sie nicht einmal innehielten, um einen Blick auf die zwei Giganten zu verschwenden, die ihnen mit großen Augen zusahen.

»Das nenne ich einen heftigen Befall«, sagte Rosie und ihre Stimme verriet einen Hauch von Ehrfurcht, der schon fast an Bewunderung grenzte.

»Was kann man denn dagegen machen? Vielleicht irgendein Puder aus dem Zoogeschäft?«

»Dafür ist es zu spät«, verkündete Rosie. »Diese Katze braucht ein Bad.«

Als ich sie darauf hinwies, dass Katzen eine instinktive Abscheu gegen Wasser haben und dass das Untertauchen eines Kätzchens wahrscheinlich Tierquälerei gleichkäme, zuckte sie die Achseln. »Tja, wenn du keine Verantwortung für die Gesundheit deines Tiers übernehmen willst ...«

Damit hatte Rosie mich in die Enge getrieben. Wenn ich ihr nicht gehorchte, dann würde sie mich bei irgendeinem feministischen Tierschutzverein verpfeifen. Sie würden brennende Kreuze in unseren Vorgarten rammen und die ganze Gegend mit Flugblättern vollpflastern.

»Aber wir haben nicht einmal eine Kätzchenbadewanne«, sagte ich, ziemlich sicher, einen solchen Haushaltsgegenstand noch nie gesehen zu haben, nicht einmal in der Zoohandlung. »Oder Kätzchenshampoo.«

»Das Waschbecken im Bad tut es auch«, sagte sie, »und ein ganz normales mildes Menschenshampoo. Ich brauche also nur ein Gästehandtuch, wenn du so nett wärst.«

Was in unserem Haushalt einem Gästehandtuch am nächsten kam, war ein ausgebleichener Badvorleger, der in seinem früheren Leben ein Strandtuch gewesen war, bis Rata und die Jungen es beim Tauziehen zerrissen hatten. Mit den gekonnten Handgriffen eines ägyptischen Einbalsamierers, der eine Katzenmumie präpariert, wickelte Rosie Cleo von den Schultern ab darin ein. Mit ihren an den Körper gepressten Beinen (und Krallen) war Cleo uns wehrlos ausgeliefert. Ihr erstauntes Fellgesicht schaute aus einem Ende der Handtuchwurst heraus. Das andere Ende war in den Falten von Rosies T-Shirt begraben. Am liebsten hätte ich Cleo befreit. Aber Rosie hatte, geschützt vor neuerlichen Krallenhieben, wieder alles im Griff.

Sie wies mich an, das Waschbecken mit warmem Wasser zu füllen, dann hielt sie ihren freien Ellbogen hinein, um die Temperatur zu prüfen. Als sie mit Wassermenge und Temperatur zufrieden war, wickelte sie Cleo rasch aus und reichte sie mir.

»Ich dachte, du wolltest das tun?«, sagte ich und rang mit den schwarzen Beinchen und dem Schwanz, die sich alle gleichzeitig in verschiedene Richtungen bewegten.

»Du bist die Mutter«, erwiderte Rosie und brachte sich hinter dem Handtuchhalter in Sicherheit.

Das Kätzchen entspannte sich in meinen Händen, was ich als großes Kompliment verstand. Von ihrem trockenen Aussichtspunkt aus starrte Cleo fasziniert auf das Wasser, das glitzerte, als schwämme ein Goldfischschwarm darin herum. Auch ich entspannte mich. Vielleicht hatte Cleo die berühmte Wasserliebe der Abessinier geerbt und würde das Bad sogar genießen.

Ich holte tief Luft und senkte sie ins Wasser. Schnelles Handeln in Kombination mit Wahrung der Katzenwürde waren gefordert. Cleo schien zu verstehen, was ich vorhatte. Sie hielt still wie eine Statue, während ich das Babyshampoo in ihr Fell massierte, und war bald unter einem Schaumberg begraben.

Ich war stolz auf sie, wie sie da im Wasser saß. Glücklicherweise sah Cleo nicht, was das Bad mit ihrem Erscheinungsbild anstellte. Mit dem angeklatschten Fell und den an den Wangen klebenden Schnurrhaaren hätte man sie leicht mit einer Ratte verwechseln können. Rosie blieb nichts

anderes übrig, als von Cleos Verständnis für Hygienemaßnahmen beeindruckt zu sein.

»Braves Mädchen«, schnurrte ich.

»Siehst du? Es ist überhaupt nichts dabei«, sagte Rosie. »Jede Katze braucht hin und wieder ein Bad.«

Plötzlich gab Cleo ein urtümliches Jaulen von sich. Es war ein erschreckender Laut, der sofort und unvermittelt alle meine Mutterinstinkte wachrief, genau wie das Weinen eines verloren gegangenen Kindes in einem Supermarkt. Ihr kleiner Kopf sank zur Seite, und mit Grauen musste ich mit ansehen, wie sie in meinen Händen schlaff wie ein Waschlappen wurde.

»Nimm sie raus! Nimm sie raus!«, bellte Rosie.

»Ich nehm sie ja raus!«, bellte ich zurück. Ich hob das winzige Wesen aus dem Wasser, dessen Kopf und Beine leblos hin und her baumelten. »Oh nein!«

Was würde Rob sagen? Er hatte so viel durchgemacht, einen weiteren Schlag würde er nicht verkraften. Ich hatte schon als Mutter versagt. Man hätte mir niemals die Verantwortung für etwas so Kleines und Hilflozes wie eine junge Katze übertragen dürfen. Ich war ja kaum imstande, mich morgens anzuziehen.

Ich riss Rosie das Handtuch aus der Hand und wickelte die leblose Gestalt hinein.

»Es tut mir so leid, Cleo!«, jammerte ich, während ich sie abrubbelte und mit ihr ins Wohnzimmer lief. Ich stellte die Gasheizung an und hielt Cleo so nah wie möglich daran, wobei ich sie die ganze Zeit wie besessen massierte.

»Du hattest Recht, Rosie. Ich bin ein hoffnungsloser Fall, was Katzen angeht. Das ist alles so furchtbar!«

Rosie stand drohend über uns. »Das Wasser war zu kalt«, sagte sie.

»Warum hast du denn nichts gesagt?«

»Ich dachte, dass es vielleicht nichts ausmacht. Womöglich war es auch das falsche Shampoo ...«

Der winzige Körper lag schlaff in meinen Händen.

»Ich habe sie umgebracht, Rosie!«, rief ich schluchzend. »Sie war das Einzige, das uns ein bisschen aufheitern konnte. Und jetzt habe ich sie ertränkt! Ich weiß, du glaubst nicht, dass ich ein Katzentyp bin, aber ich habe Cleo inzwischen richtig lieb gewonnen!«

So würde von nun an also mein Leben aussehen. Was auch immer ich anfasste, es würde unter meinen Händen verkümmern und schließlich sterben. Der Welt zuliebe sollte ich an der äußersten Spitze der Südinsel einen Berg erklimmen, mich in eine Höhle zurückziehen und auf mein Ende warten.

Plötzlich gab der Lumpen auf meinem Schoß ein einzelnes, gezieltes Niesen von sich. Ein Schauer lief durch den winzigen Körper. Cleo hob den Kopf, erhob sich unsicher und schüttelte sich beleidigt, so dass auch ich meine Dusche abbekam.

»Cleo! Du bist wieder da! Ich glaub's nicht!« Auf die weitere Spülung durch den Strom meiner Freudentränen hätte sie gut verzichten können.

Das Kätzchen fixierte mich mit Augen so groß wie Untertassen und leckte dann meinen Finger ab, als sei sie aus einem angenehmen Traum erwacht und fragte sich, was es wohl zum Frühstück gebe. Zutiefst erleichtert rubbelte ich ihr kostbares Fell, bis es fast trocken war. Seit der Geburt meiner Söhne hatte ich nicht mehr diese überschwängliche Freude darüber empfunden, dass ein Wesen lebte und gesund war.

»Hör mal, wie sie schnurrt«, sagte ich zu Rosie. »Glaubst du, sie wird mir verzeihen?«

Besonders überzeugt wirkte Rosie nicht. »Gut, dass sie neun Leben hat«, erklärte sie. »Eins ist weg, da bleiben nur noch acht. Die arme Kleine wird in diesem Haus jedes einzelne brauchen können.«

Nachdem Rosie gegangen war, küsste ich Cleo, dankte ihr, dass sie ins Leben zurückgekehrt war, und drückte sie fest an meine Brust, um sie zu wärmen.

Von diesem Tag an bestand ein Übereinkommen zwischen Cleo und mir. Baden war, was sie anging, strikt auf Vögel beschränkt.

Cleo erwies sich als gute Lehrmeisterin. Wie jede kluge Pädagogin richtete sie ihre Methoden an den Fähigkeiten ihrer Schüler aus. Ihr Beinahe-Ertrinken zeigte mir, dass ich doch nicht dazu verdammt war, alles zu zerstören, was meinen Weg kreuzte. Das erste Mal in meinem Leben hatte ich ein Wesen wiederbelebt. Und Cleo war bereit, mir eine zweite Chance zu geben.

Mitgefühl

*Obwohl Katzen Einzelgänger sind,
können sie auch sehr liebevoll sein.*

»Bist du sicher, dass du das hinkriegst?«, fragte ich und schloss die Box mit Robs Pausenbrot. Ich hatte Vollkornbrot genommen, das Gesundeste, was im Supermarktregal zu finden war. Rob hätte natürlich lieber weiches Weißbrot gehabt, aber ich war entschlossen, einen großen, kräftigen Mann aus ihm zu machen. Ich würde ihn zwangsweise mit Brokkoli und Sojasprossen füttern, wenn er es nicht freiwillig aß. Für diesen Jungen war das Beste gerade gut genug.

Die Schule hatte Verständnis dafür gezeigt, dass wir Rob noch ein paar Wochen zu Hause lassen wollten. Es war sein zweites Schuljahr, das heißt, er kannte die meisten Kinder seines Jahrgangs. Dennoch erschien mir der Gedanke an seinen ersten Tag in der Schule ohne Sam irgendwie bedrohlich. Sam hatte ganz selbstverständlich zum Schulalltag von Rob gehört. Wenn es auf dem Pausenhof zu Rangeleien kam, hatte sich der extrovertierte ältere Bruder immer schützend vor den jüngeren, stilleren gestellt. Jeder, der Rob angriff, bekam es mit Sam zu tun (der berühmt für seine Superman-Tritte war). Die beiden waren wie Starsky und Hutch, Batman und Robin, vollständig nur mit dem jeweils anderen.

»Fährst du mich?«

»Natürlich«, sagte ich und schloss die Knöpfe an seinem neuen Hemd. Ein Cowboyhemd mit geflügelten goldenen Pferden, die über einen weißen Hintergrund flogen. Flügel und Federn schienen unser gesamtes Leben zu überschatten. Das Hemd war diskussionswürdig, aber Rob liebte es, und ich wollte ihn dabei unterstützen, einen eigenen Geschmack zu entwickeln.

Steve und ich hatten aufgehört, uns über die Kosten für Kinderkleidung zu streiten. Gemeinsam mit Rob hatte ich mich in den letzten Wochen auf ausgedehnte Einkaufstouren gewagt. Wie in den meisten neuseeländischen Grundschulen gab es auch in der von Rob keine Schuluniform. Das sollte die Atmosphäre lockern. Erreicht wurde damit allerdings in erster Linie, dass

die Eltern sich mit einem größeren Geld- und Zeitaufwand um die Mode ihrer Kinder kümmern mussten, als ihnen Recht war.

An seinem ersten Schultag trug Rob nur nagelneue Sachen, inklusive der Schuhe mit den moosweichen Sohlen. (»Die quietschen«, sagte er, als wir mit seinen glatten Schnürsenkeln kämpften. »Die anderen werden mich bestimmt auslachen.« »Wenn, dann nur, weil sie neidisch sind«, versicherte ich ihm.) Seine Kleidung und der professionelle Haarschnitt stellten die Kampfansage einer Mutter an die Welt dar: Dieser Junge ist kostbar, wenn ihm etwas passiert, kriegen Sie es mit mir zu tun. Das einzige Stück an ihm, das nicht neu war, war die Superman-Uhr an seinem Handgelenk.

»Was mach ich, wenn einer kommt und mich hauen will?«, fragte er und umklammerte das Stahlband seiner Uhr.

Das Herz rutschte mir in die Hose. Wenn ich an diesem Tag nur eine schützende Hand über ihn halten, jeden Atemzug, mit dem er seine sechsjährige Lunge füllte, überwachen und alle seine Widersacher verscheuchen könnte!

»Das wird keiner tun«, sagte ich und hoffte inständig, dass ich Recht behielt. Was, wenn nicht? Er konnte gerade, weil er seinen Bruder verloren hatte, von irgendwelchen zurückgebliebenen Raufbolden aufs Korn genommen werden. »Richte dem Lehrer aus, er soll mich anrufen, wenn du nach Hause willst.«

»Pass gut auf Cleo auf«, sagte er, öffnete die Kühlschranktür und holte einen Krug Milch heraus, der viel zu schwer für ihn war. Mit unter dem Gewicht zitternder Hand goss er Milch in einen Teller und etwas davon schwappte über. Angesichts der Milchlache auf dem Boden machte Cleo vor Freude einen Buckel. Den Schwanz gerade in die Luft gestreckt, machte sie sich rasch und entschlossen daran, sie aufzulecken.

Seit Rob wieder in sein altes Zimmer gezogen war, schlief er besser. Er litt nicht mehr so unter Albträumen. Das hatte sicher mit dem Komfort zu tun, den ein lebendes Heizkissen mit sich brachte.

Ich zuckte zusammen, als es laut an meinem Fenster klopfte. Die berühmten Wangenknochen von Ginny Desilva, ihres Zeichens das Glamourgirl vom Ziegenpfad, pressten sich gegen die Scheibe. Dann verzogen sich ihre perfekt geformten Lippen zu einem kameratauglichen Lächeln. Sie hob drei frisch eingecremte Finger, winkte mit ihren glitzernden Krallen und rief »Halloho!«

Ginny trug eine goldfarbene Vinyljacke, falsche Wimpern, Ohringe so groß wie Lüster und einen Pferdeschwanz, der hoch oben an der Seite ihres Kopfs saß. Dagegen kam ich mit meiner ewigen Jogginghose und dem fleckigen T-Shirt nicht an.

Ginny hielt einen Jungen, der ungefähr in Robs Alter war, an der Hand. Unter den in alle Richtungen abstehenden Haaren spitzte ein koboldhaftes Gesicht hervor.

»Das ist Jason«, sagte Rob bewundernd.

»Ist er nett?«, zischte ich ihm durch die Zähne zu, während ich Ginny anlächelte.

»Er gehört zur Cool Gang.«

Alles klar. Die legendäre Cool Gang. Ich hatte Rob und Sam über sie reden hören und es hatte so geklungen, als würden sie eher ihre Pimmel blau anmalen, als der Cool Gang beitreten. Was allerdings nur daran lag, dass die Cool Gang sie nicht aufgefordert hatte, ihr beizutreten.

Das Einzige, was noch cooler war als die Cool Gang, waren die Cool-Gang-Eltern. Es waren ausschließlich Ärzte, Anwälte und Architekten, die reihum Tennismatches organisierten, so dass jeder Gelegenheit bekam, seinen eigenen Tennisplatz im Garten vorzuführen. Ginny und ihr Mann Rick waren das Traumpaar unter den Cool-Gang-Eltern, weil sie keine Nullachtfünfzehn-Selbstständigen waren. Rick hatte eine eigene Plattenfirma. Und Ginny, tja, alles, was sie zu tun hatte, war, sich in falschen Pelz zu wickeln und Ginny zu sein. Als Journalistin hatte ich schließlich gelernt, vorschnelle Urteile zu fällen. Fotomodell gleich viel zu hübsch und mager gleich oberflächlich gleich ständig unter Konkurrenzdruck, was das Aussehen und Männer betrifft, gleich dämlich gleich unbedingt aus dem Weg zu gehen. Ginny und ich hatten nur einmal miteinander gesprochen, als wir uns zufällig auf dem Ziegenpfad begegnet waren, und da hatte sie mir erzählt, sie sei Hebamme, was mir allerdings viel zu exotisch vorkam, um wahr zu sein. Ich hatte damals den Eindruck, dass sie irgendetwas geraucht hatte.

»Hallo«, sagte ich und wurde einen Moment lang von dem Glanz ihres mahagonifarbenen Haars geblendet, als ich die Hintertür öffnete.

»Toll! Ein Kätzchen!«, rief ihr Sohn, bevor wir auch nur Gelegenheit hatten, die üblichen Höflichkeitsfloskeln auszutauschen. Jason quetschte sich an meiner Jogginghose vorbei und rannte in die Küche.

»Du hast mir überhaupt nicht gesagt, dass du ein Kätzchen hast, Rob!«, sagte Jason. »Ist das niedlich! Darf ich es mal halten?«

»Sie heißt Cleo«, erwiderte Rob und reichte sie Jason stolz. »Ihr Vater war keine Hauskatze. Ihr Vater war ein wilder Kater. Wir sind eigentlich ziemlich sicher, dass er ein Panther war.«

»Jason ist ganz verrückt nach Katzen.« Ginny lachte, während wir zusahen, wie Jason das Kätzchen in seine Halsbeuge legte. Ich wartete darauf, dass ein missbilligender Blick auf meine Jogginghose und den Milchsee auf dem Boden (den Rata gerade netterweise wegschlabberte) fiel, aber sie schien das Chaos bei uns gar nicht zu bemerken.

»Ich habe gehört, dass Rob dieses Jahr in derselben Klasse wie Jason ist«, sagte sie. »Jason hat sich gefragt, ob Rob Lust hat, heute zusammen mit ihm zur Schule zu laufen, nicht wahr, mein Schätzchen?«

Jason nickte, was allerdings ein wenig pflichtbewusst wirkte. Rob sollte mit Jason in die Schule gehen? Aber ich hatte den Morgen doch bis auf die letzte Minute durchgeplant. Ich hatte das Ganze schon hundert Mal in meinem Kopf durchgespielt – Mutter und Sohn nehmen am Schultor herzerreißend Abschied voneinander. Auf geheimnisvollem Weg flößt Mutter Sohn Kraft und Schutz ein, bevor sich dieser tapfer dem neuen Schuljahr stellt.

»Das ist sehr nett, aber wir wollten eigentlich mit dem Auto fahren«, sagte ich und wurde mir im selben Moment bewusst, wie abweisend das klang. Was war eigentlich mit mir los?

Vor noch gar nicht so langer Zeit hatte man mich für eine warmherzige, freundliche Frau gehalten. In der Grundschule hatten mir die anderen Kinder den Spitznamen »Happy« gegeben. Dass man mich wieder so nennen könnte, diese Gefahr war inzwischen wohl gebannt. »Sollen wir Jason mitnehmen?«

Natürlich würde sie Nein sagen. Das gebot allein die Höflichkeit und der Respekt vor dem Kerker aus Trauer, in den ich eingesperrt war. Ich hatte also Manieren bewiesen und würde trotzdem davonkommen. Sie würde ablehnen und wir könnten jeder wieder unser eigenes Leben führen.

»Das wäre reizend«, erwiderte Ginny und fixierte mich mit ihren braunen Augen, die erstaunlicherweise Wärme ausstrahlten und noch etwas anderes. Was war das nur – ein Funke Weisheit? »Ciao-ciao!«

Ciao-ciao? So redeten Fotomodelle in Rente wohl. Ich sah Ginny hinterher, die wie eine Erscheinung aus einem Punkrock-Magazin davonschlenderte, und hatte das Gefühl, hereingelegt worden zu sein. Mit einem einzigen Klopfen an unser Küchenfenster hatte sie uns um unseren feierlichen Abschied am Schultor gebracht.

Schlimmer noch, sie und Jason waren in unsere Küche geplatzt, als sei es das Normalste von der Welt. Dieser Anfall von Nachbarschaftspflege war einfach dreist. Die Frau musste verrückt sein. Entweder das oder sie war äußerst mitfühlend und bewies mehr Tiefe, als ich ihr zugetraut hätte. Nein, Ginny musste verrückt sein. Oder wirklich sensibel. Woher sonst sollte sie wissen, dass man mit traumatisierten Menschen am besten ganz normal redete (über das eine oder andere Ciao-ciao sah ich mal hinweg)? Auf eine solche Breitseite Herzenswärme war ich nicht gefasst gewesen, nicht so bald nach dem Frühstück jedenfalls.

Diese Frau musste man einfach bewundern. Eine goldfarbene Vinyljacke *und* Strumpfhosen mit Leopardenmuster? Was war das nur für ein Duft, der ihr hinterherwehte - Tigermoschus? Und wie kam es, dass diese Gehänge in Lüstergröße ihr nicht die Ohren abrissen? In meiner Dummheit bekam ich gar nicht mit, dass ich gerade eine Freundin fürs Leben gefunden hatte.

Mit seiner Punkfrisur und der lila Schultasche mit den Rockband-Aufklebern war Jason die Personifikation von Coolness. Gleichzeitig war er völlig vernarrt in Cleo, wie es in dieser Unbefangenheit nur ein Kind vermochte.

»Die ist so niedlich!«, sagte Jason und wiegte das schwarze Bündel in seinen Armen. »Hast du ein Glück!«

Es war das erste Mal seit einer halben Ewigkeit, dass jemand das Wort Glück in Zusammenhang mit unserer Familie gebrauchte.

»Sie hat gern Freunde«, erwiderte Rob.

Ich spitzte die Ohren. Rob erinnerte sich an Cleos Versprechen aus dem Traum mit der sprechenden Katze, ihm bei der Suche nach neuen Freunden zu helfen.

»Darf ich nach der Schule rüberkommen und mit ihr spielen?«, fragte Jason.

»Klar!«, antworteten wir wie aus einem Munde.

Cleo legte sich auf Robs Bett in die Sonne, und wir machten uns auf den Weg, Rata in unserem Kielwasser. Auf halber Strecke den Ziegenpfad

hinauf ging der alten Hündin jedoch die Puste aus, und sie ließ sich auf den Boden sinken. Ich wartete einen Moment bei ihr. Sie keuchte heftig, klopfte dabei aber mit dem Schwanz beruhigend auf den Boden, so als wollte sie sagen: »Macht euch meinerwegen keine Gedanken.«

Als Rata wieder zu Atem gekommen war, kletterten wir den Rest des Weges hoch. Die Jungen sahen besorgt zu, wie sie zum Auto schlich. Als sie bemerkte, dass sie beobachtet wurde, riss sie sich zusammen. Mit erhobenem Schwanz sprang sie schwungvoll auf die Ladefläche des Kombis.

Unser ganzes Leben war auf den Kopf gestellt worden, nur das Schultor sah aus wie eh und je. Es war mindestens siebzig Jahre alt. Die ersten Kinder, die hier durchgerannt waren, waren nun schon alte Frauen und Männer. Müde und grau geworden, wohnten sie mittlerweile in Altersheimen, während die Tore nur von einer weiteren Rostschicht überzogen waren. Das kam mir ungerecht vor. Aber vor die Wahl gestellt, würde ich trotzdem lieber als Mensch auf die Welt kommen, der nur über eine begrenzte Zeit Heiterkeit und Leid erfahren konnte, statt als ein Tor, das hundertfünfzig Jahre ohne Gefühle überdauerte.

Kinder strömten durch das Tor, noch immer voller Geschichten aus den Sommerferien. Sams Tod war sicher an jedem Küchentisch ein Thema gewesen. Würden die Kinder Rob mit Aufmerksamkeit überhäufen oder würden sie ihn schlicht ignorieren, weil sie nicht wussten, was sie sagen sollten? Ich unterdrückte den Drang, mit auszusteigen und ihn keine Nanosekunde dieses Tages aus den Augen zu lassen.

Rob und Jason kletterten aus dem Auto.

»Ich hol dich um halb vier ab«, sagte ich.

»Nicht nötig«, sagte Jason. »Wir gehen zusammen nach Hause, oder, Rob?«

Rob blinzelte Jason im Sonnenlicht an und lächelte. »Ja, wir gehen lieber.«

Gehen? Eine Straße überqueren? Mir wurde ganz anders bei dem Gedanken, dass Robs Füße auch nur in die Nähe von Straßenasphalt kamen, ohne dass ich ihn schützen konnte. Aber Jason und Ginny hatten Recht. Je früher Rob wieder ein ganz normales Leben führen konnte, vielleicht sogar neue Freundschaften schloss, desto leichter würde alles für ihn werden. Sie hatten mir ihre Hilfe in der überzeugendsten Form zuteil werden lassen – Großzügigkeit in Form von Taten statt Worten.

Auf die Gefahr hin, dass mich Jason für nicht ganz dicht hielt, kramte ich eine alte Einkaufsliste aus meiner Handtasche und zeichnete auf der Rückseite ihren Heimweg genau auf. An dem Fußgängerüberweg vor der Schule passten ältere Schüler auf, die vermutlich den nötigen Respekt vor dem Autoverkehr hatten. Wenn sie dem Pfad neben dem Graben folgten, dann mussten sie nur eine ruhige Straße überqueren, bevor sie die Hauptstraße erreichten, auf der Sam gestorben war. Die sollten sie nicht unten an der Bushaltestelle überqueren, sondern ein paar hundert Meter weiter oben auf dem Zebrastreifen, gleich bei Dennis' Kramladen und dem neuen Feinkostgeschäft. Ich drückte Rob die Einkaufsliste in die Hand und nahm ihm das Versprechen ab, nicht über die Straße zu laufen, bevor er sicher war, dass sämtliche Autos weit genug weg waren. »Und vergiss nicht, den Lehrer zu bitten, mich anzurufen, wenn du früher nach Hause kommen willst«, rief ich ihm noch mit belegter Stimme nach.

Aber Rob war schon halb durch das Schultor durch und lachte über etwas, das Jason gesagt hatte. Jason schlenderte neben ihm her, drehte sich um, winkte und legte einen Arm um Robs Schulter.

Jägerin

*Im Gegensatz zu den meisten Menschen
stehen Katzen zu ihrer wilden Seite.*

Mit Cleo auf dem Arm wartete ich an diesem Nachmittag auf dem Ziegenpfad und horchte auf Kinderstimmen. Wenn Rob und Jason meiner Wegbeschreibung gefolgt waren, sollten sie etwa zwanzig Minuten brauchen. Dann waren sie jetzt sieben Minuten zu spät.

Lauter Wenn-dann-Sätze geisterten mir durch den Kopf. Was, wenn Jason Rob überredet hatte, einen längeren, gefährlicheren Weg zu nehmen, wenn er vergessen hatte, dass er zusammen mit Rob nach Hause gehen sollte, und mit Freunden aus der Cool Gang abgezogen war ... Ein Felsblock senkte sich auf mein Herz. Dann erklang plötzlich Jungengelächter das Tal hoch. Ein Teil des Gekichers, das zu hören ich schon nicht mehr gehofft hatte, stammte eindeutig von meinem Sohn. Sein erster Schultag musste besser gelaufen sein, als ich mir vorzustellen gewagt hatte.

Ich sah, wie zwei Jungen um die Ecke bogen – ein blonder und ein dunkelhaariger, nicht zwei blonde.

»Wie war's?«, rief ich Rob zu.

»Gut«, sagte er. Die Fröhlichkeit in seiner Stimme klang echt.

Jasons Augen leuchteten auf, als er Cleo sah.

»Komm, wir bringen ihr bei, wie man jagt!«, rief er und ließ den Schulranzen von seinem Rücken rutschen.

»Ist sie dafür nicht ein bisschen jung?«, fragte ich und drückte das schwarze Tierchen fester an mich, das ich, seit ich es wiederbelebt hatte, umso mehr beschützen zu müssen meinte. »Sie ist doch gerade erst von ihrer Mutter weggekommen.«

»Ach, das kann sie«, sagte Jason und ließ den Ranzen in unserem Flur fallen, so als fühlte er sich schon ganz zu Hause. »Haben Sie ein Stück Papier und ein bisschen Wolle?«

Warum hatte ich nicht selbst längst daran gedacht? Wir waren so sehr mit unserem Leid beschäftigt gewesen, dass ich einen wesentlichen Teil der Kätzchenentwicklung vergessen hatte. Rob, Cleo und ich sahen zu, wie

Jason ein Zeitungsblatt zusammenknüllte und einen Wollfaden daran befestigte.

»Schau, Kleine«, flüsterte Jason und legte den Zeitungsköder auf den Boden, dann zog er an dem Faden. »Da ist die Maus! Fang!«

Cleo machte einen verwirrten Eindruck. Vielleicht war sie ja tatsächlich eine ägyptische Prinzessin, die in einem Katzenkörper gefangen war und sich unmöglich dazu herablassen konnte, mit Zeitungspapier zu spielen.

»Komm schon«, sagte er und zog die vermeintliche Beute über den Boden zum Gummibaum. »Die Maus rennt sonst weg!«

Cleos Ohren drehten sich nach vorne und ihr Blick folgte dem über den Teppich hüpfenden Ding. Dann schoss eine Pfote nach vorne. Pfote und Papier berührten sich kurz. Das Kätzchen verfiel in ein Verhaltensmuster aus Urzeiten. Es duckte sich, rutschte mit dem Hinterteil hin und her und versuchte sein Ziel zu hypnotisieren.

Warum Katzen das machen, ist ein Rätsel. Bei Menschen kann man etwas Ähnliches nur bei Tennisspielern beobachten, die ihren Hintern von Seite zu Seite schwenken, während sie darauf warten, einen Ball zurückzuschlagen. Vielleicht dient dieses Hinternwackeln dazu, die Muskeln auf beiden Körperseiten auf eine plötzliche Bewegung vorzubereiten.

Die Jungen lachten, als sich Cleo auf den Papierball stürzte und ihn zwischen den Vorder- und Hinterpfoten hin und her schubste.

»Da, jetzt du«, sagte Jason und reichte Rob den Wollfaden. Diesem Kind war die Großmut in Fleisch und Blut übergegangen. »Halt ihn in die Luft, damit sie springen muss.«

Cleo versteckte sich wie eine Attentäterin hinter dem Gummibaum. Als der Papierball über ihren Kopf hinwegflog, sprang sie in die Höhe und packte ihn mit Zähnen und Vorderpfoten. Ohne ihre Beute loszulassen, segelte sie durch die Luft und sah triumphierend und beifallheischend zu uns auf, bevor sie in einem wirren Knäuel aus Beinen, Fell und Papier auf den Boden krachte.

Die arme Papiermaus war innerhalb kürzester Zeit völlig zerfetzt.

Noch mehr beeindruckten Jason allerdings Cleos Fähigkeiten als Strumpfballspielerin. Bald kam er uns täglich besuchen, während ich im Gegenzug nach und nach Bekanntschaft mit der Glitzerwelt von Ginny Desilva machte. Als ich das erste Mal durch die grüne Hecke trat und über den weißen Kiespfad auf das Haus zuging, kam ich mir wie eine ungezogene

Göre vor, die aus einer Erziehungsanstalt abgehauen war. Die Gardenienhecke verströmte einen betörenden Duft. Ein Springbrunnen plätscherte. Mit jedem Schritt spürte ich Steves Missbilligung wachsen. Die Desilvas passten nicht zu uns.

»Nur hereinspaziert, Herzchen!«, rief Ginny, als sie die Haustür aufriss. »Sie kommen gerade rechtzeitig für ein Glas Blubberwasser.«

Auf unserer Seite des Ziegenpfads nannte niemand irgendjemanden Herzchen. Jedenfalls nicht, wenn man den Betreffenden kaum kannte. Vor Ginny mit ihren falschen Wimpern und den tollen Wangenknochen war ich darüber hinaus noch nie jemandem begegnet, mit dem es die normalste Sache der Welt war, nachmittags um vier Champagner zu trinken. Voller Bewunderung stellte ich fest, dass sie niemals an zwei Tagen hintereinander dasselbe Kleid trug. Ich bewunderte ihr weißes Ledersofa und die Stahlskulptur, die wie ein Strommast in einer Ecke ihres Wohnzimmers aus dem Boden wuchs. Sie konnte sich nicht mehr an den Namen des Künstlers erinnern, zumindest behauptete sie das. Bei Ginny wusste man nie, ob sie tatsächlich ahnungslos war oder das nur vorgab, um eine ungezwungene Atmosphäre zu schaffen.

Nach ein, zwei Stunden bei Ginny sah die Welt schon viel besser aus. Wenn die Straßenlampen flackernd ansprangen und die Fenster der Bürotürme am Fuß des Hügels gelb zu leuchten begannen, wusste ich, dass ich aufbrechen sollte. Der Kiesweg wogte unter meinen Füßen, wenn ich nach Hause ging, um Abendessen zu kochen und mich um eine hungrige Katze zu kümmern.

Wie bei allen Familienmitgliedern war auch Cleos Interesse an Essen sehr ausgeprägt. Da sie nun einmal eine Halbaristokratin war, stellte sie schnell klar, dass sie sich mit dem Fraß aus der Zoohandlung nicht abgeben würde.

Kaum hatte sie herausgekriegt, dass die wirklich hochklassigen Esswaren aus dem Kühlschrank stammten, Lachs zum Beispiel, verbrachte sie viele Stunden damit, seine weiße Tür anzubeten. Gelegentlich fuhr sie versuchsweise mit einer Vorderpfote die Gummidichtung entlang, aber ohne Erfolg.

Eines Morgens öffnete ich den Kühlschrank und sie schoss wie eine Kanonenkugel über den Küchenboden und sprang direkt ins Gemüsefach. Ich befahl ihr, sofort wieder herauszukommen, aber sie vergrub sich nur

umso tiefer in den Karotten. Sie würde sich doch nicht das Recht streitig machen lassen, in ihrem eigenen Fünf-Sterne-Restaurant zu wohnen! Als ich sie herausholen wollte, schlug sie mit ihrer Tatze nach mir.

Ich schloss die Kühlschranktür bis auf einen Spalt und linste hinein. Wie sie da hinter dem weißen, kalten Metall mit den Milch- und Saftfächern hervorlugte, wirkte sie nicht mehr ganz so zuversichtlich. Als ich dann die Tür wieder aufriss, sprang sie aus ihrem Karottennest und schüttelte sich auf dem Küchenboden, so als wollte sie sagen: »Ich habe das nur gemacht, um das Gemüse bei Laune zu halten.«

Cleo gab zwar die Idee der Kühlschrankwohnung auf, dachte sich dafür aber neue Möglichkeiten aus, wie sie ein wenig mehr Vielfalt in ihre Ernährung bringen könnte. Als ich eines Tages das Katzenklo saubermachte, stellte ich fest, dass sich zwei Gummibänder und ein Stück Baumwollfaden durch ihren Verdauungstrakt gearbeitet hatten.

Nun, da sie entdeckt hatte, wozu ihre Hinterpfoten imstande waren, sprang sie regelmäßig auf die Arbeitsplatte in der Küche, um sich eine gastronomische Vorschau auf unser Abendessen zu verschaffen. Hühnerbrust und Fisch mochte sie am liebsten, aber mit der Zeit entwickelte sie auch eine gewisse Vorliebe für Hackfleisch, Kuchen, rohe Eier und merkwürdigerweise Butter.

Wenn ich die Butter nicht im Kühlschrank in Sicherheit brachte, zeichneten sich garantiert recht schnell Spuren von ihr darauf ab. Es ließ sich nicht sagen, ob Cleo Butter wirklich mochte oder ob sie nur so tat, um die an den Boden gefesselte Rata zu quälen. Unsere allesfressende Hündin war regelrecht besessen von weiterverarbeitetem tierischen Fett. An Sams fünftem Geburtstag hatte sie sich auf einen Sitz ein ganzes Stück Butter, das versehentlich auf dem Couchtisch stehengeblieben war, einverleibt. Wir hatten damals darauf gewartet, dass sie grün um die Schnauze wurde, und bereiteten uns schon auf eine Eilfahrt zum Tierarzt vor, aber Ratas Laune blieb ungetrübt. Ihr mit Teflon ausgekleideter Magen konnte alles vertragen, von Schnürsenkeln bis zu den Resten eines Picknicks, inklusive der Papierservietten (so sie zu haben waren).

Als die Tage kürzer wurden, entdeckte Cleo die Sorte Fressen, die sie fortan am liebsten mochte. Dank Jason hatte sie ihre wilde Seite kennengelernt und stellte jetzt fest, wie aufregend Selbstbedienung sein konnte. Sie sah aus wie ein schwarzer Panther, wenn sie die Blumenbeete

durchstreifte und die Beuteeigenschaften von allem, was sich bewegte, erkundete, inklusive der Grashalme. Selbst Gänseblümchen waren ihres Lebens nicht mehr sicher. In einem Riss in dem Weg beim Gartentor fand sich dann endlich ein viel versprechendes Opfer: Ameisen. Ihr Kopf schoss hierin und dorthin, als ihr Blick den emsig herumwuselnden Arbeitstieren folgte. Probeweise stocherte Cleo mit ihrer Pfote nach ihnen, aber sie ließen sich nicht ärgern. Blind gegenüber Gefahr und Vergnügen, marschierten die Ameisen einfach weiter, statt Cleos Spielchen mitzuspielen.

Ihrem ersten erfolgreichen Feldzug fiel daher eine Gottesanbeterin zum Opfer, die sie auf dem Fensterbrett in Robs Zimmer entdeckte. Ich hatte schon immer etwas für Gottesanbeterinnen übrig. Mit ihren rollenden Augen und den überaus gelenkigen Beinen sehen sie wie Besucherinnen aus dem All aus. Sie sind die Außenseiter der Insektenwelt und leben ein ruhiges, liebenswert harmloses Leben (wenn man von einer gelegentlich verspeisten Fliege oder Heuschrecke absieht). Im Gegensatz zu anderen Insekten finden sie keinen Gefallen daran, Blut zu saugen, zu stechen oder tödliche Krankheiten zu verbreiten.

Deshalb war ich auch ziemlich sauer, als ich eines sonnigen Nachmittags eine von ihnen zwischen Cleos Pfoten entdeckte. Die Katze trieb ihr Spielchen mit dem armen Ding, ließ es in dem Glauben, es könnte entkommen, um erneut darüber herzufallen. Mein erster Impuls war, das Insekt zu retten. Aber es hatte schon ein Bein verloren. Es gab keine Hoffnung mehr.

Zum ersten Mal empfand ich einen leichten Widerwillen gegenüber Cleo. Wenn ich allerdings versuchte, sie am Jagen zu hindern, würde ich ihre Katzennatur leugnen. Ich hörte die Stimme meiner Mutter in meinem Kopf, die sagte: *Handle nie wider die Natur*. Wobei sie aus einer Siedlerfamilie stammte, in der nicht unbedingt nach diesem Grundsatz gehandelt wurde und die keinerlei Skrupel hatte, riesige Landflächen abzufackeln.

Voller Schuldgefühl gegenüber der Gottesanbeterin verzog ich mich aus Robs Zimmer und schloss die Tür hinter mir. Zehn Minuten später sah ich Cleo auf Robs Kissen dösen. Sie warf mir einen kurzen selbstzufriedenen Blick zu, dann schloss sie wieder die Augen. Der Rumpf der Gottesanbeterin lag unter dem Fensterbrett auf dem Boden.

Zu meinem Schrecken arbeitete sich Cleo rasch zu Mäusen und Vögeln hoch und legte die kopflosen Leichen auf unserer Fußmatte vor der Haustür

ab. Während ich Gräber neben den Vergissmeinnicht schaufelte, erinnerte ich mich daran, dass das Leben schon immer ein Kampf war. Dann hatte der Mensch irgendwann im Laufe der Geschichte angefangen, den Tod auszuschalten. Wir erfanden Begriffe wie »entschlafen« und unternahmen größte Anstrengungen, um den Prozess zu verschleiern, wie man aus der Kuh von der Weide einen Hamburger machte. Wir versteckten die Kranken, Alten, Behinderten, so dass das Leiden zum Mysterium geriet und der Tod zur schlimmsten Anomalie.

Wir reden uns ein, dass wir ein leichtes Leben verdienen, dass wir von Schmerz befreit sein sollen, nur weil wir Menschen sind. Das funktioniert ganz gut, bis uns irgendwann ein Unglück ereilt. Wir haben uns so sehr aufs Leugnen verlegt, dass wir völlig hilflos sind, wenn wir plötzlich mit Schicksalsschlägen fertigwerden müssen, die vermutlich jeden von uns irgendwann einmal treffen.

Cleo schien dagegen folgendes Motto zu haben: Das Leben ist hart, aber das macht nichts, weil es auch toll ist. Man muss es nehmen, wie es ist, man darf bloß nicht glauben, dass es ein Zuckerschlecken wird. Diejenigen, die schlimme Zeiten durchgemacht haben, können oft die guten mehr genießen und sind weise genug, zu erkennen, dass die guten Zeiten nicht nur gut, sondern *großartig* sind.

Ich fragte mich, ob ich jemals stark genug sein würde, um ihrem Beispiel zu folgen.

*Loslassen**Die Berührung einer Pfote
kann besser sein als ein Aspirin.*

Der Herbst hatte Einzug gehalten und der Stechginster färbte die Hügel rund um den Hafen golden. Die Jahreszeiten hatten einander so unmerklich abgewechselt, dass es fast an mir vorbeigegangen war. Hatte sich Cleo nicht vor Kurzem noch in den Schatten des Hauses zurückgezogen, nachdem sie sich beim Sonnenbaden auf dem Gartenweg einen leichten Sonnenstich geholt hatte? Jetzt kämpfte sie plötzlich mit uns um den besten Platz vor dem künstlichen Kaminfeuer, den sie natürlich immer bekam. Auf einmal hatte der Wind an Schärfe zugenommen und die Pappeln schimmerten bräunlich. Aber auch Cleo gegenüber hatte meine Aufmerksamkeit zu wünschen übrig gelassen. Ich hatte mich so sehr daran gewöhnt, unseren Besuchern zu erklären, wir besäßen eine Katze, die wie ein Außerirdischer aussah, dass ich mir gar nicht mehr die Mühe machte, sie mir genauer anzusehen. Für mich war es selbstverständlich, dass wir mit einer hässlichen Katze zusammenlebten.

Eines Morgens rechte ich Blätter in unserem Garten zusammen, als ich plötzlich eine Katze auf Mrs. Sommervilles Dach entdeckte. Einen Moment lang verschlug es mir den Atem, so anmutig und schön war sie. Es war ein majestätischer Anblick. Dank meiner ländlichen Herkunft erlag ich nicht so schnell irgendeinem dahergelaufenen Tier. Meine Mutter hatte mir die Überzeugung eingepflanzelt, dass alles, was vier Beine hatte und kein Tisch war, im besten Fall ein Wirtschaftsgut, im schlimmsten Fall ein Ärgernis darstellt. Aber dieses Wesen bewegte sich in anderen Sphären. Es hatte das erhabene Profil eines Löwen. Mit dem zur Seite geneigten Kopf und dem mit mathematischer Akkuratess um den Rumpf gelegten Schwanz sah es aus wie die Katzenversion eines Topmodels, das für ein *Vanity-Fair*-Cover posierte. Nur machte die Katze einen völlig selbstvergessenen Eindruck. Sie schien auch mich nicht bemerkt zu haben. Mit angelegten Ohren und leicht in die Höhe gereckter Nase starrte sie auf den nächsten Baum, in dem sich wohl ein potenzielles Mittagessen verbarg.

Mich überkam Neid auf den Menschen, der ein solches Tier sein Eigen nannte. Ich sah ihn vor mir, wie er selbstgefällig vor seinem Kaminfeuer saß, ein Glas guten Rotwein in der einen Hand, mit der anderen das Fell der schönen Katze streichelnd. Sie war zwar genauso schwarz wie Cleo, aber anders als diese musste sie einen ellenlangen Stammbaum vorweisen können. Wahrscheinlich hätte man mit ihrer Abstammungsurkunde ein ganzes Haus in Brand setzen können. Nach dem Glanz des Fells zu urteilen, bekam sie jeden Abend einen Teller frische Sardinen vorgesetzt. Neben einer solchen Katze sah Cleo aus, als wäre sie gerade aus der Kanalisation von Kalkutta gekrochen. Zum Glück war Cleo verschwunden. Wahrscheinlich erforschte sie gerade die Obstschale, die sich seit Kurzem als Quelle interessanten Insektenlebens erwies. Ich senkte den Kopf und rechte weiter. Noch hatte ich die meditativen Qualitäten des Laubrechens nicht für mich entdeckt. Wenn man Glück hatte, war Herbstlaub nur störrisch. Sich ihm an windigen Tagen zuzuwenden, kam seelischer und körperlicher Folter gleich. Kaum hatte ich die Blätter zu einem schönen Haufen zusammengereicht, fuhr spielerisch ein Windstoß durch den Haufen, ließ das Laub herumwirbeln wie einen Wurf Kätzchen und riss einen Schock neuer Blätter von den Pappeln. Es war eine frustrierende Aufgabe, die allerdings um einiges angenehmer gewesen wäre, wenn Rata vermocht hätte, die Arbeit eines Installateurs zu würdigen und zu begreifen, wozu sie diente.

Leise eines von Sams verbotenen Wörtern vor mich hinhinmurmeln, kratzte ich Ratas Beitrag zur globalen Bodendüngung von meiner Turnschuhsohle an einem Stein ab. Die angeblichen Freuden herbstlicher Gartenarbeit waren mir jedenfalls bislang verborgen geblieben. Ich wollte schon aufgeben und ins Haus gehen, um mir eine Tasse Tee zu gönnen, als ich ein vertrautes Miauen hörte.

»Cleo!«, rief ich und sah zu ihrem Lieblingssonnenplatz zwischen dem Unkraut hinüber, das ein ehemaliges Rosenbeet überwuchert hatte. Das einzige Zeugnis von ihr war ein plattgedrückter Fleck im hohen Gras. Ich warf einen Blick auf das Fensterbrett vor Robs Zimmer und rief noch einmal. Die schwarze Katze auf Mrs. Sommervilles Dach starrte mich neugierig an.

»Schau du nur, du verwöhntes, hochnäsiges Ding!«, knurrte ich zu ihr hoch. »Nicht jeder kann aussehen wie die Königin von Saba.«

Die Katze gähnte und erhob sich mit einer fließenden Bewegung. Ich sah zu, wie sie an der Regenrinne entlanghuschte und im Geäst des nächsten Baums verschwand. Dann glitt sie mühelos den Baumstamm herunter und sprang freudig miauend auf mich zu.

»Cleo?«, fragte ich und bückte mich, um über ihren Rücken zu streichen, während sie ihr Kinn an meiner Wade rieb. Ich nahm die Manifestation kätzischer Vollkommenheit auf den Arm und vergrub meine Nase in ihrem Fell, um sicherzugehen, dass sie es wirklich war. »Mein Gott, wann bist du denn zu einer solchen Schönheit geworden?«

Ich war den Sommer über so sehr mit meiner Trauer beschäftigt gewesen, dass ich gar nicht mitbekommen hatte, welche Metamorphosen Cleo durchlaufen hatte. Im Zeitraum von wenigen Wochen hatte sich unser magerer Kümmerling mit den hervorstehenden Augen und den paar armseligen Fellbüschelchen in eine umwerfend schöne Katze verwandelt.

Es war an der Zeit, diesen erschreckenden Mangel an Aufmerksamkeit wettzumachen und mich Cleo mehr zu widmen. Der Wandel, den sie von mir unbemerkt durchgemacht hatte, machte mir bewusst, dass das Leben unablässig weiterging, ganz gleich, was geschehen war. Es hing im Wesentlichen von mir selbst ab, ob ich etwas von den wunderbaren Zeiten des Wandels und der Neugeburt mitbekam oder nicht.

Ich trug sie zur Veranda, setzte mich auf die Stufe und nahm sie auf meine Knie. Entzückt rollte sie sich auf den Rücken und strampelte mit den Beinen in der Luft. Sie liebte diese katzenfremde Position. Oft schlief sie auf dem Schoß von irgendjemandem in dieser Haltung vor dem Fernseher ein und bot mit herabbaumelndem Kopf die Unterseite ihres Halses und ihres Kinns dar.

Es war eine Lust, sie zu streicheln, eine taktile Entdeckungsreise durch eine Felllandschaft. Cleos Ohren waren kühl und glatt, so wie ich mir immer das Fell einer Robbe vorgestellt hatte. Angesichts ihrer fast aerodynamischen Form konnte man sich vorstellen, dass ihre Nachfahren irgendwann einmal die Fähigkeit zu fliegen besitzen würden. Der samtige Nasenrücken mündete in einem Fleckchen feuchten Leders. Auf der Wölbung zwischen Ohren und Augen war das Fell etwas weniger dicht, hier sah man am ehesten ihre Haut durchschimmern. Aber das tat ihrer Schönheit überhaupt keinen Abbruch. Im Gegenteil, es sah frech und modisch aus, als ob Yves Saint Laurent Schottenkaros und Punkte

miteinander kombinierte. Die straffe Haut um ihre Augen war praktisch, wenn ich ihr den Schlaf aus den Augenwinkeln reiben wollte, was erstaunlich oft nötig war. Dass bei dieser Fellfülle keine Haare für Wimpern übrig gewesen sein sollten, war eigentlich merkwürdig. Aus ihrer Stirn ragten zwei Antennen, Überbleibsel von Augenbrauen. Sie hatten bestimmt einen geheimen Zweck, zum Beispiel Rattenlöcher abmessen. Ihre Schnurrhaare waren wie trockenes Gras und ihr Kinn war mit einem spärlichen Bärtchen geschmückt.

Das Fell an ihrem Rumpf war so flaumweich wie das eines Kaninchens. An ihren »Unterarmen« wuchsen längere Fransen, die irgendwie unpassend wirkten, so wie manchmal die Achselbehaarung eines Menschen, Andenken aus der Urzeit. Ein Streifen längeren Fells zierte ihre Brust wie ein Mini-Irokesenschnitt. Der Bewuchs an ihrem Bauch war dicker und länger, aber immer noch weich. Auf der Innenseite der Beine war das Fell seidig, außen an den Schenkeln ganz glatt.

Als ich ihre langen Kängurubeine streichelte, schnurrte sie lauter. Die vinylglatten Ballen an ihren Füßen glänzten schwarz in der Sonne. Sie waren umrahmt von kurz geschorenen Haaren, unter denen sich die eingezogenen krummsäbelgleichen Krallen verbargen.

Zu jeder vernünftigen Streicheleinheit gehörte es unabdingbar dazu, sich auch Cleos ganzem Stolz zu widmen, ihrem ölig-glatten Schwanz. Er hatte sich zu einem eleganten Accessoire entwickelt. Er sah nicht nur aus wie eine Schlange, sondern war auch fast so beweglich und hatte fast ebenso viel Charakter wie Cleo. Wenn sie morgens aufwachte, lag er neben ihr, und bevor sie nachts einschlief, wickelte er sich heimlich um sie. Jedes Mal, wenn sie über ihre Schulter sah, war er da und huschte ihr wie ein Schatten hinterher.

Die meiste Zeit betrachtete Cleo ihren Schwanz als Spielkameraden. Sie konnten ganze Nachmittage damit verbringen, sich gegenseitig auf dem Teppich zu jagen, bis sie schwindlig zusammenbrachen. Manchmal war der Schwanz allerdings auch böseartig. Dann kam es vor, dass er zuckte, wenn Cleo auf dem Fensterbrett vor sich hin döste, um sie in ihrem Schlaf zu stören. Sie öffnete ein Auge, um das hinterhältige Anhängsel zu mustern. Der Schwanz wand sich ein wenig unter ihrem Blick, so dass man meinen konnte, er wolle eine Lektion erteilt bekommen. Cleo ging zum Angriff über, sie ließ sich vom Fensterbrett fallen, um mit sämtlichen Krallen nach dem

Ding ausholen zu können, und hieb ihre Zähne hinein. Der Schwanz wand sich in ihrem Maul und wehrte sich nach Leibeskräften, wobei er der Angreiferin auf unerklärliche Weise heftige Schmerzen zufügte. Cleo und ihr Schwanz waren wie ein altes Ehepaar, das aus längst vergessenen Gründen beisammenbleibt und mehrmals täglich über irgendwelche vermeintlichen Beleidigungen in Streit gerät. Es dauerte lange, bis sie ihre Differenzen endgültig beilegte und friedlich miteinander auskamen.

Ich widerstand der Versuchung, Rosie anzurufen und damit anzugeben, dass unser »hässliches« Kätzchen sich in eine wahre Schönheit verwandelt hatte. Cleos neue Eleganz weckte zweierlei Hoffnungen in mir. Erstens, dass sie nicht mitbekam, wie umwerfend sie war und deshalb eitel wurde (mit zu den ermüdendsten Dingen gehörte es, mit eitlen Wesen zusammenzuleben, insbesondere wenn sie früher einmal die Schmach geringer Schönheit hatten erleiden müssen). Zweitens, dass die Theorie, wonach Hundebesitzer ihrem Hund im Laufe der Zeit immer ähnlicher werden, auch auf Katzenbesitzer und ihre Katze zutraf. Keines von beidem schien mir besonders wahrscheinlich. Cleo war zu verspielt und vom Leben fasziniert, als dass sie angefangen hätte, sich wie ein Filmstar zu benehmen. Und ich fing langsam an, einem fresssüchtigen Golden Retriever zu ähneln.

Cleo weckte eine noch nie da gewesene Zärtlichkeit in Rob. Er war immer der Kleine gewesen, derjenige, auf den alle aufgepasst hatten. Jetzt war er das erste Mal für ein Lebewesen verantwortlich, das schwächer als er selbst war, und er entwickelte eine sanfte, liebevolle Seite. Er wuchs an seiner Aufgabe, sich um seine niedliche Katze zu kümmern, sie zu füttern, ihr Fell zu kämmen und mit ihr zu schmusen (alles oft mit begeistertem Beistand von Jason). Voller Bewunderung beobachtete ich, wie er sich in der Schule einen neuen Platz eroberte und eine kleine Schar neuer Freunde den Weg zu uns fand.

Unsere Liebe zu Cleo wurde glühend erwidert. Willig hatten wir uns zu ihren Sklaven gemacht und mussten sie jetzt in alles mit einbeziehen. Wenn sie hörte, dass wir uns im Nebenzimmer unterhielten, miaute und kratzte sie so lange an der Tür, bis wir sie hereinließen. Manchmal reichte es ihr, das Geschehen von ihrem Aussichtspunkt auf der sonnenüberfluteten Sofalehne zu beobachten. Aber meistens machte sie es sich auf einem

warmen Schoß gemütlich, die Pfoten brav unter den Bauch gezogen, und schnurrte beifällig.

Wenn jemand ein Buch las und dabei auch noch bequem auf dem Rücken lag, dann begriff Cleo das als eine Art Aufforderung, sich zwischen ihn und das Buch zu legen. Da sie zutiefst überzeugt war, dass eine Katze sehr viel faszinierender war als irgendwelche gedruckten Buchstaben, war sie erstaunt, wenn der Lesende sie hochhob und vorsichtig hinter dem Buch wieder absetzte. Wie konnte ein Menschensklave nur so grob sein? Wenn sie dann ihre Fassung wiedergefunden hatte, machte sie sich an die Untersuchung des Umschlags. Der war doch sicher nur aus Gründen der Körperpflege da. Cleo stellte nämlich fest, dass Katzen keine Zahnbürsten brauchten, wenn sie ihre Zähne am Pappumschlag eines Taschenbuchs entlangziehen konnten.

Wann immer wir weggingen, folgte uns von Robs Fensterbrett aus ihr anklagender Blick. Schlich die Zeit etwa nur noch, wenn wir nicht da waren? Von wegen! Kaum war die letzte Regenjacke den Ziegenpfad hoch verschwunden, sprang sie auf, um geheimen Katzengeschäften nachzugehen. Eine Topfpflanze kippte mysteriöserweise auf die Seite. Auf der Arbeitsfläche in der Küche tauchten verräterische Pfotenabdrücke auf. Halb aufgefressene Schmeißfliegen verteilten sich über den Teppich. Kurz gesagt, kaum waren wir Menschen aus dem Haus, tanzte die Katze auf dem Tisch. Aber immer wenn wir zurückkamen, saß Cleo wieder wartend am Fenster. Sie schien über einen eingebauten Radar zu verfügen, der ihr verriet, wenn wir im Anmarsch waren. Dann tänzelte sie in den Flur, um uns zu begrüßen, den Schwanz elegant in die Höhe gestreckt, und belohnte denjenigen, der sie auf den Arm nahm, mit einem Kuss ihrer feuchten, niedlichen Nase.

Wenn Hunde sprechen könnten, hätte Rata uns sicher viel zu erzählen gehabt. Sie bedachte einen Strang loser Fäden am Sofa mit einem traurigen Blick und seufzte, als wollte sie sagen: »Was will man schon von einer Katze erwarten?« Aber sobald sich Cleo an den Bauch der Hündin kuschelte, wurde sie mit feuchten Retriever-Küssen bedacht, und alles war vergeben und vergessen. Wir waren einfach alle hingerissen von ihr, trotz ihrer Hochnäsigkeit und ihrer gelegentlichen Mordlust.

In demselben Maße, wie die Liebe zu unserer kleinen Katze wuchs, öffneten wir auch einander unsere Herzen und vergaben den Fremden, die

wir nach Sams Tod geworden waren. Wir wandten uns einander zu und fühlten uns zunehmend wieder wie eine Familie, und noch einmal durchdrang Hoffnung und Zärtlichkeit unsere Ehe. Eines Abends kam Steve hinter seiner Zeitungsbarrikade hervor, sah mir in die Augen und sagte: »Du siehst so furchtbar traurig und schön aus.« Seine Worte überwand die eisige Distanz zwischen uns und wärmten uns.

Ich hatte völlig vergessen, wie witzig er sein konnte. Dabei hatte sein schräger Humor uns überhaupt erst zusammengebracht. Wir waren beide Außenseiter, hoffnungslose Fälle beim Schulsport und mit einem besonderen Talent gesegnet, uns in größeren Gruppen linkisch zu verhalten. Daher schufen wir uns unser eigenes Universum und machten uns gegenseitig vor, dass es ganz wunderbar war, nicht dazuzugehören.

Verletzlich wie zwei Austern ohne Schale, machten wir uns in unseren dicken Wintermänteln auf den Weg ins Kino, unsere erste »Verabredung«, seit sich unser Leben so radikal verändert hatte. Ein umwerfend junger und erotischer Richard Gere in *Ein Offizier und Gentleman* nahm mich so sehr gefangen, dass ich, wie ich zunächst überrascht, dann schuldbewusst feststellte, ein paar Minuten nicht an Sam gedacht hatte. Als der Abspann lief, das Licht anging und Joe Cocker »Up Where We Belong« anstimmte, brach die Wirklichkeit mit voller Wucht wieder über mir zusammen.

Bald darauf suchte Steve einen Spezialisten auf, um sich über die Aussichten einer Rückoperation seiner Vasektomie zu informieren. Man warnte ihn, dass es ein komplizierter mikrochirurgischer Eingriff mit minimalen Erfolgsaussichten sei, gerade einmal zehn Prozent. Aber nachdem der Chirurg sich unsere Geschichte angehört hatte, war er bereit, den Versuch zu unternehmen. Wir wollten beide unbedingt ein weiteres Kind, obwohl unsere Ehe schon längst auf der Kippe stand. Es wurde ein Operationstermin vereinbart.

Es ging uns nicht um einen Ersatz für Sam. Den zu finden war unmöglich, so viel war uns klar. Aber unser Haus und unsere Herzen wirkten so leer. Noch immer deckte ich abends regelmäßig den Tisch für vier, bis mir wie mit einem Donnerschlag wieder einfiel, dass das einmal gewesen war. Ein Besteck und ein Teller mussten zurück in den Schrank.

Ich ließ mich in meinen Kummer fallen, sehnte mich danach, zu vergehen und ins Vergessen zu gleiten. Wenn ein Herbstblatt die Erinnerung an den

Sommer loslassen und mit so viel Anmut und Furchtlosigkeit ins Nichts segeln konnte, warum war mir das dann nicht möglich?

Eine innere Instanz verteidigte gleich einer Löwenmutter mit Zähnen und Krallen alles, was mit Sam zu tun hatte. Wenn ich allein im Haus war, trug ich seinen blauen Pfadfinderpulli wie einen Schal um die Schultern geschlungen. In den Kragen war unbeholfen sein Namensschildchen eingenäht. Die Abzeichen, die ihm für Lesen, Kunst, Schach und (haha) Hausarbeit verliehen worden waren, hatte ich, genauso stolz wie er, mit kleinen sorgfältigen Stichen auf die Ärmel geheftet. Der Pulli war eingegangen, so dass er ihm ein wenig zu eng gewesen war. Er roch noch nach ihm und inzwischen auch nach meinen Tränen.

Mütter sind letztlich machtbesessene Wesen. Wenn wir einen neuen Menschen aus unserem Körper entlassen, durchfährt uns ein Adrenalinstoß, der sehr viel berauschender ist als alles, was Bill Gates oder Pablo Picasso jemals erlebt haben. Milliardenschwere Unternehmen und die bedeutendsten Kunstwerke der Welt verkommen zu Krimskrams verglichen mit der geheimnisvollen Schöpfung eines Menschen. Warum so wenige Frauen bedeutende Konzertmeister, Politiker und Erfinder werden, liegt nicht nur in Vorurteilen begründet (auch wenn es deren genug gibt) oder fehlenden Möglichkeiten (auch daran herrscht kein Mangel). Aber warum sollte sich eine Frau die Mühe machen, eine Symphonie zu schreiben, wenn sie einen Zellhaufen hervorbringen kann, der sie eines Tages fragen wird, ob sie ihm das Auto leihen kann?

Unsere Liebe zu unseren Kindern gehorcht noch den Gesetzen des Dschungels. Würde Bill Gates etwa sein Leben für Microsoft geben oder hätte Picasso für eines seiner Bilder einen Mord begangen?

Mütter haben eine Macht, die über die von Politik, Kunst und Geld hinausreicht. Wir sind es, die Leben schenken, Kinder ernähren und sie wachsen lassen. Ohne uns würde die Menschheit wie eine auf einem Fels klebende Alge vertrocknen. Das Wissen um unsere Macht sitzt so tief, dass wir nicht oft darüber reden, allerdings benutzen wir es ständig.

Diese urtümliche mütterliche Macht wird eingesetzt, um Kinder dazu zu bewegen, grünes Gemüse zu essen, sich beim Pinkeln hinzusetzen und ein paar Zentimeter im Jahr zu wachsen. Wenn wir in einem Supermarkt oder auf einem Spielplatz »Komm sofort her!« rufen, bleiben die Kinder

augenblicklich stehen, drehen sich um und traben zu uns zurück – meistens jedenfalls. Es ist ein Wunder. Es funktioniert. Nur weil wir es sagen.

Vor all den Jahren schenkte ich Sam das Leben, als ich ihn aus mir herauspresste. Da musste ich doch jetzt auch genug mütterliche Macht aufbringen können, um ihn ins Leben zurückzuholen, oder? »Komm sofort zurück!«, rief ich durch das ganze Universum. Das Schweigen, das ich zur Antwort erhielt, war finsterer als die Nacht. Ich sehnte mich danach, wenigstens seinen Geist am Fußende seines Bettes stehen zu sehen. Aber Sam hatte sich weiter als bis zu den entferntesten Sternen entfernt, er war in das leere Nichts des Universums eingegangen.

Ich hatte Angst, zufällig einem von Sams Schulfreunden zu begegnen. Ihre unschuldigen Gesichter weckten nach wie vor völlig irrationale Ressentiments in mir, für die ich mich später immer sehr schämte. Auch wenn ich einen blauen Ford Escort sah, flammte Zorn in mir auf. Noch war mir der Gedanke nicht gekommen, dass das Geschehen am 21. Januar das Leben dieser Frau fast genauso sehr zerstört haben könnte wie unseres. Oft fragte ich mich, was genau an diesem Tag passiert war. Als Sam auf der Straße lag, war Rob den Ziegenpfad hochgelaufen, um Steve zu holen. War sie aus dem Auto gestiegen, um sich um das sterbende Kind zu kümmern?

Doch der Anblick einer kleinen Katze, die den Flur hinuntersprang, konnte meine Laune augenblicklich bessern. Lenas Rat, unser Kätzchen einfach gernzuhaben, war mir vor gar nicht mal so langer Zeit noch als ein Ding der Unmöglichkeit erschienen. Cleo hatte uns allerdings mit so viel Liebe überschüttet, dass uns gar nichts anderes übrig blieb, als diese Liebe zu erwidern. Sie hatte sich als jüngstes und fröhlichstes Familienmitglied einen Platz in unserem Leben nach Sam erobert. Dass ich einmal vorgehabt hatte, sie Lena zurückzugeben, konnte ich kaum noch glauben.

Die Blätter der Birke in unserem Garten verwandelten sich in einen Vorhang aus Goldmedaillons, der vor den blaugrauen Ästen schimmerte. Ohne jede Furcht vor der Zukunft erblühte eine spätsommerliche Rose an einem Busch.

Ein Windstoß, der direkt aus der Antarktis herüberkam, ließ den Hafen für einen Moment zu eisgrauem Stahl erstarren und verstreute die Vögel über den Himmel. Kein Wunder, dass Vögel den hellen Morgen mit jubelndem Gesang begrüßen. Sie wissen nichts mehr vom Sturm der

vergangenen Nacht. Genauso wenig lässt ihr Chor Sorge vor dem bevorstehenden Winter erkennen. Sie würdigen nur das Wunder, in diesem Augenblick eines perfekten Herbstmorgens am Leben zu sein. Ich konnte vieles von ihnen lernen.

Die Schönheit eines solchen Anblicks wurde noch vergrößert durch das Wissen, wie schmerzhaft kurz die Lebensspanne jedes Wesens ist. Vielleicht findet sich das wichtigste Heilmittel weder in Büchern, Tränen oder in der Religion, sondern in der Wertschätzung der kleinen Dinge - eine Blume, der Geruch von feuchtem Gras. Mir half die Zuneigung einer Katze, wieder Ja zum Leben zu sagen.

Beobachterin

*Eine kluge Katze hält sich mit ihrem Urteil zurück
und beobachtet aus gelassener Distanz.*

Der erste Winter, der auf Sams Tod folgte, war besonders hart. Eine dichte weiße Schneedecke senkte sich über die Hügel um den Hafen. Riesige dunkle Wolken zogen von der Antarktis her auf und drängten an unsere Fenster. Regen prasselte gegen die Scheiben. Der Wind verfing sich in unseren Mänteln, wenn wir den in einen reißenden Sturzbach verwandelten Ziegenpfad hinuntereilten.

Ich übte es regelrecht, wieder unter der Fußgängerbrücke durchzufahren. Das erste Mal schaffte ich es nur, indem ich mich auf einen dreieckigen Ausschnitt des Hafens in der Ferne konzentrierte und dabei den Atem anhielt. Als ich das nächste Mal langsam den Hang hinauffuhr, ließ ich meinen Blick einen kurzen Moment zu der Bushaltestelle wandern, wo Sams Fuß auf die Straße getreten war.

Zögernd spitzte der Frühling mit gelben Blüten hervor. Um Sams letzte Schritte nachzuvollziehen, zwang ich mich, den Ziegenpfad hinunterzugehen und die verwitterten Holzbretter der Fußgängerbrücke zu betreten. In der Mitte blieb ich stehen und sah auf die Straße hinunter. Es war ein völlig banales Stück Asphalt. Keine Flecken, keine Löcher oder Unregelmäßigkeiten. Nichts, das darauf hinwies, dass hier ein Junge sein Leben verloren hatte. Ich hoffte, dass er nicht verängstigt und allein gestorben war.

Ich gab es auf, die Straßen nach Mittdreißigerinnen mit mausgrauen Haaren mit oder ohne Brille und marineblauen Jacken abzusuchen. Mittlerweile musste ich auch nicht mehr die Scheinwerfer eines jeden blauen Ford Escort am Straßenrand einer Untersuchung unterziehen. Der Schaden wäre sowieso schon vor Monaten behoben worden. Wahrscheinlich fuhr das Auto völlig unbelastet durch die Weltgeschichte und tat so, als hätte es niemals einen Mord begangen.

Mit dem herannahenden Sommer galt es, einige grauenvolle erste Male hinter uns zu bringen: Sams zehnter Geburtstag, bald gefolgt von dem

ersten Weihnachten ohne ihn, dann jährte sich sein Todestag zum ersten Mal. Seither sehe ich dem Sommer nur mehr mit gemischten Gefühlen entgegen.

Es kam vor, dass mich mein schlechtes Gewissen übermannte, wenn ich einige Minuten nicht an Sam gedacht hatte. Wenn ich laut lachte oder einen Moment lang glücklich war, hatte ich das Gefühl, Sam zu verraten. Aber nach und nach wurde mir klar, dass es Rob nicht guttat, wenn ich in diesem Zustand der Trauer verharrte, und es wurde auch der Zeit mit Sam nicht gerecht, von dem Umstand, dass ich noch am Leben war, nicht zu reden.

Rob hatte sich wieder in seinen Schulalltag hineingefunden und dabei den Heldenmut eines Superman bewiesen. Die Lehrer klagten zwar nach wie vor über seine Lernschwierigkeiten, aber das Wichtigste war doch, dass er offenbar viele Freunde gefunden hatte. Steve und ich waren zwar nicht gerade frisch verliebt, aber wir hatten einige unserer Unterschiede akzeptiert, so dass wir besser miteinander auskamen. Cleo erinnerte uns daran, dass das Leben viel zu tiefgründig war, um es zu ernst zu nehmen, wenn sie wieder einmal hinter einer Tür hervorsprang und über uns herfiel.

Ich konnte Cleos Vorliebe für höher gelegene Plätze gut nachvollziehen. Selbst wenn sie sie nur ihrer abessinischen Herkunft zu verdanken hatte, die Vorstellung, sich ein Stück über den Alltag zu erheben und von dort oben auf die Welt hinabzusehen, hatte etwas Bezingendes. Nichts anderes tat ich, wenn ich nachts bis zur Spitze des Ziegenpfads ging, wo mir der kalte Wind um die Nase pfiff, und auf die glitzernde Stadt hinabblickte. Manchmal wird Schmerz kleiner oder verschwindet ganz, wenn man ihn von der Höhe aus in einem größeren Zusammenhang betrachtet. Mit der Zeit und einiger Übung lernte ich, dass es gelegentlich möglich ist, innerlich loszulassen und die Gemütsruhe einer Katze zu erleben, die das irdische Treiben von einem Dachfirst aus beobachtet.

Wenn ich damals auf das Gewirr der Straßenlampen blickte, fragte ich mich, ob das Leben eines Menschen möglicherweise vorherbestimmt war. Als Sam zwei Jahre alt war, spazierten wir eines Morgens über einen pittoresken Friedhof. Er lief voraus und blieb an einem Grabstein stehen, in den der Name »Samuel« eingraviert war. Er deutete auf den Grabstein und fing laut an zu weinen. Ich musste das rotgesichtige, schluchzende Bündel auf den Arm nehmen und wegtragen. Damals hatte er noch nicht lesen können und begriff auch sicher nicht, was Tod und Friedhof bedeuteten.

Wie konnte ein Kleinkind das alles erfassen oder sogar eine schreckliche Vorahnung haben? Noch immer erschauere ich, wenn ich mich an diesen Tag erinnere.

Der Nachthimmel, der mir einst so kalt und gleichgültig erschienen war, zog mich jetzt einfach durch seine Größe an. Vielleicht waren die Tiefen des Alls ja doch nicht leer, sondern voller Energie, von der der Mensch nur noch nichts wusste. Statt eines grenzenlosen Nichts könnte das riesige Sternenrund der Ort unseres Ursprungs sein und auch der, an den wir zurückkehren. So weit entfernt und dennoch ganz nah. Das Licht dieser Sterne reiste jahrelang, um dann auf meine Augen zu treffen und Teil meines Erfahrungshorizonts zu werden. Die Sterne waren mir so nah und so fern wie mein geliebter Sam, Teil eines jeden Atemzugs, den ich tat. Der Himmel, die Sterne, Sam und ich waren uns näher, als ich mir jemals vorzustellen gewagt hätte. Vielleicht hatte meine Mutter das gemeint, als sie gesagt hatte, sie hätte Sam im Sonnenuntergang gesehen. Vielleicht war sie ja doch nicht so unsensibel, sondern sogar sehr klug. Wenn einmal die Reihe an mir sein wird, dann werde ich vielleicht feststellen, dass der Tod gar nicht die schreckliche Vollbremsung ist, für die ich ihn jetzt halte, sondern eine Rückkehr zu dem ewigen Geheimnis, nach Hause.

Mit Jasons und Ginnys Beistand brachten wir einen weiteren Winter hinter uns. Vor allem die Abende nach der Schule, als die Tage kürzer wurden, genossen wir. Dann trafen Ginny und ich uns im Garten, um mit einem Gläschen Blubberwasser den Tag ausklingen zu lassen, während wir den Jungen dabei zusahen, wie sie vorm Schlafengehen ihr letztes bisschen Energie aufbrauchten.

Anfangs war ich darauf hereingefallen, wenn Ginny so tat, als wäre sie ein bisschen beschränkt. Mit den schrillen Ohringen und den wallenden Haaren wirkte sie wie eine Blondine, die sich als Brünnette ausgab. Nichts hätte der Wahrheit ferner sein können. Sie verblüffte mich mit dem Geständnis, nicht nur Hebamme zu sein, sondern auch noch nebenbei ein naturwissenschaftliches Studium zu absolvieren. Lehrreicher war aber wohl, dass sie mich von den Vorzügen von falschem Pelz überzeugte und mir Ohringe lieh, unter anderem ein Paar lang herunterbaumelnde neonorange Plexiblitze, die einem wirklich einen Schlag versetzen konnten. Ginny brachte mir bei, wie man falsche Wimpern richtig befestigte und dass

man vor Plateausohlen keine Angst haben musste. Sie wurde zu der Freundin, von der ich immer geträumt hatte – eine kluge und freundliche Frau mit umwerfendem Humor, die mit einer fast unheimlichen Fähigkeit begabt war, zufällig immer dann aufzutauchen, wenn man sie brauchte.

Rob und Jason verband ihre innige Liebe zu Cleo. Eines Tages befanden sie, es wäre an der Zeit, dass sie Junge bekam. Als ich ihnen erklärte, dass sie sterilisiert war, waren sie entsetzt.

»Das ist echt gemein!«, sagte Jason und schüttelte den Kopf.

»Ja«, fügte Rob hinzu, »Warum wolltest du denn nicht, dass Cleo Babys bekommt?«

Ginny und ich standen vor einem orangefarbenen Sonnenuntergang auf dem Rasen und lächelten uns an. Mittlerweile sahen wir uns so oft, dass es uns fast vorkam, als bewohnten wir die neuseeländische Version eines afrikanischen Langhauses. Wir wohnten nur eine Biegung auf dem Ziegenpfad voneinander entfernt und die Jungen konnten problemlos zwischen den Häusern hin und her rennen. Ginny und Jason schienen den schäbigen Kitsch bei uns überhaupt nicht wahrzunehmen, der so gar nichts mit dem Luxus bei ihnen gemein hatte.

»Wisst ihr«, sagte ich, »eine Katze kann drei oder vier Mal im Jahr Junge kriegen. Nehmen wir an, es sind fünf Junge pro Wurf, dann wären das zwanzig Junge, die Cleo innerhalb eines Jahres bekäme. Stellt euch nur mal zwanzig Kätzchen vor, die durch unser Haus turnen.«

Rob fand die Vorstellung toll. Als ich fragte, wo sie alle schlafen sollten, erwiderte Jason, dass er zumindest eines der Kätzchen mit zu sich nehmen könnte.

»Dann blieben immer noch neunzehn Katzen«, sagte Ginny. »Und es würde nicht lange dauern, bis die auch alle Junge bekämen. Am Schluss hättet ihr Hunderte und Tausende von Katzen, Rob.«

»Wahnsinn!«, rief Rob. »Wie konntest du das nur machen?«

Ich versuchte, ihnen die Vorteile der Sache auseinanderzusetzen. Ohne diese Operation würde Cleo dauernd unterwegs sein wollen. Sie würde schlechte Laune bekommen, wenn wir sie nicht herausließen. Der Tierarzt hatte mir versichert, dass die Sterilisation sie vor Infektionen und verschiedenen Krebsarten schützen würde.

»Du durftest ja auch Babys kriegen«, brummelte Rob.

Diese Unterhaltung über Fortpflanzung und chirurgische Eingriffe bestätigte uns jedenfalls die Richtigkeit unserer Entscheidung, Rob nicht in die Details der Rückoperation von Steves Vasektomie einzuweißen, die wesentlich mehr Umstände und Schmerzen mit sich gebracht hatte als Cleos Eingriff. Es waren zwar keine Klagen über Steves Lippen gekommen, aber ihm war manchmal anzusehen, unter welchen Schmerzen er litt. Der Chirurg hatte erklärt, dass die Operation gut verlaufen sei, aber es würde dennoch einige Zeit dauern, bis klar war, ob sie auch das erhoffte Ergebnis brachte. Kaum hatte Steve sich etwas erholt, packte er seinen Koffer und humpelte zur Fähre, der Dienst rief.

Cleo hatte offenbar plötzlich dieselbe schlechte Meinung über mich wie die Jungen. Sie wand sich in meinen Armen und wollte runtergelassen werden, dann stolzierte sie mit der Grazie einer Naomi Campbell über den Rasen davon. Als ich ihr hinterhersah, verspürte ich plötzlich einen Stich. Vielleicht hätte ein so schönes Tier wie Cleo es tatsächlich verdient, die Welt mit Nachkommen zu bevölkern.

»Du hättest sie Babys kriegen lassen sollen!«, schimpfte Rob und drehte sich um. »Komm, Jason, wir gehen graben.«

Die Jungen teilten inzwischen nicht nur ihre Liebe zu Cleo, sie hatten auch andere gemeinsame Interessen entwickelt, zu denen ausgedehnte Grabungen in einer Ecke unseres Gartens gehörten, die so zugewuchert war, dass ich sie ganz vergessen hatte. Im Schatten von Farnen und unter dem Ruch des Geheimnisvollen war es die perfekte Stelle, um über einem großen Loch eine Männerfreundschaft zu pflegen.

Tag für Tag zogen sie Steves Hacke und Schaufeln unter dem Haus hervor. In ihren Händen sahen die Werkzeuge riesig und gefährlich aus. Heute würden Eltern sich vermutlich eine Anzeige einhandeln, wenn sie ihre Kinder mit solchen für Erwachsenenhände gemachten Gerätschaften losziehen ließen. Aber das Unternehmen Lochgraben war den Jungen einfach wichtig.

Die Sonne versank feuerrot hinter den Hügeln, und über die Täler legte sich eine frostige Decke. Von unten drang das vertraute Brummen der Stadt herauf. Ich fragte Ginny, ob wir die Jungen rufen und mit ihnen ins Haus gehen und etwas essen sollten, aber sie zuckte mit den Achseln. Graben war offenbar ein wichtiger Initiationsritus für Männer.

Am liebsten hätte ich Rob zwar in Luftpolsterfolie gewickelt, um ihn vor jeder Beule zu schützen, aber ich wusste genau, wie falsch das wäre. Ich musste gelassener werden und ihm die Freiheiten lassen, die ein Junge braucht, um sich zu einem selbstbewussten jungen Mann zu entwickeln. Die Grabungen zogen sich sehr zur Freude von Rata über Wochen hin (die Einzige in dem Trio, die fachmännisch graben konnte). Cleo kauerte derweil auf einem Ast und hielt Ausschau nach unvorsichtigen Vögeln, während die beiden Jungen unter ihr wie Cowboys herumstolzierten und wie Erwachsene fluchten.

Kein Mensch, auch die Jungen nicht, wusste, zu welchem Zweck sie das Loch eigentlich gruben. Es wurden immerzu neue Erklärungen dafür gefunden. Eine Zeit lang buddelten sie einen Tunnel auf die andere Seite der Erde, bis sie anfangen zu schwitzen und sich fragten, ob sie vielleicht zu nah am Erdkern waren. Ein paar Tage später änderten sie ihre Strategie und beschlossen, nach der Schatztruhe zu suchen, die Captain Cook auf seiner letzten Reise mit ziemlicher Sicherheit genau an dieser Stelle vergraben hatte. Wieder ein paar Tage später entdeckten sie einen alten Matratzenrost unter dem Haus. Sie schleppten ihn zu dem Loch, legten ihn darüber und hatten damit ein Trampolin, das in meinen Augen wie ein Mordinstrument aussah.

Ich fragte mich, ob es für Rob eine Art Therapie war, tonnenweise Erde umzuschichten. Wenn er über und über verdreckt und mit zufrieden geröteten Wangen vom Graben kam, musste ich immer an meine Großmutter denken. Sie hatte neun Kinder gehabt und den größten Teil ihres Lebens auf einem kleinen Flecken Farmland verbracht, wo sie ganz bestimmt viele Tage der Angst und Enttäuschung hatte durchstehen müssen. Immer wenn die Sorge sie allzu sehr zu drücken begann, lief sie die Hintertreppe hinunter und am Hühnerhaus vorbei in den Garten. Sie sagte stets, dass sich mit den Knien auf der Erde und einer Schaufel in der Hand jede innere Not heilen ließe. Umgraben war für sie eine Form der Psychotherapie, ein Trostspender. Das Wühlen in dem vulkanischen Lehm in ihrem Garten erdete sie, und sie fand durch die Arbeit zurück zum Rhythmus der Natur.

Auch wenn sie schon lange nicht mehr unter uns weilte, fing ich jetzt langsam an, sie besser zu verstehen, besonders seit ich selbst mehr Zeit im Garten verbrachte, während die Jungen ihr Loch gruben.

In einer Anwendung von völlig grundlosem Optimismus setzte ich Tulpenzwiebeln für den Frühling. Ein Samenkorn oder eine Zwiebel mit Erde zu bedecken, zeugt von Vertrauen in die Zukunft. Nur wer der Natur vertraut, zupft Unkraut und wässert und hegt den schlafenden Samen. Schiebt sich dann ein grüner Trieb durch das Erdreich, erlebt der Gärtner eine ähnliche Euphorie wie jemand, der gerade ein Kunstwerk geschaffen oder ein Kind geboren hat. Es kann eine geradezu göttliche Erfahrung sein. Man nimmt an einem Wunder teil, wenn man beobachtet, wie ein Samen keimt und sich in eine Blume oder ein Gemüse verwandelt. Ebenso lernt der Gärtner Verfall und Tod zu akzeptieren und Zeiten der Ruhe und des Rückzugs als Teil des ewigen Kreislaufs zu begrüßen.

Cleo ging auf andere Weise damit um, wenn das Leben mal wieder tat, was es wollte. Sie verzog sich auf einen erhöhten Punkt. Als wir den Weg hinuntergingen, um die Erdarbeiten der Jungen zu inspizieren, blieb Ginny plötzlich stehen und deutete mit einem dunkelroten Fingernagel auf unser Dach. Ganz oben auf dem Kamin machte ich eine bekannte Silhouette aus.

»Was sucht Cleo denn da oben?«, fragte sie.

»Wahrscheinlich schmolzt sie wegen der Operation«, erwiderte ich. »Sie muss sich allerdings schon wieder ziemlich fit fühlen, wenn sie sich in diese Höhe wagt. Cleo!«

Aber unsere Katze hob sich weiterhin reglos wie eine Statue gegen den orangefarbenen Himmel ab, den Rücken uns zugewandt, den Schwanz elegant über den Kamin drapiert.

»Bist du sicher, dass alles in Ordnung mit ihr ist?«, fragte Ginny zweifelnd.

»Das macht sie immer, wenn sie nachdenken will.«

»Glaubst du, sie sitzt da oben fest?«, fragte Ginny.

»Wahrscheinlich genießt sie nur die Aussicht.«

Das Hinaufklettern musste Cleo Spaß gemacht haben, nur der Rückweg schien ein Problem darzustellen, selbst für eine so bewegliche Katze.

»Warum passiert so etwas eigentlich immer nur dann, wenn Steve auf See ist?«, jammerte ich. Auf der Suche nach einer Leiter stapfte ich ums Haus und in diesem Moment fiel mir ein neues Lebensmotto ein: »Schau mit einem Auge in den Himmel zu den Sternen, mit dem anderen schau auf den Boden, damit du in keinen Hundehaufen trittst.«

Ginny bot mir in ihrer grenzenlosen Großzügigkeit an, aufs Dach zu klettern und Cleo herunterzuholen. Aber selbst eine Zirkusartistin hätte es sich zweimal überlegt, bevor sie eine Leiter mit Netzstrümpfen, Plateausohlen und Ohrringen, so groß wie Hula-Hoop-Reifen, erklomm.

Dankend lehnte ich ab, rückte die Leiter zurecht und sah zum Himmel.

Zwei kleine schwarze Ohren hoben sich gegen den Sonnenuntergang ab. Die Leiter kam mir plötzlich morsch und zerbrechlich vor - und viel höher, als ich mich erinnert hatte.

Nach den ersten Sprossen schoss Übelkeit von meinen Knien nach oben bis in den Hals und beinahe hätte ich mich übergeben. Bis dato hatte ich eigentlich nie besonders unter Höhenangst gelitten.

»Soll ich die Feuerwehr holen?«, rief Ginny. Ich sah nach unten und bereute es sofort. Ginny, das Gesicht besorgt auf mich gerichtet, war auf die Größe eines bunten Käfers geschrumpft.

Endlich erreichte ich das Ende der Leiter und schob mich aufs Dach. Nur war es weniger ein Dach als eine riesige Ansammlung von Rostlöchern, die sich aneinander klammerten, um einer nicht gerade zierlichen Frau wenigstens ein bisschen Halt zu bieten.

»Komm her, Kleine!«, rief ich. Die Gestalt auf dem Kamin rührte sich nicht. Die arme Katze war starr vor Schreck. »Keine Angst, Cleo. Ich hol dich da runter.«

Das Dach quietschte und ächzte protestierend, als ich mit rumorendem Magen auf den Kamin zukroch. Erst da kam mir der Gedanke, dass es für eine nicht besonders gelenkige Frau mit Höhenangst fast ein Ding der Unmöglichkeit sein musste, von diesem Dach runterzukommen, wenn selbst Cleo, eine durchtrainierte Katze, die über vier Beine verfügte, Probleme damit hatte.

»Halt durch! Ich bin fast bei dir«, rief ich ihr dennoch zu.

Zwei leuchtende Augen erschienen über meinem Kopf und warfen mir einen übellaunigen Blick zu. Cleo schüttelte gelangweilt den Kopf. Mit einer graziösen Bewegung erhob sie sich, machte einen Buckel und gähnte. Ohne Zögern glitt sie vom Kamin auf den Dachfirst und huschte über das verrostete Blechdach, von wo aus sie auf einen Baum sprang, an dessen Stamm sie hinunterrutschte, um schließlich direkt vor Ginnys Plateausohlen zu landen.

»Ich glaube, ich muss mich übergeben«, wimmerte ich laut.

»Keine Angst. Du musst nur langsam machen. Am besten kriechst du zurück zur Leiter, ja, so ist es gut. Und jetzt dreh dich um. Pass auf die Regenrinne auf ... sehr gut, gleich hast du's geschafft.«

Als ich endlich wieder festen Boden unter den Füßen spürte, machte ich drei Schritte und übergab mich in eine Hortensie.

»Warum hast du nicht gesagt, dass du Höhenangst hast?«, fragte Ginny.

»Habe ich normalerweise auch nicht so schlimm. So übel war mir das letzte Mal, als ich ... als ich schwanger war.«

*Schwelgen**Stress - reine Nickerchenzeitverschwendung.*

Katzen tragen ständig ein Lächeln spazieren. Selbst wenn sie schlecht gelaunt sind, weisen ihre Mundwinkel himmelwärts. Das unterscheidet sie vom Menschen, dessen Mundwinkel, insbesondere im Alter, dazu neigen, sich nach unten zu kehren. Ein Mensch, um dessen Mund das leichte Lächeln einer Katze spielt, ist im Besitz eines glücklichen Geheimnisses.

Als Steve die Neuigkeit erfuhr, breitete sich ein Lächeln auf seinem Gesicht aus. Er nahm es mit zur See und hatte es noch, als er eine Woche später zurückkam. Auch ich hatte das Lächeln einer Katze. Wir machten aus, es erst in einigen Wochen bekannt zu geben, falls etwas schiefgehen sollte.

Dann schien es uns sicher genug zu sein, um es Rob zu sagen, und sein Strahlen stellte selbst die Sonne in den Schatten.

Er gab sogleich eine Bestellung für einen kleinen Bruder auf. Es müsse ein Junge werden, sagte er, weil es in unserer Familie nur Jungen gebe. Ich stimmte ihm zu und versprach ihm, mein Möglichstes zu tun. Dann rannte er den Ziegenpfad hinauf, um Jason davon zu berichten, der es natürlich umgehend Ginny erzählte.

Atemlos stand sie vor unserer Tür, nahm mich in die nach »Opium« duftenden Arme und tat erfolgreich so, als würde sie aus allen Wolken fallen. »Herzlichen Glückwunsch, Süße! Was für eine tolle Nachricht!« Sie bot mir ihre Dienste als Hebamme an, wenn es so weit war. Ich hatte nach wie vor Schwierigkeiten, mir meine extravagante Freundin in sterilen Handschuhen vorzustellen. Wobei mir die Vorstellung gefiel, dass das Erste, was unser Baby sehen würde, eine Frau mit falschen Wimpern und einer Zebrafelljacke war.

Meine Schwangerschaft versetzte mich in einen Zustand ständiger Überempfindlichkeit und rasenden Hungers. Damals war es noch gar nicht so lange her, dass man in Neuseeland von gräulichem Hackfleisch und Hammel lebte. Als ich ein Teenager war, machte mich meine Mutter mit einem neuen exotischen Gericht namens Pizza bekannt. Seither waren wir

etwas weltmännischer geworden. Wir hatten gelernt, dass Wein nicht nur aus Zweiliterflaschen kommt, Brot auch in Form von dünnen Stangen verkauft wird und es mehr als zwei Käsesorten auf der Welt gibt. Als ein schickes neues Feinkostgeschäft um die Ecke öffnete, wussten wir, dass wir es geschafft hatten.

Profiterole. Profiiiterole, laut dem italienischen Konditor, dem das Geschäft gehörte. Man muss sich dieses Wort auf der Zunge zergehen lassen, es hat etwas beinahe Erotisches.

Der mürrische Profiterole-Mann war ein Michelangelo in einer Kochschürze. Wie gerade er das leichteste, luftigste, köstlichste Gebäck der Welt schuf, war mir ein Rätsel. Es war, als würde eine unscheinbare hellbraune Motte eine wunderbare grüne Kingsize-Raupe hervorbringen.

Jeden Morgen legte er die Profiteroles wie einen Haufen FKK-Anhänger in seinem Schaufenster zurecht. Jeder der leicht gebräunten Körper enthielt einen dicken Klecks Sahne. Schokoladensoße lief an den Seiten herunter. Die beschlagenen Schaufenster luden mich dazu ein, hereinzukommen, ach was, befahlen es mir.

»Eine Profiterole, bitte«, sagte ich.

»Profiiiterole!«, fuhr er mich an.

»Dann nehm ich zwei.«

Schließlich aß ich ja jetzt auch für zwei (für drei sogar, wenn man Cleo mitzählte).

Der Profiterole-Mann grunzte. Man hätte fast meinen können, ich versuchte ihm seine Kinder abzukaufen, was ich in gewisser Weise auch tat.

Der Handel endete zwangsläufig mit einer Enttäuschung. Noch bevor ich den Laden verlassen hatte, verloren die Objekte hormonell gesteuerter Begierde ihre Verführungskraft. Ich spürte, wie das Gebäck zerbröselte und die Sahne herausgequetscht wurde und durch den Papiersack fettete, während ich den Ziegenpfad hinaufwatschelte.

Der Gedanke, meinen kugelförmigen Körper auf der Bank, die auf halber Höhe des Ziegenpfads stand, niederzulassen und die Profiteroles an Ort und Stelle zu verschlingen, war verlockend. Doch es bestand die Gefahr, Mrs. Sommerville zu treffen. Sie würde mich mit diesem Blick mustern. Der Sommerville-Blick war kalt wie ein Eisberg und brachte kleine Jungen dazu, zu gestehen, dass sie den Postboten mit Schnecken beworfen hatten, und

erwachsene Frauen, sich zu fühlen, als hätten sie vergessen, Unterwäsche anzuziehen.

Ich beschloss also, mich weiterzuschleppen. Abgesehen davon war ich nicht die Einzige, die auf Profiteroles wartete. Cleo hatte eine Obsession für Profiterole-Creme entwickelt. Der Tag, an dem sie das erste Mal einen Klecks davon von meinem Finger klaute, war das wie der erste Schuss für einen Heroinsüchtigen gewesen. Seither leckte sie die leeren Papiertüten ab, den Rand meines Tellers, meinen Ärmel, kurzum: alles, worauf Spuren davon zu finden sein könnten.

Jeden Morgen wartete sie auf meine Rückkehr, als schwarze Silhouette vor der Buntglasscheibe neben der Eingangstür; sie sah wie ein Jugendstilposter aus. Kaum stand ich keuchend am Gartentor, galoppierte sie mit hoch aufgerichtetem Schwanz und zur Seite geneigtem Kopf auf mich zu. Gemeinsam trotteten wir hinein, sanken auf den Fernsehsessel, die Fußstütze nach oben, die Kopfstütze nach hinten, und rissen die Papiertüte auf.

Dank Cleo hatte ich ein anderes Verhältnis dazu gewonnen, es mir gutgehen zu lassen. Das Katzenvokabular verfügt über kein Wort für Schuldgefühl. Katzen haben nie ein schlechtes Gewissen, weil sie zu viel gefressen, zu lange geschlafen oder sich das wärmste Kissen im Haus unter den Nagel gerissen haben. Sie begrüßen jeden angenehmen Augenblick und genießen ihn ganz und gar, bis ein Schmetterling oder ein zu Boden fallendes Blatt ihre Aufmerksamkeit ablenkt. Sie verschwenden keine Energie darauf, die Kalorien zu zählen, die sie zu sich genommen, oder die Stunden, die sie mit Sonnenbaden verschwendet haben.

Katzen quälen sich auch nicht damit, dass sie nicht genug arbeiten. Sie stehen nicht auf und gehen, sie setzen sich hin und bleiben. Für sie ist Lethargie eine Lebenskunst. Von ihrem Aussichtspunkt auf Zäunen und Fensterbrettern aus sehen sie den Menschen gefangen in einem Hamsterrad von Pflichten und Aufgaben, die sie als das begreifen, was sie sind - eine sinnlose Verschwendung von Zeit, die man für ein Nickerchen hätte aufwenden können.

Ich liebte es, faul in dem halb renovierten Häuschen herumzuhängen und bei einer Katze Nachhilfe im Chill-out zu nehmen. Ich schaltete einen Gang herunter, ließ mich treiben, versuchte, in mich hineinzuhören. Mein Körper verlangte dringend nach Ruhe, nicht nur wegen der Schwangerschaft,

sondern auch weil ich Kraft für eine tiefer gehende Form der Erholung sammeln musste. Schamlos verschliefen wir halbe Tage, genossen ein Schläfchen am Nachmittag und eines am Vormittag. Eines Tages, als ich von einem Nach-der-Schule-Besuch bei Ginny zurückkam, entdeckten Cleo und ich die Freuden einer kleinen Schnarchrunde am frühen Abend.

Ich war ihre Bettflasche. Entweder spürte Cleo, dass in mir neues Leben heranwuchs, oder sie fand einfach die zusätzliche Wärme und den wachsenden Kugelbauch angenehm. Fast waagrecht lagen wir auf dem Fernsehsessel wie in einem Nest, in dem wir die Wochen faul vergehen lassen konnten.

Während des fünften und sechsten Monats machte es sich Cleo auf der Spitze der Erhebung gemütlich, den Kopf bequem für ein paar Streicheleinheiten positioniert. Cleo liebte es, wenn man die Einbuchtung hinter ihren Ohren mit kleinen kreisförmigen Bewegungen massierte, gelegentlich unterbrochen von Ganzkörperbehandlungen, die an der Stirn ansetzten und bis zur Schwanzspitze führten. Aber auch die Masseurin genoss das und nachts kitzelten meine Hände in Erinnerung an das Fell.

Als die Wochen ins Land zogen und mein Bauch immer größer wurde, ging Cleo dazu über, sich hinzuschmiegen, wo immer sie konnte, an meiner Seite oder in den unteren Regionen meines expandierenden Körpers. Die Krallen zog sie zuvorkommenderweise ein, zumindest bis sie es nicht mehr aushielt. Dann, überwältigt von Wohlbehagen, knetete sie sie in gleichmäßigem Rhythmus in ihr laut protestierendes menschliches Heizkissen.

Das Fell einer Katze ist von der Textur her ganz verschieden, von dem dichten Samt über der Nase über die seidigen Polster an ihren Pfoten bis zu dem glatten Pelz auf dem Rücken und dem zarten flauschigen Fell am Bauch. Seine Weichheit steht in einem merkwürdigen Kontrast zu den messerscharfen Krallen und Zähnen. Wobei eine Katze auch sonst eine Ansammlung von Widersprüchen ist - einen Moment liebenswürdig, im nächsten überheblich, eine treu sorgende Mutter und dann wieder eine kaltherzige Mörderin, die mit ihrer verletzten Beute spielt.

Als ich so zusammen mit Cleo im Sessel hing, verspürte ich plötzlich das dringende Bedürfnis, Wolle zwischen meinen Fingern durchlaufen zu spüren. Da mich die spinnwebartige Zartheit von Babykleidung

überforderte, kaufte ich drei Knäuel dicker blauer Wolle und ein Paar grobe Stricknadeln und machte mich daran, Rob einen simplen Schal zu stricken.

Das eintönige Klappern von Stricknadeln ist in etwa so beruhigend wie der Herzschlag. Dass ein einzelner Wollfaden in einer Weise verknüpft werden kann, dass daraus ein dreidimensionales Kleidungsstück entsteht, erscheint mir fast so geheimnisvoll wie das Entstehen eines Babys aus einem Zellhaufen.

Jede Masche ist in sich abgeschlossen und doch mit den vorherigen und den kommenden Maschen verbunden. Während ich die Wolle um die Nadeln schlang und Masche um Masche strickte, dachte ich an Sam. Durch eine Masche stechen, Faden holen, abheben, locker lassen ... Faden holen, abheben, locker lassen, ... Wenn ich das zehntausend oder eine Million Mal machen würde, könnte das vielleicht irgendwann auch meine Seele - loslassen.

Wie hypnotisiert wanderten Cleos Augen mit den Bewegungen der Stricknadeln mit. Sie passte den Zeitpunkt ab, wenn die Nadeln an ihrem Gesicht vorbeiruderten, dann schlug sie zu und hielt sie zwischen den Zähnen gefangen. Die feindlichen Stricknadeln machten sie manchmal zu einer solchen Plage, dass ich sie von meinem Schoß hob und auf den Boden setzte. Doch das war keine Strafe - die blaue Wolle, die sich schlangengleich von dem Knäuel wickelte, war mindestens ebenso aufregend.

Abgesehen von gelegentlichen Unstimmigkeiten über Wolle und Stricknadeln verbrachten wir unsere Tage in trauter Zweisamkeit mit Essen, Träumen und der Suche nach dem sonnigsten Plätzchen im Haus. Jeder Moment war eine Masche in einem größeren Gewebe, das langsam wuchs, verbunden mit dem Leben, das wir zuvor mit Sam gehabt hatten, aber doch auch ganz anders. Ich wickelte den Haushalt mit demselben Gleichmut ab wie ein Wollknäuel. Besteck wurde in die Küchenschublade geworfen, nur um wieder herausgeholt, benutzt, abgewaschen, abgetrocknet und erneut hineingeworfen zu werden. Jeden Morgen stapften Rob und Jason durch die Dämmerung den Weg zur Schule hinunter und kehrten zurück, wenn der Tag sich schon wieder seinem Ende zuneigte. Wäscheberge warteten darauf, sortiert, gewaschen und auf Wäscheleinen, von denen aus man den Fähranleger sah, gehängt zu werden. Nur um wieder abgenommen, gefaltet, gebügelt, in Schränke gelegt, getragen und

erneut auf einen vertraut riechenden Haufen geworfen zu werden. Diese in sich geschlossenen, tröstenden Kreisläufe mit ihren tausendfältigen Anfängen, Mitten und Enden verwoben sich zu so etwas wie einem normalen Leben.

Während das Sonnenlicht über die Tapete rieselte, fragte ich mich, warum wir eigentlich unbedingt unser Haus renovieren mussten. Was war so schlimm an der Tapete? Wenn wir sie nur lang genug an den Wänden hängen ließen, würde das psychedelische schwarze Blumenmuster auf weißem Grund wahrscheinlich wieder Mode werden. Selbst der Teppich nervte mich nicht mehr. Die Schwangerschaftseuphorie sorgte dafür, dass alles warten konnte.

Steve reagierte vollkommen anders. In jedem Zimmer stank es nach frischer Farbe. Überall im Haus stolperte man über Leitern, die wie Betrunkene an der Wand lehnten. In einem Anfall von Arbeitseifer schloss er die Renovierung des Badezimmers ab. Er riss die fleckige blaue Badewanne mit den geschmacklosen goldfarbenen Armaturen heraus und stellte sie auf dem Rasen in unserem Vorgarten ab. Ich war so hormonüberflutet, dass ich mich nicht einmal darüber zu ärgern begann, als das Gras um sie herum in die Höhe schoss.

Als ich Ginny einmal fragte, ob sie glaube, dass er die Wanne irgendwann entsorgen würde, meinte sie, wir könnten doch einen Seerosenteich mit Goldfischen daraus machen. Was für eine wunderbare Frau!

Cleo und ich fanden Gefallen an Mozart, und das nicht nur weil Embryos angeblich durch die Bauchdecke hören können und klassische Musik das Wachstum ihrer Gehirnzellen fördert. Cleo schien die besänftigende Musik des Komponisten wirklich zu mögen, insbesondere den zweiten Satz des Klarinettenkonzerts in A-Dur. Wenn der Klarinettist die Luft in flüssiges Gold verwandelte, zog Cleo ihre Augen zu silbrigen Schlitzern zusammen. Buntes Sonnenlicht tanzte über ihr Fell. Sie hatte es sich an meinem Bauch bequem gemacht und schnurrte zur Begleitung von Mozarts Musik, die den Schmerz menschlichen Lebens in einem einzigen ganz besonderen Akkord auflöste. Als ich dieses Musikstück hörte, war ich überzeugt, dass selbst die tiefste Traurigkeit in Schönheit verwandelt werden kann.

Ersatz

*Eine Katze hört sich jede Geschichte genau an,
egal, ob sie sie schon kennt oder nicht.*

Jede Zelle in meinem Körper rief: »Es ist ein Junge!« Die Art, wie er mir in die Rippen trat, hatte etwas eindeutig Männliches. Die winzigen Fäuste, die mitten in der Nacht meine Blase als Sandsack verwendeten, hatten die Unerbittlichkeit eines Miniatur-Boxchampions. »Ein Junge, ein Junge«, pochte es zwischen meinen Ohren, wenn ich das dritte Mal in drei Stunden durch den dunklen Flur zum Bad wankte.

Ich nähte ein winziges Babyhemd und bestickte den Halsausschnitt mit blauen Gänseblümchen. Wir redeten über Namen. Joshua vielleicht. Sicher nicht Samuel, wenn, dann höchstens als zweiten Namen.

Jedem, der es hören wollte, erklärte ich, dass das neue Baby kein Ersatz für Sam war. Es würde eine eigene Persönlichkeit besitzen und nur ein wenig von seinem spitzbübischen Humor haben und seine Augen vielleicht und den Grasgeruch seiner Haut. Natürlich würde er nicht Sam sein. Ich würde die Individualität des Babys achten. Aber egal wie sehr das Baby Sam ähneln oder sich von ihm unterscheiden würde, mit ihm wären wir jedenfalls wieder eine vierköpfige Familie. Ich würde Joshua Samuel alles über den Bruder erzählen, den er niemals kennenlernen würde. Ein gewisses Gleichmaß würde wieder in unser Leben einkehren.

Steve gestattete sich jetzt öfter ein Lächeln. Wenn man bedachte, dass wir all das einem Chirurgen mit einem Mikroskop und geschickten Fingern verdankten! Die beiden anderen Kinder hatten anfangs in einer gebrauchten Wiege geschlafen, die Steve über eine Kleinanzeige in der Lokalzeitung organisiert hatte. Da er sicher war, dass es keine weiteren Babys geben würde, hatte er sie entsorgt, als Rob in ein Kinderbett umzog.

Dieses Mal zog er los und kaufte eine funkelnagelneue Wiege, die praktischerweise mit einem geschlechtsneutralen gelben Satinband geschmückt war. Er holte sie aus ihrer glänzenden Verpackung und stellte sie in unser Schlafzimmer. Die Wiege mit dem über die Seiten fallenden

Himmel schien auf einen Prinzen nur zu warten. Ich strich das geschirrtuchgroße Laken über der Matratze glatt.

Während ich meine Hand über das Satinband gleiten ließ, fragte ich mich, wie es eigentlich sein mochte, ein Mädchen großzuziehen. Der ganze Tüll und die Barbie-Puppen waren vermutlich kompliziert. Wie Jungen funktionierten, wusste ich. Man brauchte in erster Linie viel Kraft – vor allem fürs Herumrennen und fürs Brüllen. Jungen sind direkt, eindeutig, was ihre Gefühle betrifft. Sie haben zu ihren Müttern eine spezielle Bindung. Sam und ich hatten oft ein Kusspiel gespielt, eine Art Fangen. Gewonnen hatte derjenige, der dem anderen den letzten Kuss auf die Wange gedrückt hatte, und das Ganze endete regelmäßig damit, dass wir beide vor Lachen japsend zusammenbrachen.

Ja, dachte ich, als ich mir die aktuelle Babyschühchen- und Schmusedecken-Mode ansah, ich würde das neue Baby in das geheime Kusspiel einweihen, auch wenn es ausschließlich mir und Sam gehört hatte. Ich fragte mich, ob Joshua Sams alte Holzeisenbahn mögen würde und ob es noch andere Sachen von Sam gab, die ihm gefallen könnten. Nicht, dass ich in irgendeiner Weise plante, das wieder herzustellen, was wir gehabt hatten. Oder?

Rata war hochofren, als das japanische Auto meiner Mutter oben am Ziegenpfad hielt. Dieses Auto verband der Golden Retriever mit Ausflügen zum Strand, zu Farmen und anderen schönen Orten. Meine Mutter war gekommen, um »auszuhelfen«, bevor das Kind geboren wurde. Über die Länge ihres Aufenthalts hatten wir nicht gesprochen, aber wahrscheinlich würde er wie üblich nicht länger als ein paar Tage dauern. Mum und ich liebten uns von ganzem Herzen, aber wir waren beide ziemliche Sturköpfe und neigten zum Amateurdrama. Normalerweise gerieten wir uns nach ein paar Tagen in die Wolle.

Als meine Mutter aus ihrem Wagen stieg, stellte sich Rata auf die Hinterbeine, legte ihr die Vorderpfoten auf die Schultern und leckte ihr mit ihrer riesigen Zunge das Gesicht ab. Mum ging unter Ratas Gewicht beinahe in die Knie, strahlte aber. Sie war schon immer ein Hundemensch gewesen und Rata war ihr absoluter Lieblingshund.

Nachdem sie gründlich abgeschlabbert worden war, nahm Mum geduldig Ratas Pfoten von ihren Schultern und setzte sie ab. Jetzt kam Rob an die

Reihe, der seine Ärmchen um ihren Bauch schlang. Rata führte unsere kleine Prozession den Ziegenpfad hinunter mit freudig wedelndem Schwanz an. Mittlerweile kam meine Mutter gleich nach Rob in Ratas Liebesgunst.

Nachdem Mum ihre Tasche im Gästezimmer ausgepackt hatte, überreichte sie mir ihr Geschenk – eine blendend weiße Decke, die sie mit so feiner Wolle und so dünnen Nadeln gestrickt hatte, dass man sie durch ihren Ehering hätte ziehen können, ein Meisterstück. Mit dem Langettenrand und dem komplizierten Strickmuster war sie die ultimative Babydecke.

Seit dem Tod meines Vaters verbrachte meine Mutter ihre Abende in der Gesellschaft von einem Paar Stricknadeln vor der Flimmerkiste. Meistens strickte sie Decken und dicke, große Teppiche aus Teppichwolle, die sie direkt von der Fabrik bezog. Diese Babydecke hatte nichts davon, sie war mit so viel Liebe und Detailversessenheit gestrickt worden, dass eine ganz besondere Kraft von ihr auszugehen schien. In solche Decken war ein Schutzzauber für das Kind mitverwoben.

»Sie ist wunderschön!«, sagte ich und bewunderte ihr Werk. »Der Kleine wird sie lieben.«

»Woher weißt du denn, dass es ein Junge wird?«, fragte sie.

»Das habe ich im Gefühl.«

»Tja, damals in den Zwanzigern, da hat meine Cousine Eve, also meine Cousine ersten Grades, das heißt, sie müsste deine Cousine zweiten Grades gewesen sein ... Das ist die, die an die Sorbonne gegangen ist und eine Liebelei mit einem verheirateten Friseur angefangen hat, bis die Familie davon erfahren und ihr sofort den Geldhahn zgedreht hat. Als sie dann zurück nach Neuseeland kam, hat sie einen Pelzmantel und Lippenstift getragen. Alle glaubten, sie hätte ihre Lippen tätowieren lassen ...«

Die arme Mum. Was sie am meisten vermisste, sagte sie oft, war jemand, mit dem sie reden konnte. Dadurch teilte sie das Leiden aller Einsamen – sie redete zu viel. Einige ihrer ältesten Freundinnen hatten sich deswegen schon von ihr zurückgezogen und waren ständig anderweitig beschäftigt, sei es mit Bridge, irgendwelchen Ehrenämtern oder ihren Enkeln. Ich konnte es ihnen nicht verdenken. Die Geschichten meiner Mutter waren zum Teil sehr amüsant, wie die über ihre Cousine Eve. (Die mich, als ich sie das erste Mal hörte, faszinierte. Ich fragte mich, wie eine Familie, die nicht gerade für ihre glamourösen und verruchten Frauen bekannt war, ein so

wundervolles Geschöpf wie Eve hatte hervorbringen können.) Aber Mum bekam den Mund gar nicht mehr zu. Es bedurfte großer Verbundenheit und Zuneigung, um ein solches verbales Sperrfeuer bei einem gleichzeitigen Mangel an höflichen Erkundigungen nach dem eigenen Befinden und dem Wetter zu ertragen. Wenn Mum zu einem ihrer Monologe ansetzte, erschien auf den Gesichtern ihrer Zuhörer ein Lächeln, das aussah wie hingetackert, und die Augenlider wurden sichtlich schwerer. Man zog sich in eine Privatwelt aus Einkaufslisten und der Frage, welche Unterhosen endlich aussortiert werden sollten, zurück, bis Mum einen mit einem lauten »Du hörst gar nicht zu, oder?« aufschreckte.

Obwohl wir vierhundert Kilometer voneinander entfernt wohnten, standen wir uns sehr nahe. Wenn wir miteinander telefonierten, was wir ein paar Mal in der Woche taten, wünschte ich mir immer, ich könnte ihre Einsamkeit lindern. So sicher wie das Amen in der Kirche kam sie auf die anderen Witwen in den anderen Fertighäusern in ihrer Straße zu sprechen und wie froh sie sein konnten, dass sie regelmäßig Besuch von ihren Kindern erhielten. Das weckte natürlich sofort Schuldgefühle bei mir. Wenn wir näher beieinander gewohnt hätten, dann hätte ich auch eine dieser verantwortungsvollen Töchter sein können, die jeden Sonntag mit einem Eintopf in der Hand auf der Schwelle des Hauses ihrer alternden Mutter standen.

»Komm, wir schauen mal, wie sie sich in der Wiege macht«, sagte ich und führte sie und Rob in das Schlafzimmer, wo wie ein durchscheinender Kokon das Babybett wartete.

Ich breitete die Decke aus und wollte sie gerade über die Miniaturmatratze legen.

»Halt!«, rief Mum.

Ich erstarrte mitten in der Bewegung. In der Wiege war die unverkennbare Silhouette einer zusammengerollten schlafenden Katzenprinzessin zu sehen. Eines von Cleos Ohren zuckte, dann öffnete sie ein Auge und musterte uns gelangweilt.

Unsere Katze hatte offenbar gleich begriffen, welchen Zweck diese Wiege hatte. Ihre Untertanen hatten zu guter Letzt ihren königlichen Status erkannt und ihr jenes Maß an Bequemlichkeit verschafft, das ihr zustand.

Mum trat rasch an die Wiege, beugte sich darüber und brüllte »Buuuuh!«. Cleo legte die Ohren an und fauchte zurück. Hilflos musste ich zusehen, wie

die beiden willensstärksten weiblichen Wesen, die ich kannte, einander den Krieg erklärten.

»Das macht nichts, Nana«, sagte Rob. »Cleo liegt nur zur Probe in dem Bett vom Baby. Sie will sehen, ob es auch bequem genug ist.«

»Es gibt nur einen Platz, wo Katzen hingehören«, erklärte Mum, packte Cleo um den Bauch und trug sie zur Haustür. »Draußen!«

Cleo schüttelte sich ungläubig, als sie sich plötzlich auf der Veranda wiederfand. Warum um Himmels willen hatte diese riesenhafte Großmutterfrau sie aus *ihrem* Bett geworfen?

Mittlerweile füllte Mum in der Küche den Wasserkocher, Rata ergeben zu ihren Füßen.

»Diese Katze wird das Baby ersticken«, sagte sie.

Durch das Fenster sah ich, wie Cleo sich ausgiebig und hingebungsvoll das Fell leckte. Offensichtlich plante sie etwas.

»Katzen und Babys passen einfach nicht zusammen«, fuhr Mum fort. »Katzen verteilen überall ihre Haare. Ist dir das vielleicht noch nicht aufgefallen? Robs Kissen ist voller Haare. Das ganze Haus ist voller Haare. Davon kriegen Babys Asthma. Und die Krallen erst. Katzen haben keine Geduld. Sie versetzen dem Baby einen Hieb und zerkratzen ihm das Gesicht. Katzen sind nicht wie Hunde, nicht wahr, Rata? Sie sind eifersüchtig ...«

»Cleo ist nicht eifersüchtig«, sagte Rob.

»Wart nur ab, bis das Baby da ist«, sagte Mum.

»Cleo freut sich auf das Baby«, sagte Rob. »Sie sagt, dass es ein großes Glück ist.«

Mums Hand erstarrte über dem Griff des Wasserkessels. Sie warf mir einen besorgten Blick zu.

»Was meinst du damit, sie *sagt*?«, fragte sie Rob. »Denkst du vielleicht, die Katze redet mit dir?«

»Nein«, ging ich schnell dazwischen. »Er hat nur öfter mal von Cleo geträumt. Ich glaube nicht, dass wir uns deswegen Sorgen machen müssen. Du weißt, wie Kinder sind.«

»Er hat schlimme Dinge durchgemacht«, zischelte sie mir zu. »Findest du nicht, dass er ein bisschen sonderbar geworden ist?«

»Er ist überhaupt nicht sonderbar geworden«, sagte ich und stellte Teebecher auf ein Tablett.

»Offen gestanden verstehe ich sowieso nicht, warum du dich mit einer Katze abgibst, wo du doch einen Hund wie Rata hast, für den die meisten Leute alles geben würden«, fuhr sie fort. »Rata ist ... sie ist fast wie ein Mensch. Wie eine gute Freundin.«

Ich hatte ganz vergessen, was für eine Hundenärrin meine Mutter war. Rata klopfte erfreut mit dem Schwanz auf den Boden. Mum hatte Recht, Rata war tatsächlich der liebenswürdigste Hund der Welt.

»Rata leistet mir nachts immer Gesellschaft, wenn sie bei mir ist. Ich muss nie Angst haben, weil sie sofort anfängt zu bellen, wenn ein Fremder kommt. Sie ist ein richtiger Wachhund. Ihr Fell ist seidenweich. Streichelst du sie nicht gerne? Und das Beste ist, wie sie einem zuhört. Hast du nicht auch schon bemerkt, dass Rata mir immer genau zuhört?«

Mir wurde es eng ums Herz. Wie hatte eine so starke und kraftvolle Frau wie meine Mutter sich plötzlich in eine alte Dame mit welligem grauen Haar und Gleitsichtbrille verwandeln können? Die spitzen Schuhe mit Pfennigabsätzen, ohne die sie früher nie auf die Straße gegangen war, waren gegen Gesundheitsschuhe aus weichem Leder getauscht worden, die ihr mit ihren Hammerzehen keine Schwierigkeiten machten.

Aber sie bot dem Alter die Stirn. Sie kleidete sich modisch (Jacken mit Schulterpolstern in knalligen Farben, dazu passende dicke Ketten) und hielt ihrem korallenroten Lippenstift die Treue, so dass sie einen der oberen Ränge in der Kategorie Modische Erscheinung bei Endsiebzigerinnen einnahm. Dennoch wirkte sie zerbrechlicher als früher. Und dies war das erste Mal, dass sie mich um etwas bat. Sie suchte Gesellschaft, Schutz, jemanden, der sie liebte und den sie liebte, ein Paar Ohren, die ihr zuhörten.

Während ich den Tee einschenkte, ging Mum mit Rata im Gefolge den Flur hinunter zu unserem Schlafzimmer. Verglichen mit ihrem Leben strotzte meines geradezu vor Erwachsenen, Kindern und Tieren. Darüber hinaus kam jetzt bald auch noch ein Baby, auf das ich mich freuen konnte. Meine Mutter wollte nicht immer nur fernsehen und stricken. Sie brauchte Sams wegen ebenso sehr Trost wie wir, wenn nicht sogar noch mehr. Großeltern leiden doppelt – sie trauern um das verlorene Enkelkind und sie leiden mit ihrem unglücklichen erwachsenen Kind, dessen Traum von einer glücklichen Familie gestorben war.

»Das darf doch nicht wahr sein!«, brüllte Mum.

Ich folgte ihr ins Schlafzimmer. Cleo hatte es sich erneut in der Wiege bequem gemacht. Sie und Mum starrten einander böse an.

»Wie bist du nur wieder hier hereingekommen?«, fauchte sie die Katze an.

Cleo erhob sich auf alle viere, bog ihren Schwanz und fauchte zurück.

»Wahrscheinlich durch ein Fenster«, antwortete ich.

»Diese Katze ist eine Strafe!«, schimpfte Mum, packte Cleo und trug sie erneut nach draußen. »Du wirst in Zukunft deine Schlafzimmertür immer geschlossen halten müssen.«

Der Kampf um die Wiege setzte sich noch die nächsten Tage fort. Ich bemühte mich zwar, unsere Schlafzimmertür immer fest zu schließen, aber irgendwie schien sie sich beständig wieder zu öffnen. Cleo versäumte nie eine Gelegenheit, sich in ihrem neuen Bett niederzulassen, und Mum versäumte es nie, sie wieder hinauszuerwerfen.

Ich scheiterte kläglich mit meinen Versuchen, einen Waffenstillstand zwischen den beiden herzustellen. Sie machten mich langsam wahnsinnig. Als ich einmal nicht einschlafen konnte, stand ich gegen Mitternacht auf und zog in der Dunkelheit den Handrasenmäher unter dem Haus hervor. Es beruhigte mich ein wenig, im Mondlicht den Rasen zu mähen (und verschaffte Mrs. Sommerville vermutlich eine gewisse Unterhaltung).

»Du wirst wohl langsam unruhig?«, fragte Mum am nächsten Morgen. »Dann kann das Baby nicht mehr lange auf sich warten lassen. Du solltest endlich diese Katze loswerden.«

Ich gab es auf. Mum kündigte ihre Abreise an. Wie immer hatte ihr Besuch nicht lange gedauert und wie immer war unser Abschied etwas unbeholfen. In unserer Familie zeigte man nicht gerne Gefühle. Als sie die Tasche in ihrem Auto verstaute, wirkte sie plötzlich wieder sehr zerbrechlich, eine einsame alte Frau in einem braunen Mantel. Unter dem wachsamen Blick von Rata, deren Schwanz auf Halbmast stand, umarmten wir uns kurz.

»Pass auf dich auf«, flüsterte ich.

»Du auch«, sagte Mum, ihre mit dicken Adern überzogene Hand schon am Griff der Fahrertür.

Die Fahrt dauerte fünf einsame Stunden, danach warteten ein Toast mit Rührei und Stricken vor dem Fernseher auf meine Mutter. Etwa um elf würde sie einen Becher Tee und ein oder zwei Kekse zu sich nehmen und

dann ins Bett gehen – insgesamt also etwa zwölf Stunden, in denen sie mit niemandem reden würde. Jemandem, für den Sprechen ein Lebenselixier war, musste allein schon die Aussicht wie Folter vorkommen. Aber meine Mutter klagte nie.

»Was hältst du davon, wenn Rata eine Weile mit zu dir kommt?«, fragte ich. »Ich habe mit Rob und Steve darüber gesprochen und sie wären einverstanden.«

Mums Rücken straffte sich auf einmal und warf zehn Jahre von sich ab.

»Wir würden prima miteinander auskommen, meinst du nicht, Rata?«, sagte sie ohne Zögern.

Rata sah bewundernd zu ihr auf und bellte freudig. Es war eine halbe Ewigkeit her, dass jemand Mum mit so viel Aufmerksamkeit begegnet war.

»Nur einen Moment«, rief sie und wirkte auf einmal wieder jung und hübsch. Sie holte einen ihrer selbst gestrickten grünen Teppiche vom Rücksitz und legte ihn auf den Beifahrersitz. Mit fliegendem Schwanz sprang Rata auf den Sitz und wartete, dass meine Mutter den Motor anließ.

Wenn Tiere tatsächlich heilen konnten, dann konnte meine Mutter ebenso sehr eines brauchen wie jeder andere. Die Frau mit den silbernen Haaren und der Hund mit dem goldenen Fell gaben ein schönes Paar ab, wie sie da die Straße hochfuhren.

Ich winkte ihnen zum Abschied hinterher und verspürte plötzlich einen stechenden Schmerz – seltsam, aber vertraut. Aufregend und beängstigend zugleich. Ein neuer Mensch bereitete sich auf seine Ankunft vor.

*Wiedergeburt**Liebe kann wehtun – Katzen und Menschen.*

Katzen richten sich darauf ein, vier oder fünf Junge je Wurf zu bekommen. Wenn das bei Menschen genauso wäre, dann würde das die Zahl der Monate, die eine Frau über eine Kloschüssel gebeugt verbringt, drastisch reduzieren. Sie müsste sich nur einmal in ihrem ganzen Leben einen Satz dieser scheußlichen unförmigen Umstandskleider anschaffen. Kinderkleider könnte sie en gros kaufen. Sie könnte auch einen Mengenrabatt bei Spielzeugherstellern und Schulgebühren aushandeln (fünf Schulausbildungen zum Preis von vier!).

Unruhe ist ein sicheres Zeichen dafür, dass eine Katze in die Wehen kommt. Beim Menschen ist das nicht anders. Ich hatte mich geirrt, als ich dachte, dass der Wiegenkrieg verantwortlich für meinen Mondscheinausflug mit dem Handrasenmäher war. Mir hätte klar sein müssen, dass mein Körper den Befehl bekommen hatte, für das große Ereignis einen Gang höher zu schalten.

»Hallo? Ist dort das Krankenhaus? Hören Sie, ich glaube, es geht los. Wehen? Na ja, sehr heftig sind sie noch nicht – sie kommen vielleicht im Abstand von fünf Minuten ... Was meinen Sie damit, ich soll mich hinlegen und versuchen zu schlafen? Wie soll ich schlafen, wenn gleich mein Kind zur Welt kommt? ... Ich soll mich beruhigen und eine Tablette nehmen? Machen Sie Witze? Na und, dann sind eben alle Betten belegt. Ich kriege mein Kind auch im Besenschrank!«

»Für wen hält diese dämliche Krankenschwester sich eigentlich, mich so abzuwimmeln?«

»Hier ist die Tablette«, sagte Steve. »Jetzt versuch noch ein bisschen zu schlafen.«

»Ich glaube, wir sollten Ginny anrufen. Sie weiß, was zu tun ist.«

»Das habe ich schon. Der Babysitter war dran. Sie sind auf der Verleihung irgendeines Rockmusik-Preises.«

»Ein Rockmusik-Preis?«

»Reg dich nicht auf. Sie sind gegen Mitternacht zurück. Falls wir vorher schon ins Krankenhaus fahren sollten, kommt Ginny einfach nach. Jetzt versuch noch ein bisschen zu schlafen.«

»Wie viel Uhr ist es?«

»Bist du immer noch nicht eingeschlafen? Es ist halb elf.«

»Die Wehen haben vor sieben Stunden eingesetzt. Ich glaube, wir sollten ins Krankenhaus fahren.«

»Die wollen dich dort nicht.«

»Sie werden uns wohl kaum wegschicken, wenn wir erst mal vor der Tür stehen, oder?«

Kaum waren wir auf den Parkplatz des Krankenhauses eingebogen, wollte ich sofort wieder zurück nach Hause. Vor Krankenhäusern graut mir, besonders wenn ich mich nicht wirklich willkommen fühle. Selbst dieses Krankenhaus mit seiner brandneuen »gemütlichen« Entbindungsstation hätte sich ausgezeichnet als Set für einen Frankenstein-Film geeignet. Es war nicht so, dass man die glänzenden Maschinen, die Stecker und Löcher in den Wänden, die nur der Schläuche und Kabel harften, und die fiesen Instrumente, die unter grünen OP-Tüchern lauerten, nicht sehen hätte können. Offen gestanden hätte ich einen Pappkarton vorgezogen.

Mein Gebärapparat erwies sich als nicht besonders effizient. Ich legte mich in die Badewanne, keuchte, lief hin und her. Ich kroch wie ein Tier herum, ging wie eine Eingeborene aus dem Amazonasgebiet in die Hocke und wäre sogar bereit gewesen, mich verkehrt herum von einem der scheußlichen Bilder an der Wand hängen zu lassen, wenn es dadurch schneller vorangegangen wäre. Aber nichts half. Die Wehen wurden zwar immer unerträglicher, aber ernst machten sie nicht.

Die Ärztin tauchte gegen Mitternacht auf und legte sich im Nebenzimmer schlafen. Ich langweilte alle, inklusive meiner selbst. Am liebsten wäre ich heimlich von der Liege geklettert und in die Nacht hinaus verschwunden.

Ich wollte zwar eine natürliche Geburt ohne Schmerzmittel, entwickelte aber eine gewisse Anhänglichkeit an eine Maske, die süßlich riechendes Stickoxydul verströmte. Ich werde nie verstehen, warum das Zeug Lachgas heißt. Es passierte nichts auch nur annähernd Komisches, außer dass alle anfangen, mit Micky-Maus-Stimmen zu reden. Das machten sie nur, um mich

zu ärgern. Immer wenn sie versuchten, mir die Maske zu entreißen, hielt ich sie fest und ließ sie nicht los.

Dann tauchte die Ärztin wieder auf und sagte, dass sie die Fruchtblase um das Baby sprengen würde. Baby? Welches Baby denn? Plötzlich glitt eine schimmernde weiße Katze in den Raum und beugte sich über mich. Ihre wunderschönen glänzenden Augen blickten mich an. Ginny!

»Das machst du sehr gut!«, schnurrte sie in mein Ohr. »Man kann den Kopf schon sehen. Das Baby hat ein Büschel schwarzer Haare. Bei der nächsten Wehe musst du ganz fest pressen.«

»Sehr gut«, sagte Ginny. »Jetzt noch einmal pressen ...«

Gleich darauf gab es einen tollen Wasserfall. Ein Komet aus Diamanten, die in einem weiten Bogen Richtung Decke flogen und irgendwo hinter meinem rechten Knie landeten.

Ein lauter Schrei erfüllte den Raum. Winzige lila Beine und klitzekleine Füßchen waren mit einer rotblauen Schnur gefesselt, die dick genug war, um Steves Fähre am Kai festzumachen. Kleine geballte Hände, die aussahen wie rosa Kamelien. Augen in einem Gesicht, so weise wie das eines Gurus und so frisch wie der Morgen, irrten unter einem Schopf dunkler Haare neugierig umher. Ich hatte niemals jemanden gesehen, der so zuversichtlich wirkte, am richtigen Ort gelandet zu sein. Das Baby. *Unser* Baby! Eine Woge der Liebe stieg in mir auf und überflutete das Kind.

»Sie ist wunderschön«, sagte Ginny und legte sie in meine Arme. »Wie soll sie heißen?«

Ein Mädchen war das Letzte, was ich erwartet hatte. Meine Sehnsucht nach einer Tochter war so tief gewesen, dass ich Angst gehabt hatte, sie jemandem einzugestehen, insbesondere mir selbst. Schon, dass das Kind ein Mädchen war, zeugte davon, dass es nicht vorhatte, ein Ersatz für Sam zu werden. Aus den kurzsichtigen Augen, mit denen sie mich anstarrte, sprach ein solcher Eigensinn, dass ich keine Sekunde versucht war, sie Samantha zu nennen, nicht einmal mit zweitem Namen.

»Lydia«, sagte ich. »Nach der Mutter meines Vaters. Ich habe sie nie kennengelernt, aber alle sagen, dass sie eine starke Frau war.«

»Lydia, Kleines«, sagte Ginny zärtlich. »Mögest du sicher und leichtfüßig auch durch die Regentage des Lebens kommen.« Als sie ihren improvisierten Segen sprach, bemerkte ich zum ersten Mal, dass Ginnys Augen glänzten vor verborgener Weisheit, wie die von Cleo.

Risiko

*Die Bewegungen einer Katze sind fließend,
so dass sie immer auf den Pfoten landet.*

Rob hatte Recht. Cleo war kein bisschen eifersüchtig auf das Baby. Klaglos räumte sie die Wiege, sie schien zu begreifen, dass Lydia eine wertvolle Ergänzung unseres Haushalts darstellte. Dabei war Cleo nicht nur fasziniert von diesem neuen Menschen, sondern auch hocheifrig über Lydias Neigung, die ganze Nacht wach zu bleiben. Mehr als das, Cleo schien zu glauben, dass Lydia eigens einen Essensplan im Drei-Stunden-Rhythmus erfunden hatte, um sie von der Langeweile endloser, ereignisloser Nachtstunden zu befreien. Wann immer sich das Baby rührte, sei es um zwei, halb vier oder Viertel nach vier morgens, hörte man die vierbeinige Gestalt miauen, als habe sie in gespannter Erwartung dieses Späßes nur ein kleines Nickerchen gehalten. Dann sprang Cleo auf den Schaukelstuhl, um sich zu der kuschelig warmen Mutter-Kind-Einheit zu gesellen. Manchmal kauerte sie sich auf die Rückenlehne des Stuhls und sah laut schnurrend mit riesigen durchscheinenden Augen auf uns herunter. Wie eine Wächterin erhob sich Cleo über uns und umhüllte uns mit Liebe und den mythischen Schutzkräften der Nacht.

Ich hatte noch nie ein Baby gesehen, das sich so wohl in seiner Haut fühlte. Lydia umklammerte meine Finger mit ihren Händchen und schien ganz genau zu wissen, dass sie dort war, wo sie hingehörte. Ich konnte kaum glauben, dass es sie nie gegeben hätte, wenn Sam nicht vor zweieinhalb Jahren gestorben wäre. Noch immer trauerte ich um ihn und suchte in der Form ihres Kopfes und ihrer Augen Ähnlichkeiten mit ihm. Doch Lydia war entschlossen, allein um ihrer selbst willen akzeptiert zu werden. Übersäumende Freude kann tiefe Trauer nicht auslöschen. Aber man kann beides gleichzeitig empfinden.

Wieder wurde es Winter. Die stürmischen Südwinde peitschten eiskalten Regen durch die Cookstraße und fielen tosend über die Stadt her. Regenschirme wurden an Straßenecken fortgerissen. Alte Frauen klammerten sich an Laternenpfählen fest. Die Leute kämpften sich abends

die Hügel hinauf nach Hause, und es gab niemanden, der keinen Bad-Hair-Day hatte. Als der Wind endlich nachließ, verzogen sich die Hügel schmollend unter eine dicke Wolkendecke. Die ganze Stadt verkroch sich in sich selbst. Und noch immer regnete es.

Zu solch kleineren Unannehmlichkeiten äußerten sich die Wellingtoner nur selten. Dafür, dass sie unter klimatisch schwierigen Bedingungen auf einer Kette steiler Hügel wohnten, die direkt in das aufgerissene Maul der Antarktis blickten, wurden sie mit dem sicheren Wissen belohnt, in der Landeshauptstadt zu leben und allein deshalb wichtig zu sein. Selbstverständlich waren sie etwas Besseres als die raubeinigen Aucklander, die trübsinnigen Einwohner von Christchurch und (um Himmels willen) die Bauerntölpel vom Land. Für die Zeiten, in denen das Wetter den Einwohnern das Leben schwer machte, gab es hier mehr Lesezirkel, Abendschulen und Theater pro Kopf als in jeder anderen Stadt Neuseelands. Man war einfach kultiviert.

»Was hast du denn für Wetter mitgebracht?«, fragten die Wellingtoner ihre zitternden, durchnässten Besucher von auswärts im vorwurfsvollen Ton. »Ja, wenn du gestern gekommen wärst! Die letzten zwei Wochen hatten wir durchgehend Sonne.«

Aber wenn Wind und Regen die Stadt zehn Tage in Folge im Würgegriff gehabt hatten, dann geschah manchmal etwas ganz Außerordentliches. Wellington streifte seinen grauen Mantel ab und zeigte sich in den schönsten Farben. Eine strahlend gelbe Sonne lächelte auf einen blauen Hafen herab. Rote Dächer leuchteten auf grünen Hügeln. Wellington sah aus wie eine Bilderbuch-Stadt. Und wieder einmal beglückwünschten sich die Einheimischen, dass sie in einem, wie sie sagten, tropischen Paradies lebten (na ja, mehr oder weniger).

Sechs Wochen nach Lydias Geburt wurde Rob neun. Die Aussicht auf diesen neunten Geburtstag weckte völlig irrationale Ängste in mir. Würde die Zahl Neun all unseren Kindern Unglück bringen?

»Wie möchtest du denn feiern?«, fragte ich Rob eines Morgens und befürchtete fast, er würde so etwas wie Sams gespenstische »Feier« zu seinem neunten Geburtstag haben wollen.

»Am allerliebsten«, sagte er, während ich die Luft anhielt, »hätte ich eine Pyjamaparty.«

»Mit Jason?«

»Und Simon und Tom und Andrew und Nathan ...«

»Ein große Party also?«, fragte ich und stellte mir vor, wie das Haus von fröhlichem Lachen und Schreien erfüllt war. »Prima Idee!«

»Darf ich Daniel und Hugo und Mike auch einladen?«

»Natürlich! Mädchen auch?«

Rob sah mich an, als hätte ich ihm vorgeschlagen, Brokkoli mit Zwiebeln zu frühstücken.

Am Morgen seines Geburtstags weckten wir Rob und überreichten ihm ein kleines in rotes Papier eingewickelt Päckchen mit blauer Schleife. Die Superman-Farben.

»Soll ich zuerst die Karte lesen?«, fragte er aufgeregt.

Er war entzückt, als er entdeckte, dass Cleo seine Glückwunschkarte mit einem Pfotenabdruck in blauer Fingerfarbe unterschrieben hatte. Mit der ihm eigenen Behutsamkeit zog er den Tesafilm vorsichtig ab, statt gleich das Papier aufzureißen, wie es andere Jungen gemacht hätten. Ich betrachtete sein niedliches, erwartungsvolles Gesicht und fragte mich immer noch, ob er schon alt genug für das Geschenk war, aber Steve und ich hatten unzählige Male darüber gesprochen und es sehr sorgfältig ausgewählt.

»Wow!«, rief er freudestrahlend. »Eine echte Casio-Digitaluhr!« Bevor wir auch nur »mit vielen Funktionen« sagen konnten, hatte er sie schon aus ihrer Schachtel befreit und um sein Handgelenk gelegt.

»Die ist echt toll!«, sagte er. »Seht mal, sie ist sogar beleuchtet. Wenn man diesen Knopf hier drückt, weiß man auch im Dunkeln, wie viel Uhr es ist.«

Von meiner Seite der Familie konnte Rob das Geschick für technische Dinge nicht haben. Er vertiefte sich in die Gebrauchsanweisung und erklärte uns dann, dass die Uhr praktisch alles konnte, außer ins All fliegen. Hochzufrieden zog er die Schutzfolie von dem Glas ab, faltete die Gebrauchsanweisung wieder zusammen und legte sie sorgsam in die Schachtel zurück.

»Das ist das schönste Geschenk, das ich jemals bekommen habe«, seufzte er und nahm die Superman-Uhr von seinem Nachtkästchen. »Aber ich kann keine zwei Uhren auf einmal tragen.«

Er rieb mit dem Daumen über das Glas der Superman-Uhr. Etwas kratzte mich plötzlich im Hals. Wie hatten wir nur so unsensibel sein können?

»Ich mag die Superman-Uhr wirklich gern ...« Natürlich. Es war viel zu früh für ihn, den Trost und die Verbindung zu Sam, die sie ihm bot, aufzugeben.

»Keine Sorge, Rob«, sagte ich. »Wir bringen die Casio zurück in den Laden und tauschen sie gegen etwas anderes um.«

»Nein! So habe ich das nicht gemeint«, sagte er und schüttelte ernst den Kopf. »Also ... glaubst du, Sam würde es etwas ausmachen, wenn ich seine Uhr in meine Schublade gebe?«

Der harte Klumpen in meiner Kehle löste sich augenblicklich auf und ich zog Rob an mich und streichelte ihm über die Haare.

»Das würde Sam sicher überhaupt nichts ausmachen«, sagte ich und schluckte Tränen des Stolzes hinunter. »Im Gegenteil, wahrscheinlich würde er sagen, dass du jetzt alt genug für eine Uhr für große Jungs bist.«

Am Abend diesen Tages strömten kleine Jungen in Schlafanzügen den Ziegenpfad herunter und blendeten mit dem Strahlen auf ihren Gesichtern die Beutelratte, die gerade dabei war, den Baum neben dem Tor zu zerlegen. Rob empfing sie im Haus, er hatte sich fein gemacht mit seinem knallroten Bademantel und der brandneuen Digitaluhr.

Das Haus füllte sich mit lärmenden, wild herumturnenden Jungen. Die Wände zitterten. Der Gummibaum schwankte. Kartoffelchips wurden in den Teppich getreten. Würstchen flogen durch die Küche. Früher hätte ich bei so einer Gelegenheit einen Nervenzusammenbruch bekommen. Jetzt nicht mehr. Laken zusammenknoten und aus dem Fenster hängen? Warum nicht! Kricket im Flur? Was bedeuten schon ein, zwei zerbrochene Wandlampen? Ich schlüpfte dem Partymotto gemäß in meinen blauen Bademantel und bereitete mich innerlich auf einen langen Abend mit einem Haufen durchgedrehter Jungen vor.

Mir war gar nicht bewusst gewesen, wie viele Freunde Rob in den zweieinhalb Jahren seit Sams Tod gewonnen hatte. Und es waren keine Freunde, die sich seiner aus Pflichtbewusstsein oder Mitleid angenommen hatten. Sie mochten Rob wirklich und sie stritten und lachten miteinander. Seit 1983 war viel in seinem Leben passiert. Der schüchterne jüngere Bruder hatte sich zu einem extrovertierten und beliebten Jungen entwickelt. Ich weinte fast vor Dankbarkeit und Achtung für ihn.

Katzen, Babys und Partys vertragen sich eigentlich nicht besonders. Ich hatte vorgehabt, Lydia und Cleo in ein Zimmer am anderen Ende des Hauses zu bringen, wo es ruhiger war. Aber sie fanden die vielen Besucher interessant und kein bisschen verstörend. Ich überließ die beiden der Runde. Cleo adoptierte sogleich Simon, einen rothaarigen Katzenliebhaber, und verbrachte den Großteil des Abends auf seinem Schoß, von wo aus sie gelegentlich eine Scheibe Schinken klaute. Lydia trug einen ihrer blauen Strampelanzüge (die ich gekauft hatte, als sie noch ein Junge werden sollte) und begrüßte unsere Gäste mit dem huldvollen Lächeln von Queen Mum beim Bad in der Menge.

Die Jungen spielten Reise nach Jerusalem, oder vielleicht sollte man besser sagen, Aufstand in Jerusalem. Regen prasselte gegen die Fenster. Ein Trommelwirbel ging auf unser Dach nieder. Gerade als ein Blitz den Himmel erhellte, pochte es an unsere Haustür.

Vor der Tür stand ein alter Zauberer, der eine falsche Nase und eine Brille trug und in der Hand einen großen Koffer hielt. Er schenkte dem Sturm keinerlei Beachtung, als wäre der nichts als ein Theatereffekt, mit dem er jeden seiner Auftritte begann. Der Mann musste an die achtzig sein. Nachdem er sich für die Verspätung entschuldigt hatte, schlüpfte er aus seinem Regenmantel und drückte sich einen Fez auf seine Glatze. Ich machte mir Sorgen um ihn. Es gibt kein kritischeres Publikum als eine Ansammlung ausgelassener Jungen. Die Jungen feixten, als er mutig ins Wohnzimmer trat. Ich gab ihm dreißig Sekunden.

Seine groben Hände mit den Wurstfingern hätten besser zu einem Maurer gepasst, erwiesen sich allerdings als erstaunlich geschickt. Der Zauberer ließ Seile in Plastiktüten verschwinden, wo er sie dazu brachte, länger zu werden, während tintenfleckige Schals sich in der Abgeschlossenheit einer Pappschachtel selbst reinigten. Die Jungen hatten bestimmt nicht vorgehabt, sich beeindruckt zu lassen, aber jetzt blieb ihnen einfach nichts anderes übrig.

Gegen Ende seiner Vorstellung zauberte der alte Mann einen Zylinder aus seinem Koffer. Er bat das Geburtstagskind, mit einem Zauberstab dreimal darauf zu klopfen. Zur größten Verwunderung aller holte er eine wild flatternde weiße Taube heraus.

Cleo, die der Vorstellung bislang mit distanzierterem Amüsement von Simons Knien aus zugeschaut hatte, schoss plötzlich wie eine Kugel über

den Boden und sprang in die Luft, um sich den Vogel zu schnappen. Der alte Mann stolperte vor Schreck nach hinten und fiel zu Boden. Kreischend befreite sich die Taube aus seinem Griff. Die Jungen sahen mit großen Augen zu, wie der Vogel durch das Zimmer flog und sich unbeholfen auf dem Gummibaum niederließ. Steve packte Cleo und trug sie aus dem Zimmer, während ich dem Zauberer auf die Beine half.

»Wow! Das ist die beste Party, auf der ich je war!«, rief einer der Jungen, als der Zauberer den Vogel einfing und in die Küche brachte. Die anderen stimmten ihm laut johlend zu und bedachten den alten Mann mit heftigem Applaus.

Später saß der Zauberer am Küchentisch und beruhigte seine Taube und sich selbst bei einer Tasse Tee. Außerirdische Klänge von David Bowie drangen durch die Wände.

»Das halten die für Musik?«, seufzte er und verstaute Plastiknase und Brille in seiner Jackentasche. »Ich bin ja eher ein Bing-Crosby-Fan.«

Der alte Mann trank mit großen Schlucken seinen Tee aus, dann packte er seinen Koffer und begab sich wieder in den sicheren Sturm hinaus. Ich winkte ihm hinterher und wagte mich zurück ins Partygetümmel. Der Anblick von fünfzehn Jungen in Schlafanzügen, die von unserem Mobiliar hüpfen und über den Teppich krochen, hätte mich noch vor gar nicht so langer Zeit in eine kreischende Megäre verwandelt. Aber mittlerweile hatte ich einfach zu viele Jahre an dem Versuch verschwendet, Kinder durch Zetern zu zähmen: Sich dem Lärm, dem Chaos und dem Jubel über all das hinzugeben war viel lustiger.

Ich suchte in dem Gewirr von Kindern nach Rob. Mit seinem roten Bademantel und Cleo auf dem Arm war er leicht auffindig zu machen.

»Den Song werdet ihr toll finden!«, brüllte er und drehte die Stereoanlage auf. Als Bowie Robs Lieblingssong »Let's Dance« zum Besten gab, gab es auch für mich kein Halten mehr. Mit Lydia auf der Hüfte wirbelte ich herum, bis mir die Füße wehtaten. Das Zimmer pulsierte vor Freude. Seit der Geburt von Sam war ich nicht mehr auf einer solchen Party gewesen - nein, noch nie. Ich hatte seither nicht nur viele Tränen geweint, ich hatte auch ganz andere Vorstellungen davon gewonnen, was wichtig ist und was nicht. Ich musste nicht mehr alles unter Kontrolle haben. Die Jungen waren keine wandelnden Katastrophen, die demnächst über unser Mobiliar

hereinbrechen würden. Ein paar zusätzliche Kratzer konnten dem Sofatisch nur guttun. Wir lachten. Wir tanzten. Wir lebten.

Einige Wochen nach Robs Geburtstag erhielt ich einen Anruf von Jim Tucker, dem Chefredakteur einer Zeitung. Er wollte eine neue landesweite Zeitung namens *The Sunday Star* herausbringen und fragte mich, ob ich nicht Lust hätte, als Feature-Redakteurin zum Team dazuzustoßen. Während ich Jims begeisterten Ausführungen lauschte, musste ich mich kurz einmal zwicken, um mich davon zu überzeugen, dass ich das alles nicht nur träumte. Auf einen solchen Neuanfang im Berufsleben hatte ich insgeheim schon lange gehofft, war aber bis zu diesem Tag im Innersten überzeugt gewesen, dass diese Hoffnung niemals in Erfüllung gehen würde. Meine wöchentliche Kolumne über das Familienleben in der Zeitung von Wellington war schließlich nicht gerade pulitzerpreisverdächtig.

Jim versprach mir den Traum einer jeden Mutter - flexible Arbeitszeiten. Nur über eine Sache würde er nicht verhandeln. Wenn ich den Job wollte, müsste ich die ganze Familie inklusive Katze packen und sechshundert Kilometer weit in den Norden nach Auckland ziehen. Das Herz klopfte mir bis zum Hals, als ich Jim dankte und ihn um ein paar Tage Bedenkzeit bat.

Lautlos schlich sich Cleo in die Küche und sah mich mit halbmondförmigen Augen an. Ich hob sie hoch und fuhr ihr durch das seidige Fell. Wir hatten viele gute Freunde in Wellington. War es möglich, Ginny und Jason zu verlassen? Rob ging gerne in seine Schule. Seine Geburtstagsfeier hatte gezeigt, wie gut er mit seinen Klassenkameraden auskam. Lydia war noch so klein, dass sie den Wechsel kaum mitbekommen würde, aber ich würde mich um ein gutes Kindermädchen kümmern müssen, für die Zeit, in der ich arbeitete. Und was war mit Cleo? Katzen sind bekannt dafür, dass sie stärker an einem Ort verwurzelt sind als Menschen.

Nicht zu vergessen der Job. Jim war offenbar überzeugt, dass ich auch zu anderen Dingen als Babys, Teppichflusen und Einkaufswägen etwas zu sagen hatte, aber was, wenn er nicht Recht hatte? Nach zehn Jahren, die ich in einem öden Vorort gefristet hatte, hatte ich das, was ich auf der Journalistenschule gelernt hatte, sicher vergessen. Bestimmte Teile meines Gehirns mussten geschrumpft sein. Warum sonst sollte ich auf meinen Einkaufslisten Kürzel verwenden, die ich, kaum war ich im Supermarkt

angekommen, nicht mehr entschlüsseln konnte? Ich würde vor aller Augen versagen, öffentlich.

Ich liebte Wellington und hatte die charakterstärkenden Seiten seines Wetters, der Hügel und Erdbeben zu schätzen gelernt. Andererseits war eine größere, wärmere Stadt auch nicht zu verachten. Manchmal fragte ich mich, ob unser Häuschen auf einer Verwerfungslinie des Unglücks stand und jedem, der in ihm wohnte, Leid brachte. In der Zeit meiner Schwangerschaft und nach Lydias Geburt waren Steve und ich von Hochstimmung getragen gewesen, aber jetzt fielen wir wieder in die alten Muster zurück und zogen uns zurück oder waren von Groll auf den anderen erfüllt. Kurz, die Liebe lag mal wieder auf Eis. Vielleicht würden wir in lauen Sommernächten unter roten Hibiskusblüten noch einmal genügend Kraft für einen letzten Versuch aufbringen können.

Steve hatte mich immer in meiner »Karriere« unterstützt und war auch jetzt bereit, die Unannehmlichkeiten eines Hausverkaufs auf sich zu nehmen und alle zwei Wochen zu seinem Schiff zu pendeln. Jims Angebot anzunehmen war dennoch mit einer Menge Risiken verbunden. Andererseits war es womöglich mit noch größeren Risiken verbunden, es auszuschlagen.

Cleo hatte ich schon in ähnlichen Entscheidungsnöten gesehen, wenn sie mit den Hinterbeinen in einer Astgabel hing und mit den weit vorgestreckten Vorderpfoten nur knapp den anvisierten Zaunpfahl erreichte. Sie wusste, dass sie irgendwie von dem Ast heruntermusste und dass der Zaun die einzig mögliche Option war. Doch dann schwankte sie in ihrer Zuversicht und versuchte, sich zu drehen und zu winden, um doch wieder zurück auf den Baum zu kommen. Aber es war zu spät, sie war das Risiko eingegangen, hatte sich über den Abgrund zwischen Baum und Zaun gewagt und jetzt konnte sie nur noch in eine Richtung. Nur wenn sie ihre ganze Konzentration sammelte, konnte sie mit den Hinterbeinen auf dem Zaun landen. Wenn ihr das nicht gelang, würde sie mit einem peinlichen Plumps mitten in ein Beet fallen. Cleo war eine wahre Risikoexpertin. Sie nahm jeden Tag aufs Neue Risiken auf sich und fast immer lohnte es sich.

Wir hatten jetzt zwei Weihnachten ohne Sam überstanden und zwei seiner Geburtstage. Die Tage, an denen Kummer und Schmerz uns überfielen, wechselten sich jetzt immer öfter mit »guten« Tagen ab. Aber noch traute ich meinem Optimismus nicht über den Weg. Wie ein junger Trieb, der sich

nach einem langen Winter seinen Weg durch das Erdreich bahnte, war ich noch allzu leicht umzuwerfen.

Gestärkt durch Jims Angebot ging ich eines Morgens durch die Stadt und fühlte mich ungewöhnlich beschwingt. Valerie, eine Frau, die ich von Sams Grundschule her kannte, kam auf mich zu und setzte die mir mittlerweile allzu bekannte Leichenbittermiene auf. »Wie geht es dir?«, fragte sie mit der Stimme, mit der man mit Todkranken sprach. »Gerade neulich dachte ich an dich, als meine Großtante Lucy starb ...«

Nachdem ich mir Valeries Geschichte angehört hatte (Großtante Lucy war beim Umgraben ihres Kartoffelbeetes im Alter von siebenundneunzig Jahren tot umgefallen), raste ich nach Hause und schnappte mir das Telefon. »Jim? Ich nehme den Job.«

*Kampfgeist**Es gibt keine Veränderungen im Leben einer Katze.**Nur Abenteuer.*

Am schwersten fiel mir bei unserem Weggang von Wellington der Abschied von Ginny. Sie stand oben am Ziegenpfad und der Wind wehte ihre Ohringe waagrecht nach hinten. Jetzt war es zu spät, um meine Meinung zu ändern, das Haus war verkauft und das Auto bis unters Dach vollgepackt. Abgesehen davon war ich überzeugt, dass wir uns niemals aus den Augen verlieren würden.

»Es wird alles gutgehen, Herzchen«, sagte sie und warf mir durch die Beifahrertür eine Kusshand zu. »Ciao-ciao!«

Rosie sagte voraus, dass unsere Katze durch den Umzug nach Norden ein Trauma davontragen würde. Aber Cleo weigerte sich, irgendwelche Prophezeiungen wahr zu machen. Je mehr wir Cleo wie ein gleichgestelltes Wesen behandelten, desto mehr verhielt sie sich wie eines – wobei sie natürlich eigentlich den Göttinnenstatus anstrebte. Warum am Abendbrottisch auf jemandes Schoß sitzen, wenn man genauso gut auf den Tisch steigen und sich nach Lust und Laune bedienen konnte?

Eine achtestündige Autofahrt, eingepfercht in einen Korb, entsprach zwar nicht ganz den Reisevorstellungen einer Katzengöttin, aber sie beklagte sich nicht. Zufrieden döste sie in Gesellschaft eines Strumpfs den größten Teil des Wegs vor sich hin.

Wir hatten ein altes Trambahnschaffner-Häuschen in Ponsonby gekauft, damals noch ein etwas heruntergekommenes Viertel im Herzen von Auckland. Mir gefiel die entspannte Atmosphäre in der Ponsonby Road, wo Polynesierinnen neben spielenden Kindern und Trunkenbolden, die so taten, als seien sie Künstler, über die Bürgersteige schwebten. Selbst die Graffiti waren interessant. Damals war mir das nicht klar, aber es war nur eine Frage der Zeit, bis die Espressomaschinen und ernst dreinschauenden jungen Paare hier Einzug hielten.

Ich hatte mich auf den ersten Blick in das Cottage verliebt. Es war offen und lichtdurchflutet und problemlos zu erreichen, kurz, es war alles, was

unser Haus in Wellington nicht war. Die großen Schiebefenster und die Holzgitter, die wie ein Spitzenvorhang die Veranda umgaben, begrüßten jeden auf der Straße freundlich. Durch das Gitterwerk wand sich eine Glyzinie. Blumenampeln schwangen im Wind leicht hin und her. Ein weißer Lattenzaun bleckte die Zähne vor einem Zylinderputzerstrauch.

Innen war das Haus angenehmerweise so geschnitten, wie man es erwartete. Von einem Flur, der zu einem offenen Wohnbereich führte, gingen drei Zimmer ab. Irgendwann im Laufe der Siebziger hatte ein schlecht gelaunter Hippie das Haus renoviert. Er musste depressiv gewesen sein. Warum sonst hätte er in jedem Zimmer dunkelbraunen Teppichboden verlegt und die Küche mit melassefarbenem Holz verkleidet? Die schönen alten Holzdecken und gemauerten Kamine waren erhalten geblieben, aber ansonsten gab es genug Geschmacksverirrungen. Die Vorliebe für Redwood-Beize konnte ich ja vielleicht noch verzeihen, aber über den spanischen Rundbogen zwischen Küche und Wohnbereich durfte ich nicht einmal nachdenken.

Der rückwärtige Garten war wie für Kinder gemacht. Von einem Wintergarten hinter der Küche führten große Türen auf eine von Bänken gesäumte Holzterrasse. Die Pergola ächzte unter dem Wein, der voller Trauben hing, und darunter gab es, oh Jubel, einen Jacuzzi. Dahinter lag ein handtuchgroßes, ungewohnt ebenes Stück Rasen, das immerhin genug Platz für ein Klettergerüst und ein Trampolin bot. Ein Bananenbaum winkte mit glänzenden Wedeln über den Zaun. Ich hatte das Gefühl, endlich angekommen zu sein. Steve teilte meine Begeisterung zwar nicht ganz, war aber bereit, sich auf das Wagnis einzulassen. Aus dem Korb auf der Rückbank drang ein königliches Miauen. Auf Rosies Anweisung hin trug Rob Cleo in dem Korb durch das Tor. Im Haus stellte er ihn auf den Boden. (Als mein Blick das erste Mal auf den Teppich fiel, hatte ich gewusst, dass das unser Haus war. Es war unser Schicksal, mit scheußlichen Bodenbelägen zu leben.) Langsam und vorsichtig öffnete er den Deckel. Rosie hatte uns vorgewarnt, Cleo würde von der Fahrt so desorientiert sein, dass sie sich möglicherweise stundenlang weigerte, aus ihrem Korb zu steigen.

Zwei schwarze Ohren erschienen über dem geflochtenen Rand, gefolgt von einem Paar Augen, schwarzen Schnurrhaaren und einer Nase. Die Augen wanderten erst zur Seite, um den schäbigen Flur zu inspizieren,

dann nach oben, um zu sehen, ob auch alle ihre Sklaven versammelt waren. Dann verließ sie mit einem zierlichen Sprung ihr lauschiges Plätzchen und huschte wie ein Scharfschütze in feindlichem Gebiet durch das Haus, schnüffelte am Teppich und untersuchte jedes Zimmer bis in den letzten Winkel.

Ihre Jagd nach Spinnen wurde im Bad unter der altersschwachen Badewanne auf Löwenpfoten mit einem leckeren Snack belohnt. Unter der Küchenspüle fand sich ein weiterer Schatz - eine Kolonie hyperaktiver Ameisen. Ein Haus mit solchen Bewohnern war wie für sie geschaffen.

Besonderen Gefallen fand Cleo allerdings an der Fähigkeit der Terrassentüren, Sonnenstrahlen zu bündeln. Gähmend streckte sie sich quer über den Flur aus und ließ sich die Sonne auf ihr schimmerndes blauschwarzes Fell brennen. Sie kniff die Augen zu durchsichtigen Schlitzen zusammen, während wir Kisten und Koffer durch die Tür schleppten und aufpassen mussten, nicht über unsere ägyptische Prinzessin zu stolpern. Mit ziemlicher Sicherheit hatten ihre Vorfahren beim Bau der Pyramiden Ähnliches erlebt beziehungsweise verschlafen.

Rosie hatte uns angewiesen, Cleo zwei Tage im Haus zu behalten, falls sie in Panik geraten sollte und nach Wellington zurückzulaufen versuchte. Wie sie sich da faul in ihrem persönlichen Sonnenstudio aalte, machte unsere Katze nun nicht gerade den Eindruck, sich davonmachen zu wollen. Ihre der Hitze im alten Ägypten angepassten Gene mussten begeistert sein vom subtropischen Klima Aucklands.

Ich war guter Dinge, dass wir anderen Cleos Beispiel folgen und uns schnell in der neuen Umgebung einleben würden, aber die Hoffnung auf einen Neuanfang für unsere Ehe zerschlug sich. Da Steve jetzt nach Wellington pendeln musste, hatten wir noch weniger gemeinsame Zeit als vorher. Wir hatten den Versuch aufgegeben, die Kluft zwischen uns zu überbrücken, und angefangen, uns jeweils eigene Freunde zu suchen. Er fand meine neuen Freunde unangenehm laut, während mir seine Freunde viel zu introvertiert waren. Er kampierte auf dem Sofa im Wintergarten. Wir redeten uns ein, dass wir um der Kinder willen zusammenbleiben könnten, nur eben ohne Sex.

Rob war auf seiner alten Schule zwar beliebt gewesen, aber mit den strengen Unterrichtsmethoden dort war er nicht besonders gut

zurechtgekommen. Ich hatte irgendwann angefangen mich vor den Elternabenden zu fürchten, wo ich mir regelmäßig erklären lassen musste, dass Rob zwar intelligent sei, sich aber mehr anstrengen müsse. Da ich selbst den größten Teil meiner Schulzeit damit verbracht hatte, aus dem Fenster zu starren und die Sonnenflecken auf den Bäumen in der Ferne zu betrachten (und einmal zwei Hunde, die etwas taten, was ich bislang nur von einer Zeichnung in einem Buch über die Entwicklung des Teenagers kannte, das mir meine Mutter auf mein Kopfkissen gelegt hatte), konnte ich Rob voll und ganz verstehen. Der einzige Unterschied zwischen Rob und mir bestand darin, dass er sich bemühte. Dass ihm seine herkulischen Anstrengungen im Lesen und Rechnen bestenfalls mittelmäßige Noten einbrachten, frustrierte ihn daher natürlich. Seine Lehrer hatten zwar selbst vor nicht allzu langer Zeit ihre Milchzähne verloren, aber sie hatten Macht und wussten (wie die meisten Diktatoren und Kinder), dass sie im Recht waren. Ich hatte keine Lust mehr, mir anzuhören, dass Rob »Probleme« habe, von denen ein toter Bruder und die unglückliche Ehe der Eltern nicht eben die geringsten waren. Sie hatten keinen Sinn für seine unkonventionellen Methoden der Wissensaneignung und waren zu faul oder zu einfallslos, neue Wege zu beschreiten.

Durch unseren Umzug nach Auckland erhielt er Gelegenheit, auf eine weniger strenge Schule zu gehen, auch wenn ich nicht erwartet hätte, dass sie so wenig streng sein würde. Jede freie Fläche innen wie außen war von den Kindern mit Bildern in knalligen Farben bemalt worden. Die Geräte auf dem Spielplatz (Betonröhren und riesige Kabelspulen aus Holz) sahen aus wie Überbleibsel von Straßenbauarbeiten. Mrs. Roberts, seine neue Lehrerin, hatte eine rote Mähne und aquamarinblaue Augen, die außerirdisch glitzerten. Während sie sich ihren seidenen Batikschal um die Schultern legte, erwähnte sie beiläufig Robs wunderbare Aura.

»Sie ist eine Alternative«, erklärte ich Rob, als wir auf dem Weg zum Auto durch eine riesige Röhre stolperten. »Wie alles hier.«

»Was bedeutet das?«

»Das bedeutet, dass sie von dir nicht erwarten, dass du furchtbar fleißig bist. Wenn du nicht in den Töpferkurs willst, kannst du dir etwas anderes suchen wie Tanzen oder Theater. Niemand hier kannte Sam. Du musst nicht mehr der Junge sein, dessen Bruder gestorben ist. Du darfst ganz du selbst sein.«

Es war mir damals noch nicht in den Sinn gekommen, dass Tanzen, Theater und Töpfern vielleicht nicht unbedingt zu einem Jungen passten, der so viele Modellflugzeuge gebastelt hatte, dass es in seinem Zimmer aussah wie während der Luftschlacht um England. Statt wie andere Kinder am Strand unbekümmert in der Brandung herumzutollen, baute er ganze Städte inklusive Abwassersystem und Brücken. Dass sich ein solches Kind kaum in Strumpfhosen quetschen und darum betteln würde, den Prinzen in *Schwanensee* mimen zu dürfen, musste ich erst noch begreifen. Immerhin war er bereit, es mit der Schule zu versuchen.

Die nächste große Aufgabe bestand darin, jemanden zu finden, der vertrauenswürdig und liebenswert war, keinerlei Fehler hatte und sich darüber hinaus um Lydia kümmern wollte. Jim hatte mir zwar flexible Arbeitszeiten versprochen, aber ich wusste, dass ich mich trotzdem jeden Tag in der Redaktion sehen lassen sollte. Der Gedanke, die damals einjährige Lydia einer Fremden anzuvertrauen, tat mir im Herzen weh.

Ich erklärte der Vermittlungsstelle für Kindermädchen, dass ich eine Kreuzung zwischen Mary Poppins und Jungfrau Maria suchte. Die Dame dort lachte, aber es war nicht das zynische Lachen von jemandem, der mir im nächsten Moment eine als Kindermädchen verkleidete Kinderschänderin andrehen wollte. Es war das glockenhelle Lachen des Wiedererkennens. »Genau eine solche Frau haben wir in unserer Kartei«, sagte sie. »Sie heißt Anne Marie und ist erstaunlicherweise sogar gerade frei. Allerdings habe ich schon etliche Bewerbungen für sie. Aber vielleicht haben Sie ja Glück und sie entscheidet sich für Sie.«

Wir hatten ein Bewerbungsgespräch bei einem Kindermädchen?

Anne Marie konnte erstklassige Referenzen vorweisen. Sie war auf der prestigeträchtigen Norland Nanny School in London ausgebildet worden und hatte vier eigene Kinder großgezogen.

Als sie in ihrem fleckenlosen rosa-weißen Kostüm vor unserer Tür stand, erstarrte ich fast vor Ehrfurcht. Ihre Schuhe waren weiß wie frisch gefallener Schnee. Aber der Blick aus ihren braunen Augen war liebevoll, besonders als sie Lydia sah. Lydia strahlte Anne Marie an und schlang ihre dicken Ärmchen um ihren Hals, was mir einen Stich versetzte; ich war eifersüchtig wie wohl jede arbeitende Mutter, die ihr Kind einem Kindermädchen anvertraut.

Einen Tag lang harrten wir ängstlich einer Antwort, dann rief Anne Marie an und teilte uns mit, sie habe sich für uns entschieden.

Ich war überglücklich, wieder in einer Zeitungsredaktion zu arbeiten. Es war mir gar nicht bewusst gewesen, wie sehr ich die schrägen Typen, die Zeitungsredaktionen bevölkern, vermisst hatte. Wie ein verirrter Wanderer, der zu seinem Stamm zurückgefunden hatte, gehörte ich wieder dazu – neben all den anderen merkwürdigen Gestalten, die Journalisten geworden waren, weil kein anderer Arbeitgeber ihre Schrulligkeiten akzeptiert hätte.

Ich mochte Mary, eine glamouröse irische Moderedakteurin voller Selbstzweifel, und Colin, den verführerisch melancholischen Rockmusik-Redakteur, an dem die Frauen wie Leukoplast klebten. Tina, verantwortlich für die Features, war ziemlich überspannt und bekam gelegentlich oscarverdächtige Wutanfälle. Manchmal gewährte sie uns aber auch einen Blick hinter ihre Eisfassade, hinter der ein großes reines Herz pochte.

Nicole von der Fernsehseite war schön und blond und hatte Beine, die sie Marlene Dietrich geklaut haben musste. Zuerst glaubte ich, Nicole würde sich nicht mit gewöhnlichen Sterblichen abgeben. Aber sie hatte genau wie ich als Teenager geheiratet und steckte gerade mitten in einem Scheidungskrieg inklusive Schlacht ums Sorgerecht. Sie hatte wie alle hier ihre Macken und Verletzungen, aber wenn sie sich einmal in eine Story verbissen hatte, ließ sie nicht mehr los. Ich bewunderte sie alle.

Mit das Tollste war, dass ich mich wieder richtig anziehen konnte. Die letzten zehn Jahre hatte meine Garderobe aus Jogginghosen, Umstandskleidern und Bademänteln bestanden (in erster Linie in Grau, Schwarz, Braun). Es war wunderbar, in ein fuchsienrotes Kostüm mit einer kobaltblauen Schleife zu schlüpfen, auch wenn das, rückblickend betrachtet, natürlich das reinste Augengift gewesen sein muss. Gab es etwas Schöneres, als jeden Morgen Make-up aufzutragen und in hochhackige Schuhe zu schlüpfen? Ich fühlte mich wie Aschenbrödel, das gerade erfahren hatte, dass der Ball noch gar nicht vorbei war. Die Musik war lauter, die Gäste verrückter und man hatte mich aufgefordert zurückzukommen, damit ich meine Glas-Pumps Größe 41 ½ einsammeln und zurück auf die Tanzfläche gehen konnte.

Da ich ganz allgemein für Features zuständig sein sollte, war ich für jeden Auftrag zu haben. Ich wäre selbst für eine Story über Bettwanzen dankbar gewesen. Aber wider Erwarten und wider jede Vernunft setzten Jim und

Tina großes Vertrauen in meine Fähigkeiten. Sie betrauten mich mit Interviews mit international bekannten Größen aus der Unterhaltungsindustrie wie James Taylor und Michael Crawford und Schriftstellern wie Margaret Atwood und Terry Pratchett. Noch weniger nachvollziehbar war, dass sie mich zum neuseeländischen Premierminister schickten und sogar (unglaublich!) zu Mary Robinson, der irischen Präsidentin. Je bedeutender die Rolle war, die die Leute auf der Weltbühne spielten, desto bescheidener und zugänglicher waren sie meistens, wie ich bald feststellte, selbst wenn sie wie Mary Robinson unter einem grässlichen Jetlag litten, wie er mit einem Flug zu uns Schafzüchtern ans andere Ende der Welt verbunden war. Am angeregtesten sprach sie über die Beaufsichtigung der Hausaufgaben ihrer Kinder am Küchentisch. (Was mir ganz recht war. Fragen der internationalen Politik gehörten nicht zu meinen Stärken.)

Jim wollte auch, dass ich Editorials schrieb, für die ich mir innerlich eine Pfeife anzündete und die Meinung der Zeitung zu den verschiedensten Themen von A wie Atomenergie bis Z wie Zoos verbreitete. Ein Editorial in den geforderten vierzig Minuten zu produzieren ist ungefähr dasselbe, wie einmal auf höchster Stufe durch die Mikrowelle gejagt zu werden.

Unter eben diesem Hochdruck verfasste ich eines Morgens einen Leitartikel, in dem ich gegen die Gefahren des »Alkohohl« wettete. Entweder hatte ich tippen verlernt oder es rächte sich jetzt doch, dass ich all die Jahre aus dem Klassenzimmerfenster gestarrt hatte. Mein grotesker Rechtschreibfehler entging jedenfalls auch den Korrektoren (die Rechtschreibhilfe musste erst noch erfunden werden), so dass der Status der Zeitung zweifellos für Wochen auf den von Papiermüll rutschte. Trotzdem setzten Jim und Tina mich nicht auf die Straße, wofür ich ihnen sehr dankbar war. Unverdrossen hielten sie mir die Stange und ließen mich die Rosinen aus dem Themenkuchen picken. Vielleicht hatten all die echten Journalisten ja irgendeine Art von Pest erwischt, als sie betrunken miteinander ins Bett gegangen waren, und waren dahingeschieden.

Aber so gern ich auch in die Redaktion ging, der schönste Teil des Tages war doch immer, wenn ich meinen Schlüssel in die Haustür des alten Cottages steckte und Cleo mit einem Willkommensmiauen auf mich zugesprungen kam.

Cleo vergrößerte in dieser Zeit ihr Vokabular. Neben dem bezaubernden *Hallo*, mit dem sie jeden Heimkehrer begrüßte, gab es jetzt auch ein gebieterisches *Lasst mich rein, ihr Fieslinge!*, wenn man sie ausgesperrt hatte. Dabei hatte sie bessere Manieren als wir vier zusammen. Denn jedes Mal, wenn einer die Tür öffnete, um sie hereinzulassen, gab sie im Vorbeihuschen ein knappes, geziertes *Danke schön* von sich.

Zur Mittagessenszeit dagegen setzte besonders, wenn es zu irgendwelchen Verzögerungen kam, augenblicklich eine verbale Verrohung ein. Dann stand sie vor dem Kühlschrank und miaute: *Wenn du mir nicht sofort etwas zu fressen gibst, spring ich dir auf den Kopf und verzier dir die Augäpfel mit ein paar schönen Tattoos!*

Cleo hatte den Umzug von Haus zu Haus und Stadt zu Stadt überstanden, ohne auch nur einmal mit den Schnurrhaaren zu zucken. Ich machte mir bloß Sorgen, dass sie überfahren werden könnte, da sie das erste Mal in ihrem Leben an einer richtigen Straße wohnte – und das bei ihrer Vorliebe für nächtliche Ausflüge. Auf einer dunklen Straße war eine schwarze Katze nun mal schwer zu erkennen. Aber wieder einmal unterschätzte ich sie. Sie war absolut verkehrstüchtig, eine Eigenschaft, die sie wahrscheinlich von ihrem Straßenkater-Vater geerbt hatte.

Eines Nachts erschien sie mit einem zerfetzten Ohr an der Tür, nachdem sie mit einer größeren Katze gerauft hatte. Danach versuchte ich, sie nachts im Haus zu halten, aber sie jammerte jeden Abend so lange, bis ich sie wieder hinausließ. Der Kampf musste schlimm gewesen sein, aber offensichtlich hatte sie ihr Revier erfolgreich verteidigt. Jedenfalls gab es keine Klagen mehr.

Auch ihre Jagdkünste entwickelte sie weiter. Die Schuhe in der Garderobe waren voll winziger Vogelleichen und Federbüschel.

Cleo war das lebende Beispiel dafür, wie sich Manieren und Charme und Kampfgeist in ein und derselben Katze vereinen konnten. Ihrem Beispiel folgend versuchte ich peinliche Momente in meiner Arbeit einfach von mir abprallen zu lassen (als ich beispielsweise eine halbe Ewigkeit brauchte, um zu merken, dass der Mann am anderen Ende der Telefonleitung nicht gerade beim Joggen gewesen war, sondern aus anderen Gründen keuchte; oder als ich mit einem Sturm von Anrufen fertigwerden musste, weil ich in einer Bildunterschrift die Namen von einem unbekanntem Model und einem Supermodel durcheinandergebracht hatte). Wie Cleo, in den seltenen

Fällen, in denen sie von unserem Zaun in die Hortensien plumpste, ertrug ich die Demütigung, hoffte, dass ich nicht so dumm war, den gleichen Fehler noch einmal zu machen - und betete, dass keine Anwälte eingeschaltet wurden.

Im folgenden Jahr gingen Steve und ich einander zunehmend aus dem Weg, wenn er zu Hause war. Statistiken zufolge ist es mit größerer Wahrscheinlichkeit die Frau, die eine Beziehung beendet, als der Mann. Ich hatte nie viel für Statistik übriggehabt. Dann gab es da noch die Theorie, nach der Männer, die eine Beziehung beenden wollen, das Zusammenleben mit ihnen unmöglich machen, so dass die Frau praktisch gezwungen ist, sich zu trennen.

Unsere Ehe war wie eine Schüssel Eischnee. Wir hatten uns beide rechtschaffen bemüht, hatten emsig gerührt und es waren durchaus Spitzen zu erkennen gewesen. Von Zeit zu Zeit sah es so aus, als könnten wir ein ordentliches Baiser zustande bringen, aber wie jeder Bäcker weiß, fällt die Masse einfach zusammen, wenn man Eiweiß zu lange schlägt und zu verbissen ans Werk geht.

Als ich eines Nachmittags aus der Redaktion nach Hause kam, spitzte sich die Lage zu. Er hielt sich gerade in der Einfahrt auf. Ich erinnere mich nicht mehr genau, um welches Thema es ging, wahrscheinlich irgendetwas Banales, beispielsweise wer die Butter auf dem Küchentisch stehen gelassen hatte, so dass Cleo sich darüber hermachen konnte. Jedenfalls eskalierte die Sache und wir gerieten in Streit - dabei stritten wir uns *nie*. Plötzlich war von Scheidung die Rede.

Uns beiden war klar, dass er nicht den Rest seiner Tage im Wintergarten schlafen konnte. Aber es war dennoch ein Schock, als das Wort Scheidung das erste Mal fiel.

Steve musterte die Blüte an einem Zylinderputzer und sagte, am liebsten würde er das alles ohne Anwälte regeln. Die Blüte nickte zustimmend. Ein Stück die Straße hinunter hatte ein Auto eine Fehlzündung. Der Vorgarten schien für ein solches Gespräch nicht der richtige Ort zu sein. Aber welcher Ort eignete sich schon für ein Gespräch über Scheidung? Gewiss nicht ein Restaurant mit Kerzenbeleuchtung oder ein nach Rosen duftendes Schlafzimmer.

Er sagte, er würde in der nächsten Woche ausziehen. Wenn ich einverstanden sei, würde er das Gemälde mit den Schiffen aus der Diele

mitnehmen und noch ein paar andere Dinge. Ich war schockiert, wie genau er das alles schon durchdacht hatte, obwohl er – realistisch betrachtet – dafür natürlich auch schon ein paar Jahre Zeit gehabt hatte. Er wollte die Kinder die halbe Zeit nehmen und schlug vor, über Geld später zu reden.

Ach ja, und die Katze könnte ich behalten.

Offenheit

Die einzigen Leute, die noch weniger verstanden haben als jene, die von sich behaupten, keine Katzenmenschen zu sein, sind jene, die fest davon überzeugt sind, reine Hundemenschen zu sein.

Wie leer war das Haus, wenn die Kinder sich nachts nicht in ihren Betten herumdrehten und seufzten. Ich fragte mich, ob Rob Hilfe bei den Hausaufgaben brauchte und ob Steve sich ausreichend um Lydia kümmerte. Mit ihren zweieinhalb Jahren strotzte sie vor Zuversicht gepaart mit Unvernunft. Cleo litt augenscheinlich genauso wie ich. Sie schleppte die Strümpfe der Kinder herum und schlief in ihren Betten.

Ich erfand irgendeinen Vorwand, um sie während Steves Woche zu besuchen, holte Lydia von der Vorschule ab, brachte Rob zu den Seepfadfindern. Ich versuchte, die freie Zeit zu Hause zu nutzen, räumte den Badezimmerschrank auf und überarbeitete Features, aber im Kopf kam ich nicht zur Ruhe. Da wirbelten die Gedanken herum, die mich ohnehin ständig umtrieben – passte Rob auf den Verkehr auf, wenn er zum Schulbus ging? Steckte sich Lydia irgendwo an? Ich fragte mich, ob sie spürten, dass ich in Gedanken bei ihnen war.

Sams Foto strahlte mich vom Kaminsims aus an. Ein freches Grinsen. Ich dachte an die Ford-Escort-Frau. Sie hatte andere Erinnerungen an Sam. Mittlerweile hatte ich akzeptiert, dass es nicht ihre Schuld war. Ich fragte mich, was ich an ihrer Stelle getan hätte. In ein anderes Land ziehen, mich hinter einem neuen Namen verstecken? Als ich Rob einmal abends von den Seepfadfindern abholte, überfuhr ich eine Katze. Es ging alles ganz schnell. Ein weißer Blitz, dann ein dumpfer Schlag und ein Knirschen, als der Reifen die Knochen zermalmte. Ich hätte nicht mehr rechtzeitig abbremsen können. Der Frau musste es genauso gegangen sein. Entsetzt und voller Schuldgefühle hielt ich an. Das Tier lag leblos da. Ich fühlte mich schon schrecklich, weil ich eine Katze überfahren hatte. Wie musste es da erst sein, wenn man ein Kind getötet hatte?

Manchmal hatte ich Angst, es könnte mein Schicksal sein, wie eine Katzenmutter meine Kinder auf die eine oder andere Weise zu verlieren.

Selbstmitleid hatte ich noch nie gemocht. Es war würdelos und ermüdend. Ich begann Wege zu suchen, mich davon zu befreien. Einer davon war, die Einladung, trauernde Eltern zu treffen, anzunehmen, und Leute zu interviewen, die einen Verlust erlitten hatten. Ihr traumatisches Erlebnis lag oft noch kürzer zurück und war noch unmittelbarer als meines. In den seltenen Fällen, in denen ich jemandem etwas Beruhigung vermitteln konnte, trat an die Stelle meines Schmerzes das Gefühl, irgendetwas Hilfreiches zu tun. Ich hatte in den letzten fünf Jahren viel über menschliches Leid gelernt. Obwohl jeder Schmerz anders ist, versteht niemand die Leidenden so wie jemand, der ihn selbst erlebt hat.

Auf dem Tisch der Therapeutin stand eine Schachtel Kleenex. Tränen gehörten zum Geschäft. Ich war entschlossen, die Stunde trockenen Auges hinter mich zu bringen; sie sollte bloß nicht glauben, auch ich sei eine von diesen Heulsusen.

»Was Sie brauchen«, sagte sie, schlug die Beine übereinander und sah mich durch ihre lachsfarbenen Brillengläser an, »ist ein Neuanfang, etwas, das Ihr Selbstbewusstsein stärkt.«

Aber auch wenn ich mir das Weinen verkniff, meinte mein Körper, irgendwelche Flüssigkeiten absondern zu müssen, und meine Nase fing an zu laufen. Sehnsüchtig sah ich zu der Kleenex-Schlachtel, aber mir eines zu nehmen, wäre dem Eingeständnis einer Niederlage gleichgekommen. Mir blieb also nur, in regelmäßigen Abständen laut die Nase hochzuziehen.

»Wissen Sie, was Ihnen wirklich guttäte?«, fragte sie und lehnte sich auf ihrem Sessel zurück, der mit Bedacht unter einem Rothko-Druck in zarten Rosa- und Gelbtönen platziert war. Vermutlich sollten die sanften Farben ängstliche Patienten beruhigen. Das konnte möglicherweise auch klappen – bei Patienten, die nicht wussten, dass der arme Rothko irgendwann den Kampf gegen seine Depression aufgegeben und sich umgebracht hatte. »Ein One-Night-Stand.«

Ihre Worte schossen durchs Zimmer und schlugen mit voller Wucht in meinem Kopf ein. Mum hatte (vermutlich aufgrund verschiedener eigener sexueller Probleme, auf die hier nicht näher eingegangen werden muss) mir von klein auf beigebracht, meinen Körper als einen Tempel zu betrachten, den ich in meinem Leben am besten nur einem einzigen Gläubigen öffnen sollte.

»Ich soll mir also einen Mann suchen, mit dem ich nichts gemeinsam habe, den ich aber halbwegs anziehend finde und mit dem ich einfach nur so ins Bett gehe?«

Sie nickte. Die Frau musste verrückt sein. Sie wollte, dass ich vor Schuldgefühlen umkam.

»Das wäre ein guter Anfang für den neuen Lebensabschnitt«, sagte sie.

»Und was ist mit den Kindern?«, fragte ich.

»Die müssen das doch gar nicht erfahren«, sagte sie. »Es hat ja auch nichts mit ihnen zu tun. Planen Sie die Sache doch für eines der Wochenenden, an denen Ihr Exmann sich um sie kümmert.«

Planen? Die Leute planten One-Night-Stands? Sie forderte mich auf, eine Liste potenzieller Opfer zu schreiben. Die einzigen Männer, die mir einfielen, waren irgendwelche Kollegen. Männliche Journalisten sind allerdings unglaublich indiskret und ich hatte keine Lust, den Frauen zugeordnet zu werden, die »es mit jedem machen«. Eine Freundin würde ich auch nicht hintergehen, es hatte mir schon gereicht, als die Ehemänner einiger meiner Freundinnen vor meiner Haustür aufgetaucht waren und mir ihre Dienste angeboten hatten. Wo also sollte ich einen Mann hernehmen?

»Viel Glück«, sagte die Therapeutin und lächelte, als ich mit zittriger Hand meine Unterschrift unter den Scheck setzte. »Und vergessen Sie nicht: immer offen sein.«

Einige Wochen darauf ergab sich eine Gelegenheit, ihren Ratschlag zu befolgen. Eine alte Freundin arrangierte für mich ein Treffen mit einem kürzlich geschiedenen Geschäftsmann namens Nigel, den ich zu einem Fundraising-Abendessen begleiten sollte. Ich hatte in unserem Wirtschaftsteil von Nigels Aktivitäten gelesen. Er war das Unternehmeräquivalent zu einem Riesen mit Essstörung und verleibte sich eine kleine Firma nach der anderen ein.

Ich kannte zwar Leute seines Schlags nicht, hatte aber den Verdacht, dass er ein Langweiler war, der nur über Geld sprach. Da ich jedoch eine erfahrene Interviewerin war, sagte ich mir, dass ich selbst an einer Kellerassel eine interessante Seite entdecken konnte, wenn es darauf ankam. Laut Aussage meiner Freundin erfüllte Nigel alle Kriterien. Ich war mir nicht ganz sicher, was sie damit meinte. Mein letztes Date war Jahre her. Bestimmt hatten sich inzwischen die Regeln geändert. Genauer gesagt,

hatte es früher eigentlich nur eine Regel gegeben: Bis zum Letzten darfst du nur gehen, wenn er wenigstens angedeutet hat, dass er dich heiraten will. In der Zeit, die ich in einem Vorort vergraben verbracht hatte, hatten sich Dates jedoch nach allem, was ich darüber gehört hatte, offenbar zu einer Mischung aus Supermarkteinkauf und Tierzüchtertreffen verwandelt.

An dem Abend, an dem Nigel mich abholen wollte, zitterten mir vor Nervosität die Hände. Cleo sah mir schon immer gerne bei meinen unbeholfenen Schminkversuchen zu. Sobald ich die Schublade des Schminktischs im Badezimmer öffnete, sprang sie hinein – das war einer von Cleos Lieblingsplätzen im Haus. Ihre Leidenschaft für Make-up musste Teil ihres ägyptischen Erbes sein. Wenn man ihr auch nur die geringste Chance dazu ließ, klaute sie den Puderpinsel, flitzte damit unter mein Bett und riss ihm jedes Zobelhaar einzeln aus. Auch heute machte Cleo einen Satz in die Schublade und klopfte mit der Pfote auf den glänzenden Lidschatten-Döschen herum. An diesem Abend gefiel ihr offenbar Violett am besten. In Ermangelung einer anderen Farbberaterin folgte ich ihrem Ratschlag. Sie miaute aufmunternd, als ich meine Lider großzügig damit anmalte. Das Ergebnis sah zwar eher nach einer unglücklichen Begegnung mit Muhammad Ali als nach einer Cocktailstunde aus, aber die Zeit wurde langsam knapp. Cleo spielte gelangweilt mit meinem Lippenstift, ein knalliges Rot, bis ich ihn ihren Pfoten entwand.

»Was meinst du?«, fragte ich, nachdem ich mir damit über die Lippen gefahren war.

Cleo saß auf den Hinterbeinen, die Vorderpfoten so grazil gekreuzt wie die Beine einer Balletttänzerin, legte den Kopf schief und zwinkerte. Es gefiel ihr. Ich bezweifelte allerdings, dass meine Beine mich so lange tragen würden, dass die Angelegenheit als »One-Night-Stand« durchging, falls es denn überhaupt dazu kommen sollte.

Cleo, die meine Nervosität spürte, übernahm die Rolle der Gastgeberin und stolzierte mit graziös erhobenem Schwanz auf Nigel zu. Er war außergewöhnlich groß und trug einen majestätischen blonden Schnauzbart im Gesicht. Ich war mir nicht ganz sicher, ob eine Gesichtsbehaarung zu meinem One-Night-Stand-Szenario passte, aber in meinem Kopf hallte die Stimme meiner Therapeutin wider: »Offen sein!«

»Eine Katze!« Nigels Augenbrauen schossen in die Höhe wie die Kurve auf einem Börsenkursdiagramm. »Ich bin allergisch, wissen Sie.«

»Oh«, sagte ich und setzte sie auf den Boden, »das tut mir leid.«

Völlig unbeeindruckt von Nigels Reaktion stellte sich Cleo auf die Zehenspitzen und machte einen zierlichen Katzenbuckel. Sie bog ihren Schwanz zu einem eleganten Schnörkel und ging Nigel voraus ins Wohnzimmer. Cleo war wirklich die perfekte Gastgeberin. Der Rücken von Nigels Jackett war beängstigend faltenfrei.

Ich führte ihn zu dem intaktesten Polster auf dem Sofa und fragte ihn, ob er etwas trinken wolle.

»Einen Chardonnay, wenn Sie haben«, sagte er und ließ sich auf der Sofalehne nieder. Ich konnte es dem armen Mann nicht verdenken, dass er seinen Armani-Stoff vor unseren Krümeln und Colaflecken schützen wollte.

Unser Kühlschrank bot alles von Milch bis zu verschiedenen Fruchtsäften, nur Chardonnay war leider nicht dabei. Am nächsten kam dem wohl ein Weißwein aus einem angebrochenen Tetrapack. Ich schraubte den Plastikverschluss ab und hoffte, dass Nigel den Unterschied nicht bemerken würde.

Unruhig schlug er abwechselnd seine langen Spinnenbeine übereinander. Cleo ließ sich ein paar Zentimeter von seinen Füßen entfernt nieder und richtete ihre Augen wie zwei Verhör Lampen auf ihn.

»Das Problem mit Katzen ist«, erklärte er, als ich ihm das Weinglas, das einige Fingerabdrücke zierten, reichte, »dass sie mich ausnahmslos zu lieben scheinen.«

Cleo rückte ein bisschen näher zu ihm hin, ohne ihren hypnotischen Blick abzuwenden, dann hob sie ein Hinterbein und fing an, sich an höchst intimen Stellen zu lecken.

»Schhhhh, Cleo!«, zischte ich sie an. Cleo konnte es nicht leiden, wenn man mit ihr redete, als wäre sie nichts weiter als ein Tier. Sie rollte sich auf den Rücken und wand sich verführerisch vor Nigel auf dem Boden.

»Das ist ein großes Kompliment«, sagte ich. »Sie will, dass Sie ihr den Bauch streicheln.«

»Nun, das geht wohl leider nicht«, sagte er, zog ein grünes Taschentuch mit Paisleymuster aus der Tasche und fuhr sich damit über den Schnauzbart. »Meine Allergie, Sie wissen schon. Ich glaube, ich muss gleich ...«

Das Nachbeben von Nigels Niesattacke ließ die Vorhänge erzittern. Erschreckt sprang Cleo auf, versenkte ihre Krallen in den Teppich und reckte den Schwanz in die Höhe.

»Keine Sorge, ich werde sie wegsperren«, sagte ich.

Kaum hatte ich mich gebückt, um sie zu packen, flitzte sie davon und kletterte das Bücherregal hoch. In dem sicheren Wissen, dass ich sie dort oben nicht erreichte und Nigel es nicht versuchen würde, stolzierte sie über das oberste Regalbrett und schlug mit dem Schwanz gegen eine kostbare viktorianische Vase. Cleo war äußerst zufrieden mit sich.

»So leicht kommst du mir nicht davon!«, fluchte ich leise und zog einen der Esstischstühle zum Regal. Kaum stand ich auf dem Stuhl und griff nach ihr, hüpfte Cleo auf Nigels Schoß. Er gab ein Quieken von sich, und ich machte einen Satz und packte Cleo am Bauch. Kampflös wollte sie allerdings nicht aufgeben. Sie krallte sich an Nigels Oberschenkel fest und fiel in dessen Jaulen ein.

»Tut mir wirklich sehr leid«, sagte ich und befreite ihn von den Krallen, während er die Augen tapfer auf die Decke gerichtet hielt.

Entschlossen sperrte ich Cleo ein und ging ins Wohnzimmer zurück, wo ich einen diskret in sein Taschentuch niesenden Nigel vorfand.

»Ich bin ja eher der Hundetyp«, sagte er, steckte sein Taschentuch weg und strich gedankenverloren echte und eingebildete Katzenhaare von der Sofalehne.

»Ich auch«, sagte ich in dem Versuch, die Atmosphäre ein wenig aufzulockern. »Theoretisch wenigstens. Wir haben eine wunderschöne Golden-Retriever-Hündin, die mittlerweile bei meiner Mutter lebt. Sie ist ziemlich alt. Die Hündin, meine ich.«

»Hunde sind viel weniger aggressiv«, fügte er hinzu. »Als Kind wurde ich einmal von einer Katze angefallen.«

»Ach wirklich?«, fragte ich.

»Ja. Ich war gerade auf dem Fahrrad unterwegs, um Zeitungen auszutragen, als sich eine Katze auf mich stürzte.«

Bei der Vorstellung von einer Miniausgabe des erfolgsverwöhnten Nigel, die durch Whakatane radelte und von einer mordlustigen Katze umgeworfen wurde, musste ich mir ein Lächeln verkneifen. Jetzt war allerdings klar, dass Nigels Phobie tiefen, freudianischen Gewässern

entsprang. Sie war keineswegs eine unbedeutende Laune, die Cleo und ich an einem Abend ausbügeln konnten.

»Vielleicht verdanken Sie dieser Erfahrung ja die Kraft und den Durchsetzungswillen, durch die Sie erst ein erfolgreicher Geschäftsmann geworden sind?«, fragte ich und schämte mich gleichzeitig dafür, aber Nigel schien die Frage ernst zu nehmen.

»So habe ich das noch nie gesehen, aber vielleicht haben Sie Recht«, sagte er und gewann wieder etwas von seiner Würde zurück. »Das hieße, ich wäre nicht dort, wo ich bin, wenn mich damals die Katze nicht angefallen hätte.«

Er machte sich offenbar gerade eine Notiz im Geiste, dem Schreiberling, der seine Autobiografie mit dem Titel *Nigels neun Stufen zum Erfolg* verfasste, mitzuteilen, dass er die Katzenepisode aufnehmen sollte, da sah ich, wie die Schlafzimmertür einen Spalt aufging. Ein vierbeiniger Schatten huschte in mein Blickfeld. Cleo bekam wirklich jede Tür auf, die nicht mit Schloss und Riegel gesichert war.

Während Nigel sich immer mehr für die triumphale Überwindung seines Kindheitstraumas erwärmte, schlich Cleo wie eine geheime Kommandotruppe die Sockelleiste entlang näher. Außerhalb seines Blickfelds kauerte sie sich in den Schatten des Regals und lauschte auf die Details des Katzenalbtraums, den er vor zwanzig Jahren durchlebt hatte. Reglos lag sie da, ein kleines Grinsen auf dem Gesicht.

Plötzlich schoss sie aus ihrem Versteck heraus auf Nigel zu und sprang aus dem Lauf heraus auf seinen Schoß. Sein Weinglas flog im hohen Bogen durch die Luft. Nigel gab ein Grunzen von sich, das aus dem Innersten seines Urzeit-Ichs zu kommen schien. Entsetzt hechtete ich nach dem Glas, aber es passierte alles viel zu schnell. Meine Hand griff an dem Glas vorbei und eine Weingfontäne ging auf uns nieder.

Nigel sprang auf und wischte sich hektisch die Hose ab. Ich holte rasch Küchenpapier aus der Küche und tupfte an seinen Knien herum, während er sich den intimeren Bereichen widmete.

»Es tut mir ja so leid!«, rief ich.

»Macht nichts«, murmelte er, ließ sich wieder auf das Sofa sinken und schlug die Beine übereinander. Bevor ich sie aufhalten konnte, kletterte Cleo auf seine Schulter und wickelte sich um seinen Hals.

»Sie scheint Sie wirklich zu mögen«, sagte ich. »Oh, ich habe Ihre Allergie vergessen. Einen Moment. Ich nehme sie.«

»Kein Problem«, stotterte Nigel, befreite seinen Hals von Cleo und setzte sie sich auf die Knie, was nicht sehr bequem aussah. »Es macht mir nichts aus. Vielleicht riecht sie ja Rex. Das ist mein Dobermann. Ein sehr athletischer, unkomplizierter Hund.«

»Ja«, sagte ich und fragte mich, ob wir es jemals zu etwas bringen würden, das einem Gespräch ähnelte. »Hunde sind so ... unkompliziert.«

»Was das angeht, ähneln Hunde Männern«, erwiderte Nigel. »Während Katzen mehr wie Frauen sind, finden Sie nicht? Darüber sollte man mal ein Buch schreiben.«

Nigels Gesicht nahm plötzlich einen Bordeaux-Ton an. Cleo hüpfte auf den Boden und verschwand im Flur, während sich Nigels Augen zur Decke rollten. Einen schrecklichen Moment lang dachte ich, er hätte einen allergischen Schock.

»Alles in Ordnung?«, fragte ich.

Er hob die Hände, den Mund vor Ekel verzogen. »Ihre Katze«, flüsterte er, »hat ... mich ... gerade ... angepinkelt.« Nigel bestand darauf, in seine Wohnung zu fahren, um sich umzuziehen. Während er weg war, suchte ich Cleos Lieblingsverstecke unter dem Bett und in der Garderobe ab, aber sie war verschwunden.

Später entdeckte ich die Silhouette einer Katze auf dem Dach. Ihre Augen leuchteten auf mich herunter. Selbst aus der Entfernung meinte ich eine gewisse Zufriedenheit darin zu erkennen.

Wenn er sonst schon zu nichts nutze gewesen war, hätte ich wenigstens Mum von dem fehlgeschlagenen One-Night-Stand-Plan erzählen können, als sie anrief. Doch sie klang abwesend. Ihre Spaziergänge mit Rata wurden langsam anstrengend. Als sie an diesem Wochenende über einen Hügel zum Strand gelaufen waren, kam Rata hinterher den Hang nicht mehr hoch. Mum sagte, sie hätte sie hinauftragen müssen. Rata war nicht gerade klein. Es war mir ein Rätsel, wie Mum das geschafft hatte. Der Tierarzt hatte ein Lungenemphysem diagnostiziert.

Montagsmorgen bat mich Nicole aus der Redaktion um einen Gefallen. Ihr Mitbewohner wollte in ein paar Wochen heiraten. Er und seine Braut

stammten aus den Vereinigten Staaten und kannten nicht genug Leute für eine richtige Hochzeitsfeier.

»Wärst du so nett zu kommen?«, fragte sie mich, »Du musst auch nicht länger als eine Stunde bleiben. Es geht nur darum, dass der Raum etwas voller wirkt.«

Ihre Zuversicht, dass meine Gegenwart einen leeren Raum voll wirken lassen könnte, war nicht gerade schmeichelhaft. Die Vorstellung, eine Ein-Frau-Mietmenge zu geben, begeisterte mich zwar nicht, aber wir wussten beide, dass ich an den Freitagabenden, wenn die Kinder bei ihrem Vater waren, nichts anderes vorhatte als vielleicht die Legosteine zurück in ihre Schachteln zu schaufeln.

»Bitte!«

Das Paar wollte bei Sonnenuntergang auf den Stufen des Stadtmuseums heiraten. Die Sonne machte den Eindruck, als litte sie unter Bindungsangst, wie sie da einsam am Horizont hing, als ich mein Auto abschloss und den Hügel zum Museum erklomm. Als ich nach oben sah, fiel mein Blick auf das Brautpaar. Sie sah aus wie Barbie. Er sah aus wie Ken. Dann wanderten meine Augen weiter zu einem der Trauzeugen. Ein umwerfend gut aussehender Mann. Nicht bloß ein hübscher Kerl wie aus der Rasierwasser-Werbung, sondern wirklich atemberaubend wie ein griechischer Gott. Oder ein Schwuler.

Natürlich schwul, dachte ich und bewunderte die blonde Locke über der hohen, gebräunten Stirn und die breiten Schultern, die durch den gut geschnittenen Anzug noch hervorgehoben wurden. Oder verheiratet. Und wenn das nicht, dann zumindest in festen Händen.

Es wäre übertrieben zu behaupten, dass es Liebe auf den ersten Blick war. Lust auf den ersten Blick wäre richtiger. Als die Sonne seine blauen Augen hinter der Pilotenbrille zum Leuchten brachte, überkam mich plötzlich noch eine andere Empfindung, die weniger fleischlich, aber weitaus stärker war – ein Gefühl des Wiedererkennens. Wenn wir uns in diesem Leben noch nicht begegnet sein sollten, dann sicher in einem früheren. Er mochte mir fremd sein, aber ich hatte das Gefühl, ihn in einem tieferen Sinn schon zu kennen.

Der Hochzeitsempfang fand im Haus von Sir Edmund Hillary statt. Der Bräutigam arbeitete offenbar mit einem Verwandten des berühmten Bergsteigers zusammen. Sir Ed befand sich gerade am anderen Ende der

Welt, um dort irgendeine mutige und heldenhafte Tat zu vollbringen, und hatte netterweise sein Heim für die Hochzeitsfeier zur Verfügung gestellt. In seiner eleganten Zurückhaltung entsprach das Haus ganz dem Mann selbst. Die Räume waren hellgelb gestrichen und ausgesprochen geschmackvoll eingerichtet. Mit jedem Bild, jedem der handgewebten Teppiche schien eine persönliche Geschichte verknüpft zu sein.

Als der schwule/verheiratete/sonstwie vergebene Trauzeuge auf mich zukam und sich als Philip mit einem »l« vorstellte, war es um mich geschehen. Er sah einfach viel zu gut aus, um wahr zu sein. Als ich dann aber erfuhr, wem er seinen athletischen Körperbau zu verdanken hatte (der Armee, bei der er acht Jahre gewesen war) und dass er gerade in einer Bank zu arbeiten begonnen hatte, war klar, dass aus uns nichts werden konnte. Endgültig gestorben war die Sache, als er mir sein Alter verriet. Sechszwanzig. Er war acht Jahre jünger als ich, praktisch ein Baby. Unverheiratet, nicht geschieden und kinderlos - er kam aus einer völlig anderen Welt als ich, und außerdem hatte ich immer noch den Verdacht, er könnte schwul sein. Ich hätte sozusagen seine Mutter sein können! Dennoch machte er einen netten Eindruck, so als wäre er nicht so schrecklich kompliziert wie die meisten anderen Männer. Den Rat der Therapeutin hatte ich auch nicht vergessen. Wenn ich genug Wein trank und niemandem davon erzählte und wenn er verrückt (oder verzweifelt) genug war, um so etwas überhaupt in Erwägung zu ziehen, dann hatte er eindeutig das Zeug zum One-Night-Stand.

Ich erklärte ihm, dass ich abends nicht oft ausginge, mich aber gerne zum Mittagessen verabedete, und kritzelte meine Büronummer auf eine Papierserviette. Er schien über mein Angebot erschrocken. Nicht dass er Grund dazu gehabt hätte. Ich war durchaus bereit, die Rolle der Beichtmutter oder Briefkastentante in allen Herzensangelegenheiten zu übernehmen. Ganz freundschaftlich. Ich war ja offen.

Am nächsten Morgen im Büro ließ ich das Telefon nicht aus den Augen. Niemand rief an, außer einem verärgerten Leser und meinem treuen Keucher in seinem Telefonhäuschen. Auch am nächsten Tag und die ganze nächste Woche kam der erwartete Anruf nicht. Zu Beginn der dritten Woche hatte ich Philip mit einem »l« schon längst aus meinem Gedächtnis gestrichen. Deshalb musste er mich, als er endlich anrief, daran erinnern, wer er war und dass wir uns auf der Hochzeitsfeier kennengelernt hatten.

»Oje, das war dieser Ex-Soldat aus der Bank«, seufzte ich nach dem Telefonat.

»Vielleicht möchte er wissen, wo der nächste Kindergarten ist«, sagte Nicole.

»Er will was mit mir unternehmen«, sagte ich.

»Auf den Spielplatz gehen?«

»Nein, etwas Richtiges. Theater und dann Abendessen oder Abendessen mit Theater oder so etwas.«

»Ich muss dich warnen ...«, sagte Nicole und fuchtelte mit ihrem Stift vor meiner Nase herum. »Abgesehen von dem Altersunterschied ...«

»Spar es dir. Er braucht nur jemanden zum Reden.«

»... ist er viel zu konservativ für dich.«

Man hatte mir schon zweimal in meinem Leben in entscheidenden Momenten Warnschilder vor die Nase gehalten, was völlig unabsehbare Folgen gehabt hatte. Das eine Mal in der Grundschule, als unsere strenge Kunstlehrerin der Klasse erklärte, wenn einer es wagen würde, seine Finger in den feuchten Ton zu stecken, dann hätte er mehr Probleme am Hals, als er sich in seinen schlimmsten Albträumen auszumalen vermochte. Und das andere Mal auf der Journalistenschule, als mir ein Dozent erklärte, dass ich als Kolumnistin keine Zukunft hätte. Während ich jetzt Nicole zuhörte, lief wieder das bekannte Kribbeln an meinem Rückgrat entlang. Es sagte dasselbe wie die beiden anderen Male: *Ach, meinst du? Na, mal sehen ...*

Nach der Arbeit hastete ich durch den Stadtteil, der bekannt war für seine Stripteaselokale und Secondhandläden, und entdeckte das perfekte Outfit, um einen jungen konservativen Bankangestellten zu beeindrucken – einen schwarzen, bunt bestickten chinesischen Hosenanzug aus Satin. Umwerfend.

Der Kuss

Nichts ist magischer als ein feuchter Katzenkuss.

Katzen küssen. Cleo machte es die ganze Zeit. Es beginnt mit einem sanften Kopfstoß, dann kommt ein Heben des Kinns und ein Zusammenziehen der Augen, gefolgt von einer flüchtigen Berührung der Schnauze. Vermutlich werden dabei ein paar Hormone ausgetauscht. Außer vielleicht einem beruhigenden Streicheln sind keine Erwartungen damit verbunden. Ein Katzenkuss ist in sich vollkommen.

Philip mit einem »l« hatte sich verspätet. Er war so spät, dass man es nicht mehr als lässliche Sünde durchgehen lassen konnte. Offensichtlich hatte er vergessen, dass er sich mit mir zu irgendeinem schlechten Theaterstück verabredet hatte oder dass ich unser Treffen extra auf ein Wochenende gelegt hatte, an dem die Kinder bei Steve waren. So leicht konnte man mich also vergessen. Mir wurde heiß und kalt vor Wut unter meinem Chinesenjäckchen. Meine Haut klebte an dem nicht atmenden Stoff, von dem sich nun leider zeigte, dass er bisher nicht einmal in die Nähe eines hochwertigeren Materials gekommen war. Ich war wirklich schwer beleidigt. Eigentlich wollte ich ihn gar nicht sehen. Worüber sollten wir reden? Wenn ich daran dachte, dass ich mich in Unkosten gestürzt und ein neues Kleidungsstück gekauft hatte!

Wenn Philip es jetzt noch wagen würde, hier aufzutauchen, dann würde ich ihm zeigen, dass ihm mehr als ein »l« fehlte. Nicole und Mary würden mir am Montag schon sagen, was davon zu halten war. Er ist es nicht wert. Du bist zu gut für ihn. Was für ein Trottel.

Als ich auf meinem Bett saß und eine der schicken Sandalen, die so gut zu dem Chinesen-Outfit passten, in die Ecke pfefferte, kamen mir noch finstere Gedanken. Vielleicht hatte er ja eine Erklärung für sein Fernbleiben, zum Beispiel könnte er sein Spiegelbild in einem Schaufenster erhascht haben und gegen einen Laternenpfahl gerumpelt sein.

Wenn ich ehrlich war, dann hatte ich nicht einmal genug für ihn übrig, um überhaupt sauer zu sein. Ich war zufrieden damit, meinen Alltag mit den Kindern und der Arbeit auf die Reihe zu bekommen. Sie bildeten das

Zentrum meines Universums. Jede Woche, die wir ohne Halsweh, Schulprobleme oder beunruhigende Briefe in krakeliger Schrift von einem verrückten Leser durchstanden, kam mir wie ein Wunder vor. Da war es mir doch egal, ob neunzig Prozent meiner übrigen Welt aus schwarzen Löchern bestanden. Die Therapeutin mit ihrem One-Night-Stand hatte doch echt eine Schraube locker. Ich hätte sie therapieren sollen, nicht umgekehrt.

Cleo hüpfte aufs Bett, quietschte kurz und schmiegte sich in meinen Schoß. *Ich bin hier, ich bin doch hier*, schnurrte sie. Ruhe umhüllte mich wie ein sanfter Sommerregen. Die Verletzung und die Wut schrumpften zusammen, bis sie nicht mehr größer als zwei Seifenblasen im Badewannenabfluss waren. Ich streifte die andere Sandale ab und lächelte (auch aus Erleichterung – sie drückten entsetzlich). Schaden hatte eigentlich nur mein Ego erlitten. Gegen einen Abend gemeinsam mit Cleo vor dem Kamin war wirklich nichts einzuwenden. Nicht das Geringste, nichts lieber als das.

Ich trug Cleo den Flur hinunter. Sie sah mir erwartungsvoll zu, als ich vor dem Kamin kniete und die Scheite zu einer wackligen Pyramide aufschichtete. Als es an der Haustür klopfte, zuckten wir beide vor Schreck zusammen.

»Ich bin hier eine halbe Ewigkeit herumgekurvt«, sagte Philip, kaum dass ich die Tür geöffnet hatte. »Ich habe an der Nummer 33 in der Albany Road geklopft. Das ist die Parallelstraße zu dieser hier. Die Frau dort war völlig verwirrt. Ich auch. Ich habe eine Weile gebraucht, bis ich herausfand, dass Sie in der Ardmore Road wohnen ...«

Gut. Er war also nicht nur zu jung und konservativ – es stand auch nicht zu befürchten, dass er zum nächsten Superhirn ernannt wurde. Ich wollte gerade wieder anfangen, mich zu ärgern, als ich seine Miene bemerkte. Seine Augen wanderten mit einem Ausdruck meinen chinesischen Anzug rauf und runter, als würden sie mit den Folgen eines grauenvollen Terrorakts konfrontiert.

»Gefällt Ihnen mein Anzug nicht?«, sagte ich unvermittelt. »Ich kann auch etwas anderes anziehen ... etwas Konventionelleres, wenn Ihnen das lieber ist.«

Philip erhob keine Einwände gegen meinen Vorschlag. Ich war zutiefst beleidigt, zutiefst. Ich drückte ihm Cleo in die Arme und lief in mein Schlafzimmer. Andererseits hatte es auch etwas für sich, dachte ich,

während ich in einen braunen Rock und eine cremefarbene Bluse schlüpfte, dass er ehrlich genug war, um mir zu verstehen zu geben, er würde lieber ein Scharmützel aus dem Vietnamkrieg nachstellen als sich mit mir in Kung-Fu-Verkleidung in der Öffentlichkeit zeigen.

»Nette Katze«, sagte er, als wir zur Tür gingen.

Wir kamen zu spät ins Theater. Während wir im Dunkeln saßen und uns eine fürchterlich amateurhafte Aufführung von *Die Katze auf dem heißen Blechdach* ansahen, stellte ich im Kopf eine Liste zusammen, warum dieser Mann selbst für einen One-Night-Stand völlig ungeeignet war: Er hatte gerade erst die Highschool hinter sich; eine viel schlimmere Berufswahl hätte er nicht treffen können (erst zur Armee und dann in die Bank?!); er hatte keine Ahnung von Theater; und schließlich respektierte er meinen Geschmack in Sachen Mode nicht.

Seine Kleidung haute mich übrigens auch nicht gerade um. Die Schuhe glänzten so sehr, dass man sie als Spiegel zum Augenbrauenzupfen verwenden konnte. Das gestreifte Hemd, die Cordhose, der sorgfältig ausgesuchte Ledergürtel. Das alles hätte genauso gut aus dem Schrank irgendeines alten Knackers stammen können.

Aber er sah gut aus darin, das musste ich zugeben. Er roch frisch wie ein Bergwald, im Vergleich zu den meisten Journalisten zumindest, die das Odeur von Alkohol, Zigaretten und Substanzen, von denen ich gar nichts wissen wollte, verbreiteten. Seine Augen flackerten blau auf wie Gasflammen, wenn er über meine Witze lachte (vielleicht ein bisschen zu laut). Einer davon drehte sich um die dummen Angeber, die europäische Autos fahren. Wir waren mit einem solchen Tempo ins Theater gerast, dass ich vor lauter Angst gar nicht mitbekommen hatte, in was für einem Auto wir saßen. Das ironische Zwinkern, mit dem er mir nach der Aufführung die Beifahrertür seines alten Audi aufmachte, war einfach liebenswert.

Er war ein sehr netter junger Mann, der wahrscheinlich nur irgendeinen Liebeskummer vor zwei verständnisvollen Ohren ausbreiten wollte. Ich konnte ihm also ruhig meine Freundschaft anbieten und ihn auf einen Kaffee ins Haus bitten.

»Ja gerne«, sagte er. »Allerdings trinke ich um diese Zeit keinen Kaffee mehr. Haben Sie vielleicht auch Kräutertee?«

Ein paar meiner Kollegen tranken regelmäßig Kräutertee, aber ich glaubte nicht, dass er diese Sorte Kräuter meinte.

»Tut mir leid, ich habe nur Schwarztee.«

Da die Kinder nicht da waren, war es ungewöhnlich still im Haus. Selbst wenn sie schliefen, war immer das Rascheln der Bettwäsche und ihr Seufzen beim Träumen zu hören. Ich streifte meine Schuhe ab und durchwühlte die Küchenschränke auf der Suche nach zwei zusammenpassenden Tassen.

»Eine interessante Katze«, hörte ich ihn nebenan sagen. »Sie kommt mir fast vor wie ein Mensch.«

Als ich mit dem in der Kanne versteckten Beuteltee und der gesprungenen Tasse auf meiner Seite des Tablett ins Wohnzimmer trat, bot sich mir ein reizender Anblick. Eine schnurrende Cleo wand sich durch Philips Beine, sprang auf seine Knie, kletterte sein Hemd hoch und leckte ihn zart am Kinn. Noch nie hatte Cleo einen Fremden so schnell in ihr Herz geschlossen.

»Tut mir leid, ich werde sie in ein anderes Zimmer bringen«, sagte ich.

»Nein, lassen Sie sie«, sagte er und fuhr mit der Hand sanft über ihren gebogenen Rücken. »Bist eine gute Katze, hm? Erzählen Sie mir von Ihren Kindern.«

Ich erstarrte. Die Kinder waren verbotenes Terrain. Ich machte natürlich kein Geheimnis darum, dass ich Kinder hatte. Sie gehörten genauso zu mir wie meine Hände und Füße. Und selbst wenn ich gewollt hätte, hätte ich ihre Existenz nicht verleugnen können. Sie waren überall im Haus präsent. Im Wohnzimmer watete man knöcheltief durch Legosteine. Lydias fauvistische Kunstwerke aus der Spielgruppe hingen an den Küchenschränken. Robs Schultasche lümmelte wie ein Trunkenbold vor seinem Zimmer auf dem Boden.

Die Kinder waren mein Leben, sie bedeuteten mir so viel, dass ich mir das Herz für sie aus der Brust gerissen hätte. Er hatte kein Recht, nach ihnen zu fragen. Sie gingen einen potenziellen One-Night-Stand nichts an, der gerade jede Chance, einer zu werden, verspielte.

»Erzählen Sie doch zuerst«, erwiderte ich. »Waren Sie schon einmal verheiratet?«

Er sah mich fassungslos an, so als hätte ich ihn gefragt, ob er jemals Netzstrümpfe getragen und lippensynchron zu Judy Garland gesungen hätte.

»Nein.«

»Kinder?«

Er schüttelte den Kopf und lächelte mich ein wenig befremdet an.

»Dann haben Sie also Probleme mit Ihrer Freundin?«

Cleo war mittlerweile mit seinem Kinn fertig und machte sich jetzt über seine Ohren her.

»Nein, wenn man einmal davon absieht, dass ich keine habe. Wie wäre es mit ein bisschen Musik?«

Musik? Er wollte bei Musik verhöhrt werden? Ohne auf eine Antwort zu warten, ging er meine Plattensammlung durch und legte meine neueste Erwerbung und aktuelle Lieblingsplatte auf, nämlich Ella Fitzgerald und Louis Armstrong mit »Can't We Be Friends«.

Philip musste irgendein Problem haben. Warum sonst sollte er hier sitzen? Ich würde mein ganzes journalistisches Geschick aufbieten müssen, um ihm seine Leidensgeschichte zu entlocken, damit er bald seine Sachen nehmen und nach Hause gehen konnte und wir beide etwas Schlaf bekamen.

»Wollen Sie tanzen?«, fragte er.

»Was? Hier?«

»Warum nicht?«

Jetzt wurde es aber wirklich ein wenig albern. Allerdings gab er vielleicht Ruhe und ging endlich nach Hause, wenn ich mit ihm tanzte. Ich erhob mich also, legte meine feuchte Hand in seine kühle trockene und ließ mich über die scharfkantigen Legosteine schieben. Wenn ich gewusst hätte, dass das Zimmer in einen Ballsaal verwandelt werden würde, dann hätte ich das Kinderspielzeug weggeräumt und meine Schuhe angelassen.

Während Ella Fitzgerald uns mit ihrer sinnlichen Stimme einhüllte, stellte ich fest, dass er ein ausgezeichnetes Rhythmusgefühl besaß (das kam wahrscheinlich vom jahrelangen Marschieren auf Exerzierplätzen). Und sein Körper, der immer mal wieder an meinem entlangstrich, schien in irgendeiner Art Metallanzug zu stecken. Bis mir klar wurde, dass die Kurven zu wohlgeformt waren, um aus Metall zu sein. Sie bestanden aus einem Material, das mir völlig unbekannt war - reine Muskeln.

»Wie alt sind die Kinder denn nun?«, fragte er.

Oh nein. Warum fing er nur dauernd von den Kindern an?

»Fast drei und zwölf.«

Mit viel Geduld und Fingerspitzengefühl fragte er mich über sie aus, wie sie hießen, was sie an den Wochenenden unternahmen und wie sie damit zurechtkamen, dass ihre Eltern getrennt waren. Ich wechselte das Thema und wir tanzten eine Weile schweigend weiter. Er hatte einen außerordentlichen Körper – aber entweder war er ungeschickt oder er kam mir absichtlich immer näher. Die Worte der Therapeutin im Kopf, zuckte ich nicht zurück, als er sein göttergleiches Haupt zu mir herabsenkte und seine Lippen auf meine presste.

Das Zimmer verwandelte sich in ein Kaleidoskop aus Spielzeug, Tassen und Untertassen, die vor den apricotfarbenen Wänden durcheinanderwirbelten. Cleo sah beifällig zu, als wir uns küssten. Ein magischer Kuss, weich, feucht und sinnlich. Es war perfekt, ach, mehr als das. Es war zu perfekt!

Der Gedanke fuhr mir in die Glieder und ich erstarrte. Nein, verdammt! So war das nicht gedacht. Bei alledem ging es doch darum, dass ich die Ansagen machte. Dieser halbe Teenager hatte nicht das Recht, erst mit Cleo herumzuschmusen und mich dann zum Tanzen aufzufordern. Und was die Ausfragerei über die Kinder anging ...

Auch er blieb stehen. Wenigstens war er sensibel genug, meinen Stimmungswechsel zu bemerken.

»Sollen wir ins Schlafzimmer gehen?«, fragte er mich sanft.

Einige Sekunden oder auch sechs Monate oder zwölf Jahre lang brachte ich kein Wort über die Lippen. Ich, die ich durch nichts so leicht zu schockieren war, war – man konnte es nicht anders nennen – schockiert.

»Es ist nicht so, dass ich dich nicht mögen würde ...«, sagte ich und trat einen Schritt zurück.

Seine Miene versteinerte.

»Ich würde vielleicht sogar mit dir schlafen, wenn ich dich nicht mögen würde. Zumindest sagt meine Therapeutin, dass ich das machen soll ...«

Jetzt blickte er mich beinahe so erschreckt an, als stünde ich wieder in meinem Chinesenanzug vor ihm.

»Das Problem ist, dass ich dich zu sehr mag, um mit dir zu schlafen ...«

Das gab ihm den Rest, er sah aus, so als wäre er auf einen Alliiertenstützpunkt spaziert und würde plötzlich unter Beschuss genommen. Mich beschlich der Gedanke, dass vermutlich noch nie eine Frau aus dem mehrdimensionalen Universum das Angebot ausgeschlagen

hatte, mit diesem sonnengebräunten Adonis Körperflüssigkeiten auszutauschen.

»Es ist ziemlich ... spät ... und ich weiß nicht, wie es dir geht, aber ich bin nach einer anstrengenden Arbeitswoche immer hundemüde.«

»Darf ich dich irgendwann wieder anrufen?«, fragte er mich mit gepresster Stimme, als er sein Jackett nahm und ich ihn gemeinsam mit Cleo zur Tür brachte.

»Nein, ich meine, ja. Ja. Unbedingt. Äh. Gute Nacht.«

Ich schloss leise, aber bestimmt die Tür. Cleo reckte ihren Schwanz in die Höhe und stolzierte davon.

*Ausgesetztsein**Bei großer Gefahr erstarrt eine Katze.*

»Er hat dich dazu gezwungen, dich umzuziehen?!« Nicole versuchte, ein wenig leiser zu lachen, so dass es nur die halbe Redaktion mitbekam.

»Er hat mich nicht in dem Sinn dazu gezwungen«, sagte ich kichernd, auch wenn ich mich insgeheim über die Fähigkeit von Frauen ärgerte, so gnadenlos indiskret hinsichtlich ihrer Begegnungen mit Männern zu sein. Besonders wenn sich dabei jemand zum Idioten machte. Was in diesem Fall leider ich selbst war.

Wäre ich nur so klug gewesen und hätte auf ihre Frage, wie die Verabredung war, »nett« geantwortet und es dabei bewenden lassen. Dann hätte sie allerdings weitergehende emotionale Verstrickungen vermutet und nichts konnte weiter von der Wahrheit entfernt sein als das. »Er machte nur einen geradezu gequälten Eindruck, deshalb habe ich vorgeschlagen, mich umzuziehen.«

»Nicht dein Ernst! Die Mühe hätte ich mir nicht gemacht.«

Das Gemeine war, dass Nicole es einfach nicht nötig hatte, sich diese Mühe zu machen. Selbst wenn sie im Bademantel ihrer Großmutter und mit Lockenwicklern auf dem Kopf die Straße hinunterginge, würde sich jeder Mann, der sie auch nur von ferne sah, nach ihr umdrehen.

»Und das Stück war vielleicht schrecklich! Ich anstelle der Schauspieler hätte mich beschämt von der Bühne geschlichen. Ehrlich, er hat keine Ahnung ...«

»Wahrscheinlich wollte er Eindruck schinden. Hast du ... hat er ... versucht, einen Schritt weiterzugehen?«

»Natürlich nicht!«, rief ich, wobei sich mein Gesicht plötzlich anföhlte, als befände ich mich in der Sauna. Der Kuss war nichts. Eine kurzfristige Verirrung, die man am besten aus dem Gedächtnis und jeder Unterhaltung strich. »Wahrscheinlich ist er einfach nur einsam. Ich werde ihn sowieso nicht wiedersehen. Er ist zu jung und zu langweilig.«

»Das habe ich doch gleich gesagt«, erwiderte Nicole, während ihre Finger über die Tasten tanzten. »Ich muss diesen Artikel bis elf fertig haben und habe noch kein Wort geschrieben.«

»Was soll so ein Typ auch mit einer uralten alleinerziehenden Mutter von zwei Kindern anfangen?«, murmelte ich und versuchte die Notizen über einen abgehalfterten international bekannten Autor zu entziffern, die ich mir vor einer Woche in damals ausgezeichnet lesbarer Kurzschrift gemacht hatte. Jetzt sah das Gekritzelt aus wie Altarabisch. »Er hat offenbar nicht alle Tassen im Schrank.«

»Wer?«, fragte Nicole unkonzentriert, weil sie gerade die Privatnummer eines schwer erreichbaren Fernsehdirektors herauszufinden versuchte, mit dem sie ein Interview machen wollte.

»Dieser Junge.«

»Welcher Junge? Ach, der Toy Boy. Vergiss ihn.«

Ja. Das passte. Toy Boy, ein ausgezeichnet Name, der etwas so Befreiendes wie eine Nasenspülung hatte. Mit einem solchen Namen könnte man ihn in Zellophan verpacken, in eine Schachtel stecken und irgendwo verstauen als ein Experiment, das man längst bereute.

Tina legte mir eine Liste mit Vorschlägen für Artikel auf den Schreibtisch. Ganz unten hatte sie noch hingekritzelt: »Ein Feature zu Halloween. Mach irgendwas Interessantes draus. Kürbisse hatten wir letztes Jahr. Gähn!«

Arbeit. Was hätte ich nur ohne sie getan? Ein besseres Anästhetikum gab es nicht.

»Anruf für dich, Helen«, brüllte Mike quer durch den Raum, er war einer der weniger zurückhaltenden Journalisten aus dem Politik-Ressort. »Irgend so ein arrogant klingender Kerl. Keine Ahnung, warum er bei mir gelandet ist. Ich stell ihn dir durch.«

Wie sich eine Journalistin am Telefon meldet, ist eine regelrechte Kunstform. Sie muss neugierig und zugänglich klingen, falls der Anrufer mit einer Story aufwartet, die auf der Titelseite von *Newsweek* landen könnte, was ungefähr so häufig vorkommt wie ein Dinosaurier, der sich selbst aus seinem Grab buddelt. Gleichzeitig muss ihre Stimme aber auch etwas Abweisendes an sich haben, falls der Anrufer ein Irrer ist oder der Keucher.

»Ich wollte mich für den gestrigen Abend bedanken«. Der Ton war gemessen, förmlich.

»Oh!«, erwiderte ich etwas dümmlich.

Nicoles Finger blieben über den Tasten in der Luft hängen. Sie neigte den Kopf und flüsterte: »Wer ist das denn?« Sie hatte einfach einen Instinkt für eine gute Story.

Ich klemmte mir den Hörer unters Kinn und bedeutete ihr per Fingeralphabet »ein l«.

»Ich habe mich sehr gut unterhalten«, fuhr er fort.

Oh Gott. Jetzt log er auch noch. Da wäre es ja selbst beim Blutspenden lustiger gewesen.

»Ich mich auch.«

Nicole verdrehte die Augen und schüttelte den Kopf.

»Schade, dass das Stück ein solcher Reinfeld war«, sagte er.

»Es war gut, ehrlich ...«

Nicole nahm einen Kuli von ihrem Schreibtisch und fuhr sich damit über die Kehle.

»Ich wollte dich fragen, ob du Lust hast, nächstes Wochenende mit mir essen zu gehen?«, fragte er.

Der Schreck fuhr mir in die Glieder und sank wie Blei in meine Füße.

»Nächste Woche habe ich die Kinder«, sagte ich mit kühler, vernünftiger Stimme. Nicole nickte beifällig und hackte wieder auf die Tasten ein. Das war's dann. Finito. Keine Spielchen mehr, Toy Boy.

»Wie steht es mit dem Wochenende darauf?«, fragte er.

»Äh«, das Blei in meinen Füßen begann zu schmelzen. »Tja, also, ich glaube, da habe ich nichts vor.«

Nicole starrte mich an, ich meinte fast die Pfeile aus ihren Augen schießen zu sehen.

»Sehr gut. Wie wäre es mit Samstag halb acht?«

»Das passt.«

»Gut, bis dann also.«

»Mist!«, schimpfte ich leise und warf den Hörer hin.

»Warum hast du nicht Nein gesagt?«, fragte mich meine gescheiterte Lebensberaterin Nicole.

»Ich weiß es nicht. Mir ist keine Entschuldigung eingefallen.«

»Wusstest du nicht, dass ›Nein‹ das neue ›Ja‹ ist? Wenn du Nein zu etwas sagst, das du jetzt nicht tun willst, erspart dir das eine Menge demoralisierender Szenen in der Zukunft. Möchtest du wirklich mit jemandem ausgehen, der dich dazu gebracht hat, dich umzuziehen?«

»Was soll ich denn jetzt tun?«

»Ruf ihn ein paar Tage vor eurer Verabredung an und sag, dass deine Tante gestorben ist und du nach Hause zur Beerdigung fahren musst.«

»Gute Idee. Das mach ich.«

Ich tat es nicht. Aus mehreren Gründen. Erstens log ich nicht gerne. Zweitens könnte ich das Schicksal auf falsche Ideen bringen, wenn ich sagte, meine Tante sei gestorben – ich hing schließlich an meiner Tante Lila. Drittens mochte ihn Cleo und viertens ... eigentlich gab es kein viertens, außer der Erinnerung an diesen unglaublichen Kuss.

Wenn man bedachte, wie viele peinliche und merkwürdige Dinge im Laufe unserer sogenannten ersten Verabredung passiert waren, musste er ziemlich dumm sein, sich noch einmal mit mir zu verabreden. Oder er war verrückt. Oder etwas Besonderes. Oder verrückt auf eine besondere Weise oder umgekehrt.

Ich predigte den Kindern oft, dass man nichts unversucht lassen sollte, wenn die Chancen besser stehen als im Lotto. Wobei die Chance, dass hinter der perfekt frisierten Fassade des Toy Boy mehr steckte, gegen null ging. Andererseits hatte er mich schon mehr als einmal eines Besseren belehrt. Vielleicht unterschätzte ich ihn ja.

Das Abendessen wurde das erste von vielen, trotz Nicoles Versicherung, die Sache hätte keine Zukunft. Und ich stand vor einem Dilemma. Ich fing an, die Gesellschaft dieses vielschichtigen Mannes zu genießen. Sollten wir den nächsten Schritt wagen, dann konnte unsere Beziehung nicht mehr als One-Night-Stand betrachtet werden, selbst wenn man einen sehr großzügigen Maßstab anlegte. Bei einem One-Night-Stand geht es schließlich darum, dass er unpersönlich ist, vielleicht sogar unbefriedigend, und deshalb nicht wert, wiederholt zu werden. Wenn ich jetzt mit ihm ins Bett ging, dann war das gleichbedeutend mit Ungehorsam gegen meine Therapeutin.

Aber auch noch andere Dinge waren zu bedenken. Eine Frau, die drei Kinder zur Welt gebracht hat, ist, sofern sie noch bei Trost ist, kaum bereit, ihren Körper der Öffentlichkeit zu präsentieren, insbesondere wenn sie sich ein Leben lang dem Gymnastik-Diktat verweigert hat. Diäten, die versprachen, dass man in einer Woche eine Kleidergröße abnahm, endeten unweigerlich damit, dass man in der Woche darauf zwei Kleidergrößen zunahm. Die weibliche Figur formt sich nach der Geburt eines Kindes nun

einmal in Hügel und Täler um, die bei Künstlern wie Renoir und Rubens freundlicher Weise als »interessant« bezeichnet werden. Nach der Geburt von drei Kindern gleicht ihr Körper mehr oder weniger einer aus Schaumgummi geformten Henry-Moore-Skulptur. Ein junger Mann, dessen größter körperlicher Mangel eine leicht schiefe Nase war (Folge einer Rugby-Verletzung), hatte allen Grund, vor der Erkundung eines Kontinents von eigenwilligem weiblichen Fleisch zurückzuschrecken. Wie Livingstone auf der Suche nach der Quelle des Nils war er aber offenbar nicht bereit, aufzugeben.

Nach und nach wurde mir klar, warum man übergroße Bettdecken erfunden hatte. Sie sind das westliche Äquivalent zur Burka. Bei sorgfältiger Planung kann eine Frau mit einer solchen Decke den ganzen Körper und Kopf bedecken, so dass nur ein kleiner Schlitz bleibt, durch den sie hindurchsehen kann. »Mann!«, sagt sie dann und versucht möglichst lässig zu klingen, wenn sie durch den Schlitz auf den wunderbar durchtrainierten männlichen Körper linst, »diese Decken machen doch, was sie wollen.« Eine andere dankenswerte Erfindung ist der Lichtschalter. Da sie seit ihrer Kindheit an einem Syndrom leidet, das unter dem Namen Extreme Empfindlichkeit der Augen gegen Kunstlicht bekannt ist, muss es unbedingt ausgeschaltet werden. Mein Körper war einfach kein Tempel mehr. Er war ein Tastgarten für Blinde.

In einem ruhigen Moment bei einer dieser nichtvisuellen Begegnungen lud er mich zu einem gemeinsamen Wochenende im Ferienhaus seiner Familie am Ufer des Lake Taupo ein. Das Ganze drohte langsam von einer längeren Serie One-Night-Stands zu etwas Komplizierterem zu werden.

»Aber ich habe die ...«

»Wir können auch an einem Wochenende fahren, an dem du die Kinder nicht hast.«

Er hatte schließlich akzeptiert, dass die Kinder heilig waren und zu einem Teil meines Lebens gehörten, in dem er nichts zu suchen hatte.

»Aber ... wer soll dann nach der Katze sehen?«

»Cleo kann mitkommen, wenn ihr beim Fahren nicht schlecht wird.«

Ich erklärte ihm, dass Cleo nichts lieber tat als Auto fahren. So kam es, dass sie an einem Freitagabend ein paar Wochen später begeistert in den alten Audi sprang. Von meinen Knien aus sah sie zu, wie die Landschaft an uns vorbeirauschte. Während der Fahrt nahm der goldene Schleier, der

über den Hügeln lag, zuerst eine tiefrote und dann eine schwarzviolette Färbung an.

Wir erreichten das Cottage erst am späten Abend. Die Dunkelheit senkte sich wie schwarzer Samt über uns, so dass wir nichts sehen konnten, dafür waren unsere anderen Sinne umso geschärfter. Die Luft roch intensiv nach Wald und der Wind trug schon eine Ahnung von Schnee mit sich. Ich hörte das Geräusch gegen das Ufer schlagender Wellen. Vor uns zeichnete sich der Umriss des einfachen kleinen Holzhauses ab. Auch wenn ich es nicht richtig erkennen konnte, war zu spüren, dass das Haus Seele hatte. Ich fühlte mich wie ein Kind auf einem abenteuerlichen Ausflug, während ich dem Schein von Philips Taschenlampe bis zu einer Fliegengittertür hinterherstolperte.

»Eine Sekunde«, sagte er. »Der Schlüssel liegt in einem Versteck.«

Er verschwand hinter dem Haus und kehrte gleich darauf mit dem Schlüssel zurück. »Dann wollen wir mal«, sagte er und steckte ihn ins Schloss. »Mist!«

»Was ist passiert?«

»Nichts Schlimmes«, sagte er. »Ich habe nur eben den Schlüssel abgebrochen.«

»Ach. Und das ist nicht schlimm?«

»Doch, er steckt im Schloss.«

»Können wir nicht durch ein Fenster einsteigen?«

»Das würde den Alarm auslösen.«

»Das macht doch nichts.«

»Ich kann mich nur nicht an den Code erinnern, mit dem man ihn abschaltet.«

Wir standen sicher fünf Minuten in der Dunkelheit da, ich hielt Cleo fest im Arm. Die Phase des Werbens, wenn man das so nennen wollte, lief offensichtlich nicht ganz rund.

»Wir werden wohl in ein Motel gehen müssen«, seufzte er. »Morgen Früh rufe ich dann einen Schlosser.«

Auf dem Schild vor dem Motel stand: »Keine Haustiere«. Ich schmuggelte Cleo also in meiner Handtasche durch die Lobby, und sie miaute nicht ein einziges Mal. Am nächsten Morgen trafen wir uns mit dem etwas verschrobenen, freundlichen Schlosser am Cottage.

Das alte Haus, das sich an das Ufer des Sees duckte, war seit drei Generationen in Besitz von Philips Familie. Es lag noch viel schöner, als ich in der Nacht vermutet hatte, die Terrassentüren öffneten sich zu einer Wiese hin, die zu einem von Steinen gesäumten Ufer hinunterführte. Der See glitzerte wie ein riesiger Saphir. Einem Traumgebilde gleich erhob sich in der Ferne eine mattgrüne Insel.

Cleo streckte sich genüsslich vor einem Lagerfeuer aus Treibholz aus, während Philip und ich am Fluss entlangspazierten. Wir blieben an einer Biegung stehen, wo er sich verbreiterte und das Wasser über große Felsen rauschte. Farne beugten sich über das Ufer, um ihr Spiegelbild zu bewundern. Ein Schwarm Mücken schwebte erwartungsvoll in der Luft. Wenn Philip mich wirklich verstehen wollte, dann musste ich ihm irgendwann einmal von Sam erzählen. Diese Geschichte würde unsere junge Liebe möglicherweise zerstören. Sich eine ältere Frau anzulachen war das eine. Nimmt man dann noch die beiden Kinder eines anderen dazu, wird die Sache schon komplizierter. Sollte Philip bereit sein, sich noch weiter vorzuwagen, dann musste er wenigstens ansatzweise nachvollziehen können, wie es war, ein Kind zu verlieren. Selbst wenn wir unser Leben lang zusammenbleiben und miteinander Kinder bekommen sollten, würde es immer einen Teil von mir geben, zu dem er keinen Zugang hatte. Der Teil, der Sam liebte und um ihn trauerte.

»Ich muss dir etwas sagen«, fing ich an und starrte in die Ferne auf eine Wolke, die wie ein Wattebausch aussah. »Rob und Lydia hatten einen älteren Bruder ...«

Die Ränder der Wolke fransten aus, so als wolle sie mit dem Himmel verschmelzen. Von den Bergen her wehte ein kalter Wind. Ich zitterte in meiner dünnen Regenjacke. Wenn ich mich mehr in der freien Natur aufhalten würde, hätte ich daran gedacht, für diesen Ausflug im tiefsten Winter ein Paar Handschuhe mitzunehmen.

»Ich weiß das von Sam«, erwiderte er ruhig.

»Woher?«, fragte ich überrascht.

»Ich habe die Artikel gelesen, die du damals geschrieben hast.«

»Wirklich? Seit wann lesen denn Soldaten solche Sachen?«

»Die Geschichte hat mich sehr berührt«, sagte er und starrte eine Ewigkeit, wie es mir vorkam, auf dieselbe Wolke. »Erzähl mir von Sam.« Er nahm meine Hand und rieb sie, um sie zu wärmen.

»Willst du es wirklich wissen?«

Er küsste meine Finger und umfasste sie mit seinen Händen, dann steckte er sie in die Tasche seiner Gore-Tex-Jacke. »Ja, natürlich.«

Während wir das letzte Stück am Fluss entlanggingen, eine meiner Hände in seiner Tasche, hörte er sich Sams Geschichte an, die traurigen und die lustigen Seiten. Ich erzählte ihm, dass der Verlust eines Kindes dem Verlust eines Arms oder Beins ähnlich war, wahrscheinlich nur noch schlimmer. Dass ich mir nicht sicher sei, wie sehr mich die Erfahrung verändert hatte und weiter veränderte. Egal wie rational ich zu denken versuchte, wie oft ich mich daran erinnerte, dass Sam nicht mehr da war, deckte ich noch immer häufig den Abendbrottisch für ihn mit und würde das wahrscheinlich den Rest meines Lebens tun. Das taten sicher viele Mütter, die äußerlich betrachtet über ihre Trauer »hinweggekommen« waren.

Ich hätte es Philip verziehen, wenn er zu einem der abgedroschenen Klischees gegriffen hätte wie »Das muss furchtbar gewesen sein« oder einem der neueren, »Du musst sehr stark sein«. Aber er hörte mir einfach nur zu. Dafür war ich ihm dankbar.

Als wir zurückkamen, wartete Cleo im Feuerschein.

»Und diese Katze ist Teil der Geschichte«, sagte Philip und nahm sie auf den Arm. »Sie ist deine Verbindung zu Sam, oder?«

Cleo schnurrte laut, streckte eine Pfote aus und legte sie an seinen Hals. Dann gähnte sie und schmiegte sich an seine Brust. Das war der Platz, wo sie sein wollte, und ich auch.

Am Spätnachmittag fuhren wir in einem Dinghi zum Angeln hinaus, hinter uns die Kulisse der von der untergehenden Sonne quietschrosa überzuckerten Berge. Eine dicke Regenbogenforelle reichte uns dreien zum Abendessen. Wir tranken Rotwein und lachten. Wir konnten nicht viele Häkchen in der Rubrik »Gemeinsamkeiten« machen, aber eines hatten wir, wie Philip gleich zu Beginn bemerkt hatte, gemeinsam: Wir waren beide eigenwillige Personen und nicht fähig oder willens, uns einer Gruppe anzuschließen, sei sie auch noch so in. Was mich anging, wollten mich ohnehin nicht mal die, die out waren.

Ich merkte, dass ich im Begriff war, mich zu verlieben.

Respekt

*Eine Katze erwartet,
als gleichgestellt behandelt zu werden.*

Heimlich eine Affäre zu haben und in einer Zeitungsredaktion zu arbeiten ist ungefähr so, als versuche man als Angestellter einer Schokoladenfabrik sein Gewicht zu halten.

»Da ist ein Dustin für dich am Telefon«, rief Nicole mit unterkühlter, fragender Stimme.

Damit wir uns wegen des Altersunterschiedes nicht ganz so komisch fühlten, hatte ich berühmte Liebespaare aus der Geschichte hervorgekramt, bei denen die Frau wesentlich älter war – Cleopatra und Marcus Antonius, Yoko und John und natürlich Mrs. Robinson und Dustin Hoffman in *Die Reifeprüfung*.

Philip benutzte den Codenamen Dustin, wenn er mich in der Redaktion anrief. Ihm wiederum ließ ich ausrichten, dass Mrs. Robinson angerufen habe.

»Wer ist denn Dustin?«, bohrte Nicole nach.

»Ach, das ist ein Cousin.«

»Na, dann ist es ja gut, dass du deinen Toy Boy in den Wind geschossen hast.«

Die Zeit, die ich mit Philip verbrachte, wurde mir immer wichtiger. Ich freute mich darauf wie ein Kind, das die Tage bis Weihnachten zählt. Nach zwei Monaten, in denen wir uns immer nur heimlich getroffen hatten, fragte ich mich, wie lange ich es noch schaffen würde, die verschiedenen Bereiche meines Lebens so strikt voneinander zu trennen. Wenn er bei mir schlief und die Kinder auch da waren, weckte ich ihn vor Sonnenaufgang und sorgte dafür, dass er zur Haustür raus war, bevor ein aufmerksames Auge auf ihn fallen konnte. Was ich wirklich nicht wollte, war, dass sie mit einem temporären Liebhaber zu tun hatten. Wenn ich aber an den Wochenenden sah, wie selbstverständlich er mit Cleo umging, kam es mir vor, als wäre er schon immer Teil meines Gefühlshaushalts gewesen. Immer – in jeder Sprache ein gefährliches Wort.

»Wann stellst du mich eigentlich endlich deinen Kindern vor?«, fragte er.
»Du hast mir so viel von ihnen erzählt, dass ich das Gefühl habe, ich würde sie schon kennen.«

»Bald.« Cleo sah von seinem Schoß zu mir her und zwinkerte.

»Irgendwann in den nächsten zwanzig Jahren?«

»Jedenfalls nicht zu Hause. Ich möchte nicht, dass sie das Gefühl haben, du wärst in ihr Territorium eingedrungen.«

»In Ordnung. Dann treffen wir uns auf neutralem Boden. Es gibt da eine neue Pizzeria im Stadtzentrum.«

Offensichtlich hatte er sich das Ganze bereits genau überlegt. Gegen ein lockeres Treffen in einer Pizzeria ließ sich wohl kaum etwas einwenden. Ich hatte mich in Philip verliebt, aber gleichzeitig wurde mir allerorten vorgeführt, dass solche Verliebtheiten wie ein Swimmingpool waren. Man stürzte sich Hals über Kopf hinein und kletterte wie ein begossener Pudel wieder heraus, zerzaust und mit roten Augen.

Die Liebe zu meinen Kindern konnte man dagegen nur mit einem ungezähmten Tier vergleichen. Sie war wild und unbezwingbar. Für sie hätte ich es mit Tod und Teufel aufgenommen.

Er hatte allen Grund, sich davonzumachen, wenn ich ihn weiter so hinhielt. Wenn er aber in das Leben meiner Kinder platzte und sie dann mit gebrochenen Herzen wieder verließ, würde ich ihm die Beine ausreißen, erst das eine, dann das andere, langsam und ohne Narkose.

Rob zog sein Lieblings-Sweatshirt an, das mehrere Nummern zu groß war und auf dem dick und fett »USA« stand. Ich schloss die Schnallen an Lydias roten Schuhen und spuckte auf ein Taschentuch, um irgendein merkwürdiges klebriges Zeug von ihrer Wange zu entfernen.

»Versucht euch zu benehmen«, wies ich sie an. »Er ist Kinder nicht gewöhnt.«

»Kinder nicht gewöhnt - was ist das denn für einer?«, fragte Rob.
»Abgesehen davon bin ich kein Kind mehr.«

Die Pizzeria befand sich in einer Art Höhle unter einem Einkaufszentrum. Den Kindern verschlug es die Sprache, als wir eine Treppe aus falschem Marmor, dafür aber mit echtem schmiedeeisernen Geländer hinuntergingen. Wenigstens waren sie endlich einmal still. Ich war froh, dass das Lokal noch so neu war, dass es nicht nach altem Fett roch.

Künstlicher Efeu schlang sich um Plastiksäulen. Die rot-weiß karierten Tischdecken passten perfekt zu der auf Hochglanz polierten Registrierkasse. Das Ganze sah aus wie eine Filmkulisse, in der wir unbeholfen herumstanden und darauf warteten, für die Rolle der Gäste mit Kindern vorzusprechen.

Erleichtert stellte ich fest, dass uns der Kellner zu einem Tisch führte, der etwas abseits unter der Treppe stand. In einem solchen Lokal könnte durchaus jemand aus der Redaktion auftauchen, und dann würde die Sache Montagmorgen so schnell die Runde machen wie Windpocken - »Brown und der Toy Boy auf Familienprobefahrt. Hat sie den Verstand verloren?«

Wir bestellten Pizza und Cola. Rob war kein süßer Junge mehr. Er hatte sich in einen Dreizehnjährigen mit chronisch erhöhtem Testosteronspiegel verwandelt. Er war mürrisch, schweigsam und fest entschlossen, keinerlei Interesse an jemandem zu zeigen, der nicht an Kinder gewöhnt war. Ich hatte Philip gewarnt, dass es ein schwieriges Alter war. Lydia hatte darauf bestanden, drei Perlenketten auf einmal zu tragen, und saugte jetzt ihr Glas mit einem Strohhalm fast auf einmal aus. Philip wirkte ein wenig genervt, als ihre Schlürfergeräusche von den mit Plastikholz verkleideten Wänden widerhallten.

»Lass das sein!«, fuhr ich das Kind an.

»Warum denn? Das macht Spaß!«

»Es ist nicht nett.«

»Aber das«, sagte sie, holte den Strohhalm aus dem Glas und ließ die letzten Tropfen auf ihren Schottenrock fallen.

»Nein, das auch nicht!«, sagte ich und tupfte ihren Rock mit einer Papierserviette ab. Ich sah zu Philip hinüber, der die Speisekarte studierte, als wäre sie ein komplizierter Kaufvertrag. Jetzt verstand er bestimmt, warum ich dieses Zusammentreffen verschiedener Wirklichkeiten bislang vermieden hatte.

»Hast du keine Mutter?«, fragte Lydia und trat gegen das Tischbein, so dass das Besteck anfang zu klappern.

»Doch, habe ich«, sagte er und ließ die Speisekarte sinken, um sich dem ersten ungezwungenen Kontakt mit den Kindern zu stellen.

»Warum gehst du dann nicht zu ihr nach Hause?«

Schweigen. Ich erwartete, dass Philip jeden Augenblick vom Tisch aufspringen und das Restaurant verlassen würde.

»Sie hat heute Abend schon was vor.«

»Das darf sie aber nicht, das musst du ihr sagen. Wir haben unsere Mutter. Du hast deine. Du kannst nicht auch noch unsere Mutter haben.«

»Strangers In The Night« krächzte aus dem Lautsprecher über uns. Für das untrainierte Ohr musste sich die Aufnahme anhören, als sei sie in einem Schiffscontainer gemacht worden und die Musiker hätten auf Blechdosen gespielt. Wenigstens füllte es die Stille aus.

Philips Blick fiel auf die Tischsets aus Papier, auf die Spiele gedruckt waren. Er fragte Rob, ob er Lust hätte, Schiffe versenken zu spielen. (*Nicht Schiffe versenken!*, wollte ich Philip zurufen. *Dafür ist Rob viel zu alt. Das ist in seinen Augen ein Spiel für Babys.*) Aber woher sollte Philip sich auch mit den Entwicklungsstufen von Kindern auskennen? Ich hielt die Luft an und wartete auf einen Aufschrei der Empörung, der jeden Augenblick von Robs Tischseite ertönen musste.

»Ich würde lieber das hier spielen«, sagte Rob und deutete auf einen Haufen Punkte in einem Rechteck. Ich kannte das Spiel nicht, aber es sah aus, als könnte man sich darüber die Köpfe einschlagen. Jeder Spieler durfte, wenn er an der Reihe war, einen Strich zwischen zwei Punkten ziehen, um diese nach und nach zu Rechtecken zu verbinden. Derjenige mit den meisten Rechtecken hatte gewonnen. Das war die Restaurantversion von Krieg.

Das Spiel fing ganz gemächlich an, so dass ich Gelegenheit hatte, ein Stück meiner Pizza Hawaii zu essen und dabei auch Lydia ständig einen Bissen in den Mund zu stopfen, so dass keine Kröten mehr daraus hervorspringen konnten.

Um etwas zur Unterhaltung beizusteuern, las ich von der Speisekarte die Geschichte der Pizza vor, beginnend mit ihren bescheidenen Anfängen, als die Griechen auf die Idee kamen, ihr Fladenbrot zu verzieren.

»Der eigentliche Wendepunkt kam im neunzehnten Jahrhundert, als ein neapolitanischer Bäcker namens Raffaele Esposito beschloss, ein Brot zu backen, das besser war als das von allen anderen. Zu Beginn fügte er nur ein bisschen Käse hinzu ...«

Während des Lesens warf ich natürlich dauernd verstohlene Blicke auf die Schlacht, die zwischen den beiden wichtigsten Männern in meinem Leben stattfand. Rob hatte einen Haufen Rechtecke in der rechten Ecke erobert.

Die von Philip füllten einen Streifen auf der anderen Seite. Das Spiel schien ausgeglichen zu sein.

»Irgendwann fing er an, Soße unter dem Käse zu verteilen. Er rollte den Teig rund aus ...«

Rob's Terrain breitete sich immer weiter aus. Philip schien nur mit halbem Herzen bei der Sache zu sein und kam nicht recht voran. Ein Lächeln wollte sich auf meine Lippen stehlen, aber ich unterdrückte es. Philip bewies eine unerwartete Reife und ließ Rob gewinnen. Vielleicht hatte er doch das Zeug zum Stiefvater. In seinen Cordhosen und dem Rollkragenpullover sah er jedenfalls schon wie einer aus.

»Esposito's Pizza erfreute sich so großer Beliebtheit, dass man ihn aufforderte, eine Pizza eigens für den König und die Königin von Italien zu kreieren. Also erfand er eine Pizza in den Farben Italiens - rote Soße, weißer Käse, grünes Basilikum ...«

Die beiden Rechteckhaufen näherten sich einander. Die Stifte blitzen wie Schwerter. Das Spiel sah nach einem Unentschieden aus.

Solange Rob nicht seiner Würde beraubt wurde, war alles in Ordnung. Es war fast kein freier Punkt mehr übrig.

»Er hat sie nach der Königin Margherita genannt ...«

Die Spannung war kaum noch zu ertragen.

»Die neue Pizza Margherita war ein echter Verkaufsschlager.«

Ich wandte die Augen ab, die letzten Striche konnte ich nicht mit ansehen. Ich wusste, dass es vorbei war, als ich hörte, wie zwei Stifte auf die Tischplatte geworfen wurden.

»Du hast gewonnen«, sagte Rob mit einem tapferen Lächeln.

»Du hast *was?*«, rief ich und drehte mich zu Philip.

»Es war bis zum Schluss ein Kopf-an-Kopf-Rennen«, sagte er und zuckte merklich zufrieden die Achseln.

Ein Kopf-an-Kopf-Rennen? Wusste er nicht, dass es so etwas nicht gab, wenn Kinder beteiligt waren, insbesondere meine Kinder? Das Leben meiner Kinder war schwer genug, da musste nicht auch noch so ein Idiot von Mochtergern-Stiefvater in seinen Cordhosen daherkommen und ihr Selbstbewusstsein in Grund und Boden stampfen.

Ich hätte Philip nie in ihre Nähe kommen lassen dürfen. Er benahm sich wie ein Kind. Schlimmer als ein Kind. Und noch ein Kind konnte ich nun wirklich nicht gebrauchen. Für diese Beziehung hatte soeben das letzte

Stündlein geschlagen. Rob war jetzt bestimmt noch tagelang am Boden zerstört.

Schweigend fuhren wir nach Hause und verabschiedeten uns züchtig am Gartentor.

»Gut, dass er nach Hause geht«, sagte Lydia und sprach mir damit aus dem Herzen. »Seine Mutter vermisst ihn bestimmt schon.«

»Wie fandest du ihn?«, fragte ich Rob, nachdem ich Cleo gefüttert und Lydia ins Bett gebracht hatte.

»Okay.«

»Einen besonders freundlichen Eindruck macht er nicht, oder?«

»Ich fand ihn nett.«

»Du fandest ihn nett? Aber er hat dich doch besiegt.«

»Es nervt mich, dass Erwachsene sich immer blöd stellen, um mich gewinnen zu lassen«, sagte Rob. »Die denken wohl, dass ich das nicht mitbekomme. Er hat mich wie einen Erwachsenen behandelt. Er ist echt in Ordnung. Du solltest ihn öfter treffen.«

Menschen und Orte

*Katzen sind allgemein bekannt dafür,
dass sie mehr an Orten als an Menschen hängen. Aber einzelne
Exemplare haben das Gegenteil bewiesen.*

Die Stimme meiner Mutter klang brüchig, als sie anrief. Sie sagte, ich solle mich nicht aufregen. Ich machte mich auf schlechte Nachrichten gefasst. Sie war mit Rata wieder bei der Tierärztin gewesen. Der alten Hündin war es schlecht gegangen. Sie hatte nicht mehr laufen können. Die Tierärztin war wunderbar gewesen, eine reizende junge Frau. Sie hatte Rata sehr gemocht. Sie war rot geworden, als sie und Mum die Entscheidung fällten. Mum hatte Rata gestreichelt, als es passierte. Sie war mit wedelndem Schwanz gestorben.

Videobilder von Rata liefen in meinem Kopf ab. Wie Sam und Rata durch die Brandung rennen, Rata, die den Jungen am Strand beim Graben hilft und dabei den Sand über verärgerte Sonnenanbeter schaufelt, Sam, der Treibholz ins Wasser wirft, damit sie es retten kann. Rata, die sich schüttelt und uns dabei eine erfrischende Meerwasserdusche verpasst. Rata, die den Ziegenpfad herunterrennt. Cleo, zwischen die riesigen Pfoten von Rata gekuschelt. Die sanfte, treue Rata.

Rob sagte fast nichts, als ich es ihm mitteilte. Wir umarmten uns. Er war so groß geworden. Mit dem Tod der alten Hündin war ein weiteres Band zu Sam durchschnitten. Das empfand meine Mutter wohl mit Sicherheit auch so. Ich lud sie auf ein paar Tage zu uns ein, auch wenn sie es nie lange in unserem »quiriligen Haushalt« aushielt.

Chaotischer Haushalt traf es besser. In den Wochen, in denen die Kinder bei mir waren, spulte ich mein Programm in einem irrsinnigen Tempo ab: die Kinder zur Schule bringen, Hausaufgaben überwachen, nach der Arbeit nach Hause eilen und Spaghetti kochen und dann noch schnell eine Gutenachtgeschichte. Wenn sie im Bett lagen, arbeitete ich oft noch an einem Feature, das am nächsten Tag fällig war. Selbst fürs Fernsehen war ich zu erschöpft.

Das alles funktionierte nur, weil Anne Marie geduldig Wäsche zusammenlegte, staubsaugte, Brote schmierte, Spielzeug wegräumte und tausend andere Dinge erledigte, die laut ihrer Aussage kein anderes Kindermädchen erledigte. Manchmal blieb sie noch auf eine Tasse Kaffee, wenn ich von der Arbeit nach Hause kam. Wir lernten unsere jeweiligen Stärken zu schätzen und die Unterschiede zu tolerieren. Manchmal kam ich so erschöpft aus der Redaktion zurück, dass ich einfach auf den Boden sank und in einem Fleck Sonne schlief – etwas, das noch keinem ihrer Arbeitgeber passiert wäre, wie sie sagte. Einmal stellte sie fest, sie habe noch nie etwas so Müdes wie mich gesehen. Aber irgendwie brachte ich dennoch immer genügend Energie auf, um Lydia Elfenflügel zu nähen oder Rob die Zubereitung von Sushi beizubringen. Nichts war perfekt, aber irgendwie bekamen wir alles hin. Ich gelangte zu der Überzeugung, dass es eine Göttin der alleinerziehenden Mütter geben musste, die bei Bedarf Kraft schenkte und dafür sorgte, dass die richtigen Leute zur richtigen Zeit auftauchten. Wenn es aber eine solche Göttin gab, dann sah sie bestimmt wie eine Katze aus.

Steve zog in ein Cottage, nicht einmal fünf Minuten von unserem Haus entfernt, wo er ein ganz neues Leben begann. Ich freute mich, wenn die Kinder irgendwelche Freundinnen erwähnten. Er verdiente es, noch einmal an dem großen Glücksrad zu drehen.

Philip hatte an dem Abend in der Pizzeria Robs Sympathie gewonnen, allerdings wusste ich nicht, ob wir unsererseits seine Erwartungen erfüllt hatten, mochten sie auch unbestimmt sein. Er hatte uns das erste Mal alle zusammen erlebt und es wurde ihm wahrscheinlich langsam klar, was es bedeutete, in das Leben von uns dreien (plus Katze) zu treten. Einige Tage lang blieb das Telefon still. Dann klingelte es wider Erwarten. Offenbar reichte es ihm immer noch nicht. Er lud uns alle, inklusive Cleo, zu einem Wochenende am See ein.

Die Fahrt schien bei Tageslicht und mit zwei zusätzlichen Passagieren, von denen der eine schwieg, der andere jammerte, viel länger zu dauern. Die Straße bog und wand sich wie eine Kobra im Todeskampf.

»Mir ist schlecht«, klagte Lydia, während das Auto eine Serpentine hochfuhr.

»Nein, ist dir nicht.« Anders als gewissenhaftere Mütter behandelte ich gesundheitliche Beschwerden meiner Kinder grundsätzlich als eingebildet, bis das Gegenteil bewiesen war.

»Ich muss aber gleich brechen.«

»Hol einfach ein paar Mal tief Luft«, sagte ich und drehte mich um, um die kleine Patientin auf dem Rücksitz zu betrachten. Ihr normalerweise rosiges Gesicht hatte die Farbe einer Heidelbeere angenommen.

»Ich glaube, wir sollten besser anhalten«, sagte ich zu Philip. Mir machte das Geruchspotpourri aus abgestandener Kotze und anderen Körperflüssigkeiten in meinem Auto ja nichts aus, aber ich war mir nicht sicher, ob Philip innerlich gewappnet war, sich die Luft in seinem Audi auf Dauer durch Eau de Famille verpesten zu lassen.

Er hielt an einer Ausweichstelle, die knapp unterhalb der Kuppe lag. Ich betrachtete konzentriert die Bergkette um uns herum, während Lydia sich übergab.

Als wir endlich unser Ziel erreichten und unter einer Weißbirke hielten, lag das Cottage in Nebel gehüllt da. Dass es regnen könnte, daran hatte ich nicht gedacht. Philip meinte, das würde nichts ausmachen – am See könnte man immer irgendetwas unternehmen. Die Feuchtigkeit verstärkte den intensiven Blättergeruch. Cleo erinnerte sich sofort wieder an das Plätzchen und sprang erfreut aus dem Auto in die Farnbüsche, die eindeutig nach einem Rückzugsort der Maus-Guerilla aussahen.

Die Kinder waren weniger leicht zu begeistern. Rob schnappte sich wortlos seinen Schlafsack und ließ die Fliegengittertür hinter sich zufallen, als er ins Haus trottete. Das konnte Philip nicht aus dem Konzept bringen. Er kannte von der Armee her bestimmt jede Spielart männlichen Verhaltens. Vielleicht konnte er sich aber auch einfach nur gut erinnern, wie es war, als er selbst in dieser Phase steckte, schließlich lag sie bei ihm ja noch nicht allzu lange zurück. Egal, jedenfalls schien Philip immun zu sein gegenüber dem grauenvollen Benehmen eines Pubertierenden, das mich völlig hilflos machte.

Ich half Lydia vom Rücksitz auf den feuchten Boden.

»Das ist ein Wald«, sagte sie und sah einen Baum hinauf.

Wir trugen unsere Taschen ins Haus, wo mir der vertraute, leicht beißende Geruch von Algen und verbranntem Treibholz in die Nase stieg.

Ich blieb an einer Pinnwand stehen, die mit Familienfotos bedeckt war. Gut aussehende Leute mit gesunden, strahlenden Gesichtern, die Weihnachten am See feierten. Frisch gebräunt und mit Zähnen, die so weiß waren, dass sie im Dunklen leuchten mussten. In diesem Kreis gab es keine dicken, schmuddeligen, schwulen, dunkelhäutigen oder psychisch angeknacksten Leute. Wenn man nach den Fotos ging, waren sie alle Olympioniken. Wasserski, Tennis, Alpinski, Angeln waren Sportarten, die zu lernen ich als junge Mutter weder Geld noch Zeit gehabt hatte, von der Bewegungskoordination ganz zu schweigen.

Es waren auch junge Frauen auf den Fotos zu sehen. Hübsche, schlanke Mädchen im Bikini, die wahrscheinlich Jura oder Zahnmedizin studierten. Das waren Mädchen, die bestimmt alle Kriterien erfüllten, dachte ich. Von der Sorte, die Philip und seine zwei Brüder eines Tages heiraten sollten. Und warum auch nicht. Jedes dieser lächelnden Mädchen war allerbeste Wahl. Aber als ich Philip nach ihnen fragte, erklärte er, sie seien langweilig.

»Bitte nur *wenig* Klopapier verwenden«, stand auf einem Zettel im Klo. Ich fragte mich, ob die Kinder und ich als Wenig-Klopapier-Verbraucher durchgingen.

»Wie wäre es mit einer Runde schwimmen?«, rief Philip Rob zu.

»Es regnet.«

»Ich könnte dir helfen, den Kajak startklar zu machen.« Dieser Mann war wirklich penetrant.

»Zu kalt.«

»Stockbetten! Hier gibt's Stockbetten!«, rief Lydia. Ich ging zu ihr ins Zimmer, wo Rob im oberen Stockbett in seinem Schlafsack herumlümmelte. Lydia warf die Arme in die Höhe und hüpfte auf dem unteren Bett herum.

Der See lag ausgebreitet wie ein zerknittertes Stück Alufolie da. Kondenswasser floss innen an den Scheiben herunter. Philip kniete vor dem Kamin und knüllte Zeitungspapier zusammen. Nach ein paar Fehlstarts fing das Anmachholz Feuer und das Zimmer war erfüllt von einem munteren Knistern. Cleo stürzte sich auf eine Spinne, die in dem Holzstoß saß, und kaute mit der nachdenklichen Miene des Connaisseurs auf den Beinen herum, bevor sie ihren gewohnten Platz vor dem Feuer einnahm. Sie sah durch halbgeschlossene Augen zu mir auf und gähnte, als wollte sie sagen: *So soll es sein. Mach dir keine Gedanken. Es kommt alles in Ordnung.*

»Bin in einer Minute wieder da«, rief Philip.

Ich nahm Lydia auf den Schoß und las ihr ihre Lieblingsgeschichte über den Elefanten und das schlimme Baby vor, während ich ihr heimlich die Finger saubermachte. Das Cottage gab sich zwar rustikal und einfach, aber hier war offensichtlich schon seit Jahrzehnten nichts mehr von schmutzigen Vorschulkinderhänden befangert worden. Ich wollte mir keine Vorwürfe wegen klebriger Fingerabdrücke auf dem Mobiliar einhandeln.

Philip klopfte ans Fenster und rief uns nach draußen. Der Regen hatte nachgelassen. Ich zog Lydia schnell ihre Gummistiefel an. Sie schnappte sich Cleo und schleppte sie mit dem Kopf nach unten aus dem Zimmer (eine Stellung, die Cleo mit einer gewissen Lässigkeit ertrug, seit Lydia laufen gelernt hatte). Wir öffneten die Fliegengittertür und sahen ein Geschenk, das schöner war als ein Zimmer voller Diamanten: Philip hatte ein Seil über einen der höheren Äste der Weißbirke geworfen und einen alten Reifen daran befestigt.

»Toll! Eine Baumschaukel!«, rief Lydia.

Den Rest des Tages verbrachte sie damit, zu betteln, angeschoben zu werden – auf dem Bauch liegend, die Beine in die Luft gestreckt; aufrecht sitzend, die Beine vorne durch das Loch im Reifen gesteckt; innen auf dem Rand stehend, fest das Seil umklammernd. Noch nie war mir ein Mann begegnet, der so viel Geduld für ein Kind aufbrachte, das nicht sein eigenes war. Und dennoch war ich auf der Hut. Selbst wenn dieser wunderbare Mann dem Eindruck, den er vermittelte, genau entsprach und eine Seele hatte, die tiefer war als dieser See, musste ihn die Aussicht, sich meiner, der Kinder und einer Katze anzunehmen, völlig überfordern.

Gegen Abend ließ der Regen so weit nach, dass Philip auf einem gemauerten Grill an der Hecke Würstchen grillen konnte. Um draußen zu essen, war es zu feucht, daher deckte ich drinnen. Wir aßen unter dem erbarmungslosen Licht einer Glühbirne.

»Wie wäre es morgen mit einer Radtour?«, fragte Philip Rob. »Es gibt hier einige tolle Touren die Hügel rauf.«

»Nein.«

»Wir könnten auch Tennis spielen ...«

Rob betrachtete die Tomatensoße auf seinem Teller. Erfahrene Eltern, die müde von den zahllosen Machtkämpfen waren, würden an diesem Punkt aufhören und lieber das Thema wechseln. Ich hoffte um unser aller Seelenfrieden willen, dass Philip zu demselben Schluss kam.

»Oder wir fahren vormittags Kajak. Ich suche eine Schwimmweste für dich raus.«

»Für dich ist das alles ja kein Problem!«, explodierte Rob. »Du hast auch nicht mit ansehen müssen, wie dein Bruder überfahren wird!«

Er sprang von seinem Stuhl auf und rauschte in das Kinderzimmer davon, während wir wie betäubt zurückblieben.

»Manchmal geht er einfach so in die Luft«, sagte ich leise. Aber das war mehr als der Wutanfall eines Teenagers. Das Häuschen am See mit der Garage, in der sich bis an die Decke Skier, Boote und Kanus stapelten, machte den Unterschied zwischen unseren beiden Familien schmerzhaft deutlich. Man bekam den Eindruck, Philip hätte nie etwas anderes getan, als endlose Sommer lang mit hübschen Mädchen über den See zu segeln. Unser Leben war im Vergleich dazu ein ewiger Kampf, überschattet von Tod und Scheidung. Wie konnte jemand mit Philips Erfahrungshorizont auch nur annähernd die Trauer verstehen, die Rob und ich empfanden – und warum sollte er überhaupt?

»Ich rede mit ihm«, sagte Philip und stand auf.

»Nein, lieber nicht«, sagte ich. »Er wird sich schon wieder einkriegen.«

In Wahrheit hatte ich Angst vor den Ausbrüchen meines heranwachsenden Sohns und keine Ahnung, wie ich damit umgehen sollte, außer sie auszusitzen – was Tage dauern konnte.

Philip befolgte meinen Rat nicht und verschwand im Kinderzimmer. Ich konnte ihn durch die Wände leise mit Rob sprechen hören. Die genauen Worte ließen sich zwar nicht ausmachen, aber der Ton war eindeutig. Philip schien nicht um den heißen Brei zu reden und beruhigte Rob, ohne die Unterschiede zwischen ihnen unter den Teppich zu kehren.

»Es geht ihm gut«, erklärte Philip, als er einige Zeit später wieder auftauchte. »Er will jetzt schlafen, sagt er.«

Am nächsten Morgen wachten wir zum Trommelwirbel des Regens auf dem Dach auf. Lydia lümmelte in ihrem Schlafanzug herum, bis sie in einem der Schränke zu ihrer großen Freude eine Kiste mit alten Bausteinen entdeckte.

»Da waren ja Kinder da!«, rief sie.

Cleo kaute auf den Überresten einer Motte herum, während Lydia sich an die Arbeit machte, ein Elefantenschloss mit einer Schaukel für die Babyelefanten zu bauen.

»Wo ist Rob?«, fragte ich.

»Weiß nicht«, sagte Lydia.

Philip wusste es auch nicht. Ich bekam es mit der Angst zu tun. Wenn Rob in der Nacht abgehauen war, konnte er jetzt schon über alle Berge sein. Er könnte mit einem der Holztransporter, die über die Schnellstraße bretterten, nach Auckland zurückgetrampt sein. Oder er war einfach losmarschiert. Gefährlich war beides, insbesondere bei diesem Unwetter. Ich würde seinem Vater Bescheid geben müssen, womöglich sogar die Polizei einschalten. Eine Katastrophe. Warum machte ich eigentlich immer die Schublade auf, auf der dick und fett »Katastrophe« stand?

»Sieh mal«, sagte Philip, legte eine Hand auf meine Schulter und drehte mich langsam zur Terrassentür. Durch die Scheibe, über die der Regen strömte, konnte ich Wellen sehen, so hoch wie Meereswellen, die gegen das Ufer schlugen. Purpurfarbene Wolken hingen über der Insel. In der Ferne war gerade noch eine Gestalt in einem Kajak auszumachen.

Die Wellen warfen den Kajakfahrer herum und schienen ihn zeitweise ganz zu verschlingen. Dann tauchte er wieder auf, stieß das Ruder ins Wasser und steuerte sein Gefährt durch die Wellenberge hindurch. Furchtlos hielt sich der Mann in seinem Boot, entschlossen, den See zu bezwingen.

»Ihr seid doch alle verrückt hier«, sagte ich. »Wer geht denn bei einem solchen Wetter raus?«

»Rob«, sagte Philip und lächelte. »Und ich muss sagen, er hält sich wirklich gut.«

Freiheit

*Der Mensch will alles, was er liebt,
in Besitz nehmen. Aber eine Katze gehört niemandem,
außer vielleicht dem Mond.*

Ungefähr zu der Zeit, als Steve und ich uns trennten, verfeinerte Cleo ihre Jagdkünste noch weiter. Vielleicht spürte sie, dass es jetzt nur noch einen in der Familie gab, der die Brötchen verdiente, und war von meinen diesbezüglichen Leistungen nicht überzeugt. Schließlich war ich nicht nur ein lächerliches zweibeiniges Wesen mit einem (zumindest aus ihrer Sicht) abstoßend unbehaarten Körper, sondern hätte zudem nicht einmal eine Maus fangen können, wenn der Weltfrieden davon abhinge. Aber Cleo machte mein Unvermögen mehr als wett und schleppte bergeweise befellte oder gefiederte Kadaver an, die sie auf der Türmatte, in den Zimmern, im Flur und sogar in der Küche verteilte. Unser Haus erinnerte an die Werkstatt eines Amateur-Tierpräparators. Um den Blutstrom ein wenig einzudämmen, kaufte ich Cleo ein knallrosa Halsband mit falschen Diamanten und einem Glöckchen, damit mögliche Opfer gewarnt wurden und in ihre Nester zurückeilen konnten.

»Katzen tragen keine Halsbänder«, sagte Mutter in einem Ton, als hätte sie gerade das elfte Gebot in Stein gemeißelt.

Die Kinder und ich freuten uns immer auf Mums Besuche, auch wenn sie mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit etwas an uns auszusetzen hatte. Dieses Mal war es das Katzenhalsband.

»Sie bringt zu viele Mäuse und Vögel um«, sagte ich und schloss das Lederband um Cleos unwilligen Hals. »Außerdem sieht sie damit ein bisschen wie Audrey Hepburn aus, findest du nicht?«

»Es ist hässlich«, erwiderte meine Mutter. »Abgesehen davon ist es die Aufgabe einer Katze, Tiere zu töten.«

Endlich einmal waren Cleo und meine Mutter einer Meinung. Die Katze schüttelte heftig den Kopf und klingelte dabei wie eine Weihnachtsglocke.

»Siehst du? Es mag das Ding nicht.«

»Cleo ist kein Es«, sagte ich, »Und sie wird sich schon daran gewöhnen.«

Damit begann ein regelrechter Nervenkrieg zwischen Cleo und mir. Noch niemals hatte sie einschließlich aller Menschen, die keine Katzenfreunde waren, etwas so sehr verabscheut wie dieses Halsband. Jede Stunde, in der sie wach war, verbrachte sie damit, daran zu kratzen und zu nagen. Drei der falschen Diamanten fielen heraus. Irgendwann war von dem schicken knallrosa Halsband nur noch ein dünner Lederstreifen übrig. Der Blick, mit dem mich Cleo aus zusammengekniffenen Augen fixierte, sagte: *Wie kannst du es nur wagen und mich mit diesem erniedrigenden Ding brandmarken? Wie kommst du auf die Idee, dir so etwas anzumaßen? Glaubst du vielleicht, ich gehöre dir?*

»Ist das dein neuer Freund?«, flüsterte mir meine Mutter für alle hörbar in der Küche zu. »Ich dachte zuerst, da steht ein Polizist, als ich die Tür öffnete. Mit den kurzen Haaren und so glatt rasiert. Nicht ganz dein Typ, oder?«

Ich hatte es noch nie leiden können, wenn sie ihre Meinung zu meinem Privatleben abgab. Ihre Bemerkungen waren beißend wie Rasierwasser, und der neue Mann in unserem Leben bot ihr jede Menge Stoff.

»Er war beim Heer, sagst du? Nun ja, vorher warst du schließlich mit einem Matrosen verheiratet. Als Nächstes kommt dann wahrscheinlich einer von der Luftwaffe.«

In der Redaktion war es nicht leichter. Aus all den hochgezogenen Augenbrauen hätte man leicht eine gotische Kathedrale bauen können. Immer neue Toy-Boy-Witze machten die Runde. Journalisten bildeten sich etwas darauf ein, liberal zu sein, aber jetzt musste ich am eigenen Leib erfahren, dass sich diese Liberalität nur auf bestimmte Bereiche erstreckte. Wenn ich mich dem Alkohol zugewandt und mit einem älteren Drogensüchtigen regelmäßig bis in die Morgenstunden einen draufgemacht hätte, hätten sie nicht einmal Notiz davon genommen. Die Filme waren voll von alten Kerlen (und sind es heute noch), die aussahen wie Bulldoggen und sich über Modellschönheiten hermachten, die fünfundzwanzig Jahre jünger waren als sie.

Insofern war es mehr als ungerecht, die Nase über eine Frau zu rümpfen, die mit einem jüngeren Mann mit Anzug und Kurzhaarschnitt zusammen war. Ich rächte mich für ihren Spott mit Witzchen, die sie in dem Glauben wiegen sollten, es handele sich um eine Affäre. Nur dauerte diese Affäre mittlerweile ein paar Monate länger als erwartet.

Bei Philip sah es auch nicht besser aus. Sein Freundeskreis, alles schlaue, junge Leute, reagierte sehr befremdet auf diese merkwürdige Beziehung. Nach wie vor wurde er überschwemmt mit Einladungen zu Mittagessen und Partys mit Mädchen, die sämtliche Kriterien erfüllten. Die Stadt war voll von hochqualifizierten, faltenlosen Schönheiten, die alle ganz dringend einen Mann brauchten und besonders einen wie Philip.

Mich in meinen One-Night-Stand zu verlieben, war die schönste Überraschung, die jemals auf mich gewartet hatte. Ihn näher kennenzulernen kam der Erkundung einer dunklen Höhle gleich, die zuerst trügerisch flach gewirkt hatte. Kaum grub man allerdings ein wenig tiefer und bog ein paar Mal um die Ecke, öffnete sich die Höhle zu einem riesigen Gewölbe voller seltener und wunderschöner Kristalle. Philip sah nicht nur gut aus, war unterhaltsam und konnte gut mit meinen Kindern umgehen, er war auch außerordentlich wissbegierig. Er war der erste Mann, den ich kennenlernte, der sich wirklich für meine seltsamen Träume und gelegentlichen übersinnlichen Erlebnisse interessierte. Wir gehören zusammen, dachte ich, und legte ihm eine unsichtbare Version von Cleos rosafarbenem Halsband um (in Tarnfarben wahrscheinlich; jedenfalls ohne Glöckchen).

»Äußerlichkeiten sind doch völlig egal«, erklärte ich, wann immer unsere Mesalliance in Frage gestellt wurde. »Es zählt nur das Innere.«

Ich fing sogar an, die Seiten an ihm zu lieben, die mich anfangs davon abgehalten hatten, ihn ernst zu nehmen. Der Altersunterschied zwischen uns war lustig und interessant (bis auf das eine Mal, als er mich fragte: »Wer ist Shirley Bassey?«). Er war nicht so konservativ, dass er nicht gelegentlich mit mir darüber lachen hätte können. Andererseits konnte ich vieles über das Militär und das Bankwesen von ihm lernen. Unsere Beziehung war geradezu vollkommen.

Eines der vielen Dinge, die ich an Philip bewunderte, war, dass er stets ein perfekt gebügeltes Taschentuch bei sich trug. Immer wenn es die Tränen einer Frau zu trocknen galt, wurde es gezückt und manchmal sogar, aber nur unter ganz besonderen Umständen, um weniger attraktiven Absonderungen aus ihrer Nase beizukommen. Noch mehr beeindruckte mich, dass er darauf bestand, außen zu gehen, wenn wir nebeneinander über den Bürgersteig liefen. Außer ihm hatte ich nur einen mit dieser ritterlichen Tugend gesegneten Mann gekannt, die dem Zweck diente, eine

Frau vor entgegenkommenden Pferden oder dem von Kutschenrädern wegspritzenden Dreck zu schützen, und dieser Mann war mein Vater gewesen. Als Philip das erste Mal sanft meinen Arm nahm, die Seite wechselte und meine Hand durch seine Armbeuge zog, so dass ich an den Schaufenstern und er am Rinnstein entlangging, wusste ich, das war ein Mann, mit dem ich gern mein Leben verbringen würde.

Aber ... Warum muss es eigentlich immer ein »aber« geben? Warum kann die traurige alleinerziehende Mutter nicht einfach ihren Prinzen finden, sich verlieben und in einem geschmackvollen cremefarbenen Kostüm vor den Altar treten, um fortan glücklich und zufrieden bis an ihr Ende zu leben? Weil das Leben leider nicht von einem Schlagertexter geschrieben wird. Echte Menschen haben eine Vergangenheit, sie haben Komplexe, Ängste, Abneigungen, Empfindlichkeiten, Wünsche, ganz zu schweigen von all den schlaun Freunden und Verwandten, die nur darauf warten, ihre Meinung loszuwerden.

Inzwischen war es uns auch ziemlich egal, ob man uns zusammen in der Öffentlichkeit sah. Das dachte ich jedenfalls. Eines Samstagmorgens fuhren wir zu viert in die Stadt, um T-Shirts zu kaufen, parkten auf der Hauptstraße und kletterten aus dem Auto. Wir gingen den Bürgersteig entlang und Philip vollzog wieder seine Schmutzschutz-Maßnahme und tauschte die Seiten mit mir. Die Kinder liefen unterdessen schon mal vor. Ich fühlte mich wie die Heldin in einem Film mit Happyend, der Abspann lief und die Leute im Kino aßen ihr letztes Popcorn auf.

»Ich will das da«, sagte Lydia und hielt ein T-Shirt in die Höhe, auf der als Elfen verkleidete Teddybären zu sehen waren. Die Farbe war klar.

»Sie macht gerade wie alle Dreijährigen die Rosaphase durch«, sagte ich zu Philip. »Ich kämpfe nicht dagegen an. Sonst endet sie womöglich eines Tages auf der Couch eines Psychoanalytikers und wirft mir vor, dass ich sie um einen wesentlichen Teil ihrer Entwicklung gebracht hätte.«

Er lachte nicht. Im Gegenteil, er erstarrte wie eine Katze, die plötzlich vor einem Rottweiler steht.

»Sarah!«, rief er und lächelte breit über meine Schulter hinweg.

Ich drehte mich um. Vor einer Umkleidekabine stand eine Blondine in einem Bikini, der so winzig war, dass man ihn auch als Zahnseide hätte benutzen können, und streckte ihre Bambi-Beine. Ich kannte sie von der

Fotowand in dem Haus am See, eines der berühmten »langweiligen« Mädchen. Die erfüllte jedes einzelne Kriterium, und mehr als das.

»Philip!«, rief sie strahlend. »Wo steckst du denn die ganze Zeit? Du warst ja schon seit einer halben Ewigkeit nicht mehr auf dem Tennisplatz. Ich hab dich vermisst.«

Ich wartete darauf, dass Philip mich vorstellte, aber plötzlich schien zwischen uns eine unsichtbare Mauer aus dem Boden gewachsen zu sein. Ich war nur irgendeine Kundin, die zufällig neben ihm stand, und auch die Kinder gehörten nicht dazu.

»Zu viel zu tun«, sagte er und trat auf sie zu. »Du weißt, wie es um diese Jahreszeit immer ist.«

»Wem sagst du das?«, rief sie, verdrehte die Augen und warf ihre goldene Mähne zurück. »Die letzten Wochen wollen plötzlich alle perfekte weiße Zähne. Aber du siehst gut aus!«

»Du auch.« Seine Stimme hallte von den Wänden wider, drang in meine Ohren, krachte von dort gegen meine Schädeldecke, raste meine Wirbelsäule hinunter und zerriss etwas in meiner Brust.

»Und deine Eltern? Wie geht es denen?«

Ihr Gespräch wurde immer inniger und ich kam mir immer mehr wie eine Figur bei Charles Dickens vor, die zitternd draußen im Schnee stand und durch ein Fenster auf ein flackerndes Kaminfeuer blickte, das umringt war von glücklichen Gesichtern.

»Komm, wir gehen!«, flüsterte ich Rob zu.

»Aber ich möchte das T-Shirt mit den Teddys«, sagte Lydia.

»Jetzt nicht!«, zischte ich und warf es zurück auf den Stapel mit fein säuberlich zusammengelegten T-Shirts.

Ich packte ihre Hand und schob sie aus dem Laden, Rob im Schlepptau.

»Sollten wir nicht auf ihn warten?«, fragte Rob, als wir durch das Meer von Gesichtern hasteten.

»Es würde mich wundern, wenn er überhaupt mitbekommt, dass wir nicht mehr da sind.«

Wie dumm ich doch gewesen war. Was für eine Vollidiotin. Warum in drei Teufels Namen hatte ich nicht auf Nicole und meine Mutter und all die anderen gehört? Sie hatten Recht gehabt. Der Toy Boy und ich gehörten zwei verschiedenen Welten an. Er passte nicht zu meinen Journalisten und aus mir würde nie mehr eine vierundzwanzigjährige Barbie-Zahnärztin

werden. Von den Kindern gar nicht zu sprechen. Damit sich ein Mann eine Zukunft mit den beiden Kindern eines anderen Mannes vorstellen konnte, musste er schon unglaublich besonders sein.

Wie hatte ich sie nur einem derart oberflächlichen und unreifen Menschen aussetzen können? Nicht zu vergessen, konservativ. So verdammt konservativ und langweilig, dass er genauso gut Pfeiferauchen anfangen und eine Zahnärztin heiraten könnte.

»Warte!« Philip keuchte, weil er so schnell gelaufen war, um uns einzuholen. »Was ist denn los?«

Ich schickte Rob in einen McDonald's, damit er Pommes frites für sich und für Lydia ein Happy Meal besorgte (dieser Name war wirklich der reinste Hohn).

»Du schämst dich wohl für uns?«, schnauzte ich ihn an.

»Wovon redest du denn?«, fragte er und sah mich ganz unschuldig an.

»Warum hast du uns denn nicht vorgestellt?«

»Ich hatte nicht den Eindruck, dass dir was daran liegt.«

»Du meinst wohl, du hattest nicht den Eindruck, dass ihr was daran liegt?«

»Also, ich ...« Ein neugieriger Passant blieb stehen und spitzte unauffällig die Ohren.

»Hast du nicht mal gesagt, Sarah wäre so langweilig?« Ich hasste den keifenden Ton in meiner Stimme. Er war höchst unattraktiv und erfüllte nun wirklich kein einziges erstrebenswertes Kriterium. »Dein Glangweiltsein hast du jedenfalls grandios überspielt.«

»Sie ist ... nur eine Freundin.«

»Ach, und warum hast du dann so getan, als wären wir Luft?«

Philip starrte auf ein Neonschild über meinem Kopf. Es ließ im Sekundentakt das Wort »Verlobungsringe« aufleuchten. Zynismus pur.

»Glaubst du, das ist alles so leicht für mich?«, brach es schließlich aus ihm heraus. »Nicht, dass ich die Kinder nicht mögen würde. Ich finde sie toll. Es ist nur so, dass ...«

Ich wartete, während eine Million Passanten unter dem blinkenden Neonschild die Farbe wechselten.

»Ich weiß einfach nicht, ob ich von heute auf morgen Vater sein möchte.«

Als er uns zu Hause absetzte und wegfuhr, stellte ich fest, dass Cleos Halsband verschwunden war. Sie hatte es zu guter Letzt durchgekaut und sich ihre Freiheit zurückerobert.

Unter Hexen

Manchmal ist es einfacher, den Mond zu lieben.

Einer unglücklich verliebten Frau, die etwas auf sich hält, bleiben nicht viele Möglichkeiten, außer vielleicht, eine Hexe zu werden. Hexen können Flüche abwehren. Sie nehmen ihr Schicksal selbst in die Hand. In der Hexenkunst steckt Potenzial. Cleo war die perfekte Hexenkatze, sie konnte praktisch gleichzeitig auf einem Dachfirst und vor einem Kaminfeuer auftauchen und hatte dazu noch die ideale Farbe.

Ein Raum, in dem sich eine Katze aufhält, ist sofort viel schöner. Ihre seidige Präsenz verwandelt eine willkürliche Ansammlung von Stühlen, herumliegendem Spielzeug und leer gegessenen Tellern in einen Tempel, in dem die Seele zur Ruhe kommen kann. Wie eine Göttin thront sie auf dem Fensterbrett und betrachtet die unzähligen Schwächen der Menschen, die sie mit ihrer Gegenwart beehrt. Diese armen Wesen bringen sich mit ihren neurotischen Versuchen, an der Vergangenheit festzuhalten und die Zukunft zu kontrollieren, ständig in Schwierigkeiten. Sie brauchen eine Katze, die sie daran erinnert, einfach nur zu sein.

Die Ohren einer Katze vernehmen gelassen den dumpfen Knall einer Schultasche, die auf den Boden gedonnert wird, und den Schrei einer Mutter, die Ameisen in der Zuckerdose entdeckt. Die Menschen und ihr Hang zur Überreaktion amüsieren sie. Nichts von dem, was sie tun, kann sie aus der Fassung bringen, außer vielleicht wenn die Kleinen ihr Babykleider anziehen und sie in einen Kinderwagen sperren.

Ihre Pfoten nehmen das leiseste Beben der Erde wahr. Ihre wachsamen Augen sehen mehr als die der Menschen. Wenn sie schläft, bedeckt sie ihre Augen mit einem dritten Lid, einer durchsichtigen Membran, so dass ihr keine Bewegung entgeht. Eine Katze sieht alles, aber sie ist klug genug, ihre Meinung für sich zu behalten.

Schwarze Katzen bringen Glück oder Unglück, je nachdem, auf welcher Seite des Atlantiks man sich befindet. Wenn jemandem in England eine schwarze Katze über den Weg läuft, dann kann er sich glücklich schätzen.

In anderen europäischen Ländern und in Amerika bedeutet das hingegen Gefahr.

Es gab keinen Grund, die Therapeutin ein zweites Mal aufzusuchen. Sie hätte mir nur gesagt, dass ich es noch einmal mit einem One-Night-Stand versuchen sollte, und wir alle wussten, wie das endete. Allerdings hatte ich aus meinen Fehlern gelernt. Ich zog mich also von der Singlebörse zurück und übte mich in Abgeklärtheit. Dabei entwickelte ich mich zu einem beängstigenden Abklatsch meiner Mutter und litt wie sie unter dem Syndrom einsamer Menschen, immer wieder dieselben Geschichten zu erzählen. Wenn der Blick meiner Gesprächspartner glasig zu werden begann, unterbrach ich mich und fragte: »Habe ich dir das etwa schon erzählt?« Die Höflichen sagten Nein.

Auf Nachfrage erklärte ich, es ginge mir so gut wie noch nie. Na und? Eine Katze verliert auch nie ihr Lächeln. Ich bemühte mich nach Kräften, eine autonome Hexe zu werden, die keinen Mann brauchte. Als Allererstes flog das Wort Kompromiss aus meinem Wortschatz. Dann führte ich den Chinesenanzug regelmäßig aus. Ich hängte kitschige Enten aus Ton auf, trank Wein und furzte, wenn mir danach war. Wenn die Kinder bei ihrem Vater waren, drehte ich abends die Stereoanlage so laut auf, dass auch die Nachbarn etwas davon hatten, und tanzte halbnackt zu Marvin Gaye (niemals zu Ella und Louis!). Meine Freundinnen fanden das gut. Sie sagten, ich dürfte das.

Autonom sein mochte sich vielleicht ganz gut anhören, aber offen gestanden, so toll war es nicht. Eine Hexe mag ja ihr Leben im Griff haben, aber sie hat auch einen hartnäckigen Stalker: die Einsamkeit. Wenn die Kinder im Bett waren, goss ich mir ein Glas Wein ein. Cleo trottete zu mir. Der Schatten ihres Schwanzes wanderte über die Wand, eine zwei Meter lange unheimliche Schlange. Wenn ich über ihr Fell strich, bekam ich einen leichten Schlag. Ich hob sie hoch und trug sie auf die hintere Terrasse. Dort saßen wir dann gemeinsam unter den Sternen, leckten unsere Wunden und betrachteten den aknenarbigem Mond.

»Niemand dringt bis zum Herzen einer Hexe vor«, murmelte ich und vergrub meine Nase in ihrem samtene Fell.

Dennoch raste ich jedes Mal ans Telefon, wenn es klingelte. Er war es nie. Warum auch? Er hatte es nicht an Deutlichkeit fehlen lassen, als wir uns

trennten, und er hatte gesagt, er sei nicht »bereit«, was auch immer das heißen sollte. Wenn die Leute immer warten würden, bis alles bereit ist, dann würde nie etwas passieren. Das Leben ist schließlich keine Speisekarte: Man kann nicht einfach eine Bestellung aufgeben, wenn man »bereit« dazu ist. Ich war nicht bereit gewesen, Sam zu verlieren. Und ich fand auch nicht, dass ich bereit war, mich von Philip zu verabschieden. Seine Worte waren unbarmherzig gewesen, aber aus seinen Augen hatte Traurigkeit und Liebe gesprochen. Zwar versuchte ich, zu akzeptieren, was er gesagt hatte, aber Glauben schenkte ich nur seinen Augen. Warum war er gegangen?

Ich vermisste seine Ruhe, seine Stimme, die so warm wie ein Treibholzfeuer war, seine lächerlich konservative Kleidung, die schiefe Nase, die Härchen, die in seinen Ohren wuchsen. Was ich aber mit am meisten vermisste, war sein Geruch. Obwohl er nur selten Rasierwasser benutzte, roch er stets wie ein Wald. Warum sind eigentlich nur so wenige Sonette über den Geruch des Geliebten geschrieben worden? Auch Rob vermisste ihn. Philip war das dringend benötigte Vorbild gewesen. Nur hatte es sich dann leider als Fälschung erwiesen, herzlos wie eine Schaufensterpuppe. Wie dumm ich doch gewesen war. Ich schwor mir, dass kein Mann Rob jemals wieder auf diese Weise verletzen würde.

Ich fragte mich, was Philip jetzt machte. Hatte er uns wie eines seiner italienischen Jacketts abgelegt? Er war bestimmt von irgendwelchen Barbie-Zahnärztinnen und -Anwältinnen verknuspert worden. Wenn wir nicht so völlig getrennte Leben geführt hätten, dann hätte ich mit ein paar diskreten Telefonaten Antworten auf meine Fragen erhalten. Aber wir hatten keine gemeinsamen Freunde. Er hätte genauso gut auf den Pluto auswandern können. Aus Wochen wurden Monate.

Wenn ich eine Hexe werden wollte, dann musste sich Cleo in eine Hexenkatze verwandeln. Ich versuchte ihr beizubringen, auf meiner Schulter zu sitzen. Unsere ersten Versuche gingen fürchterlich schief und waren für uns beide sehr schmerzhaft. Aber Cleo war eine gelehrige Schülerin und verfügte über das Gleichgewichtsgefühl einer Zirkusartistin. Bald schon konnte sie ihre Krallen tief genug in meinen Pulli graben, dass sie einen guten Halt hatte, ohne mich dabei zu durchbohren. Mir gefiel der entsetzte Ausdruck auf den Gesichtern meiner Besucher, wenn ich ihnen die Tür mit einer glutäugigen schwarzen Katze auf der Schulter öffnete.

Mochten die Menschen auch noch so gebildet und fortschrittlich sein, im Innersten wurden sie von ihren Instinkten beherrscht. Sie glaubten nach wie vor an Hexen. Vor gar nicht so langer Zeit hätten sich meine Nachbarn bei Einbruch der Dämmerung vor meinem weißen Lattenzaun versammelt und mich und meine Katze zum nächsten Scheiterhaufen geschleppt.

»Eine Frau braucht einen Mann so sehr wie ein Schmetterling eine Tauchausrüstung«, sagte ich zu Emma, die mich regelmäßig besuchte. Ich hatte sie bei einer Buchpräsentation kennengelernt, als wir beide vor dem Klo warteten. Emma arbeitete in einem Frauenbuchladen. Sie half mir beim Anlegen eines Kräutergartens und machte mich mit ihren Freundinnen bekannt, die allesamt unterschiedene Ansichten über die männliche Spezies vertraten. Ich nickte heftig, wenn sie in weinseliger Stimmung diskutierten. Männer gehörten einer niedrigeren Entwicklungsstufe an, sie wurden beherrscht von der Beule in ihrer Hose und sollten längst ausgestorben sein.

Ich fand, dass Emma eine tolle Ausstrahlung hatte, ohne dass ich mir deswegen die Haare abschneiden und silbergrau färben wollte. Türkis war ihre Farbe. Nur eine Frau ohne Kinder hatte Zeit, durch Hunderte und Aberhunderte von Läden und Märkten zu streifen, um so viel türkisfarbenen Schnickschnack zusammenzusuchen – Armreifen, Schals, sogar eine türkisfarbene Sonnenbrille. Eines ihrer Lieblingsstücke war ein Anhänger mit Federn und Türkisen, ein Geschenk eines Hopi-Häuptlings, der ihre Aura gereinigt, mit Salbeirauch böse Geister aus ihrem Haus vertrieben und den Puma als ihr Totemtier erkannt hatte.

Emma brachte mir öfter mal ein Buch aus ihrem Laden mit, zum Beispiel *Warum Frauen bluten* und *Ende der Schonzeit*. Da sie frei von jeglichen mütterlichen Erschöpfungszuständen war, wurde sie zur Ehrentante meiner Kinder ernannt. Ich beneidete sie um die überschüssige Energie, mit der sie mit Lydia auf dem Trampolin herumhüpfte oder mit Rob Fußball spielte. Ich war froh um ihre Freundschaft.

Genauso war ich froh über den alltäglichen Irrsinn in der Redaktion. Die Mischung aus Abgabestress und Sticheleien seitens meiner Kollegen half mir über den allerersten Schmerz hinweg. Ich war froh, dass niemand, nicht einmal Nicole, sagte: »Ich hab's dir doch gleich gesagt.« Die Toy-Boy-Witze wurden irgendwann weniger und dann hörten sie ganz auf. Sie nahmen mich wieder in die Herde auf. Dafür war ich ihnen dankbar.

Ich kannte Tina zwar nicht besonders gut, aber es gab Hinweise darauf, dass auch sie eine autonome Hexe war. Vor nicht allzu langer Zeit hatte sie mich in ihr Büro gebeten und mir vorgeschlagen, mich für ein Journalistenstipendium an der Universität von Cambridge zu bewerben. Ohne mir irgendeine Chance auszurechnen, stellte ich den Antrag, einfach um das Antragstellen zu üben. Auf dem Formular wurde man aufgefordert, einen besonderen Interessensbereich anzugeben. Da ich davon ausging, nicht genommen zu werden, erfand ich ein völlig hirnrissiges Thema - Umweltforschung aus einer spirituellen Perspektive.

Ein weiteres kinderloses Wochenende erstreckte sich wie eine Wüste vor meinem inneren Auge. Ich freute mich, als Emma mir für den Samstagabend eine Oase bot und mich zu einem Teller Nudeln und Salat bei sich zu Hause einlud. Liebe Göttin, wer du auch bist, ich danke dir für meine Freundinnen, dachte ich, als ich vor Emmas niedlichem Häuschen anhielt, das sich vor der Stadt zwischen die Hügel duckte.

»Wie geht es dir?«, fragte sie, nachdem sie mich hereingebeten hatte.

Emma war einer der wenigen Menschen, denen gegenüber ich mich nicht verstellen musste.

»Gut. Schlecht ... Keine Ahnung ... Müde.«

Sie goss uns ein Glas Wein ein, einen schweren australischen Rotwein. Wir aßen im Freien zum hypnotischen Klingeln eines Windspiels.

»Du bist eine wunderbare Freundin«, sagte ich und kratzte die Reste eines selbst gemachten Zitronenpuddings aus meiner Schüssel. »Es gibt doch nichts Schöneres, als so ein leckeres Essen vorgesetzt zu bekommen. Ein Geschenk des Himmels. Unglaublich. Ich musste nicht einmal eine Kartoffel dafür schälen.«

»Das freut mich«, sagte Emma, und ihre Schneidezähne blitzten. Der Hopi-Häuptling hatte Recht. Sie hatte etwas von einem Puma, besonders im Abendlicht.

Ich stand auf, um ihr beim Abtragen zu helfen, aber Emma hielt meine Hand fest. »Nein. Setz dich wieder«, sagte sie. »Das ist dein Abend. Ich weiß, wie viel du arbeitest und wie viel Kraft es kostet, allein zwei Kinder großzuziehen. Heute Abend kümmere ich mich einmal um dich.«

Ich wäre vor Dankbarkeit beinahe zusammengebrochen. Wenigstens ein Mensch, der mich verstand.

»Was ist das für ein Geräusch?«, fragte ich. »Hast du einen Zimmerspringbrunnen?«

»Ich lasse ein Bad für dich ein«, sagte Emma.

Ein Bad!? Roch ich etwa so schlimm? Ich hatte doch geduscht, bevor ich von zu Hause aufgebrochen war.

»Du hast einmal erzählt, dass du nichts entspannender findest, als ein schönes Bad«, fügte sie hinzu und meine Alarmglocken fingen an zu schrillen.

»Ja, aber damit habe ich eines bei mir zu Hause gemeint«, murmelte ich.

»Ach, so schön wie hier kann es bei dir zu Hause gar nicht sein«, sagte Emma. »Ich habe extra einen Rest von einem ganz besonderen französischen Schaumbad für dich aufgehoben.«

»Das ist ... sehr ... freundlich«, sagte ich und wünschte mir, sie hätte mir einfach die Flasche mit dem Schaumbad in die Hand gedrückt und mich nach Hause gehen lassen.

»Ich habe dir einen Bademantel herausgelegt«, sagte sie und sah von Sekunde zu Sekunde mehr wie ein Puma aus. »Im Badezimmer.«

Mir war plötzlich ganz heiß und wirr im Kopf. Im Lauf der Jahre hatte ich eine Menge Frauen kennengelernt, starke, wunderbare Frauen wie Ginny, denen ich mein Leben anvertraut hätte. Wir hatten zusammen gelacht und geheult, über die Männer geklagt und uns über intime Details unserer Körper ausgetauscht. Diese Frauen hatten mir in meiner Trauer und bei meinen Geburten geholfen, mit ihnen hatte ich das Ende meiner Ehe durchgestanden und über erlittene Demütigungen gelacht. Aber keine von ihnen hatte mich jemals zu einem Bad eingeladen. Noch dazu einem Schaumbad.

»Lass dich einfach treiben«, flötete Emma. »Das ist dein Abend.«

Na gut. Ein Bad konnte ja nicht schaden. Wenn ich Nein sagte, hielt sie mich vielleicht für spießig. Außerdem mochte ich Emma. Sie versuchte mir nur zu helfen, und ich wollte sie auf keinen Fall verletzen oder undankbar erscheinen.

Die Franzosen kannten sich mit Schaumbädern wirklich aus. Aus dem Wasser erhoben sich riesige Regenbogenkathedralen. Auf dem Fensterbrett flackerten bunte Kerzen. Wenn das mal nicht feuergefährlich war. Auf dem Toilettentisch lag fürsorglich drapiert der Bademantel. Automatisch tastete ich mit der Hand nach dem Türschloss. Nur war da kein Schloss.

Während ich mich in den Schaum gleiten ließ, studierte ich das Frauenkönnen-alles-Poster an der Wand. Hatte ich irgendwelche falschen Signale ausgesendet? Ich hoffte nicht. Emma wusste, dass ich hetero war. Wenn ich davon auch, was sie betraf, ausgegangen war, dann mochte das naiv gewesen sein. Aber sie hatte nie ein Sterbenswörtchen über irgendwelche Liebesgeschichten verloren, und ich hatte nicht in sie dringen wollen. Vielleicht hätte ich neugieriger sein sollen. Einmal hatte sie einen Mann erwähnt und einige Freundinnen. Aber ich hatte angenommen, dass sie eben »nur« Freundinnen waren. Vielleicht war ja aber auch ich fahrlässig in der Wahl meiner Worte gewesen? Als ich ihr gesagt hatte, dass ich Frauen liebte, hatte ich es nicht für nötig befunden, ein »aber nicht auf die Art« hinzuzusetzen. Merkwürdige Geräusche sickerten unter der Tür durch, die ich so nachdrücklich wie möglich zugemacht hatte.

»Walgesänge«, rief Emma. »Mit unterschwelligem Botschaften.«

»Ach«, erwiderte ich leichthin. »Was meinst du denn mit unterschwellig?«

»Der Walgesang ist mit Botschaften unterlegt, die man nicht bewusst wahrnimmt«, sagte sie. »Um dein Denken zu ändern.«

Endgültig alarmiert reckte ich den Hals aus dem Wasser, um aus dem Waljodeln irgendwelche versteckten Botschaften herauszuhören. Irgendein seltsames Gemurmel war da tatsächlich. Vielleicht versuchte mich Emma einer Gehirnwäsche zu unterziehen, damit ich irgendeiner religiösen Sekte beitrete?

»Worum geht es denn bei diesen Botschaften?«, fragte ich und versuchte die Angst in meiner Stimme zu verbergen.

»Na ja, so Sachen wie entspann dich, lass los.«

Wenn irgendein Wal, egal ob ein weißer, ein blauer oder ein Pottwal, jemals bei einem von mir geleiteten Chor zum Vorsingen käme, würde ich ihn wieder nach Hause schicken. Die waren ja völlig unmusikalisch. Ich ließ mich in den Schaum zurücksinken und konzentrierte mich darauf, mich zu entspannen.

»Ist es warm genug?« Emma platzte ins Bad und hielt ihr Gesicht so dicht an meins, dass ich den Knoblauch in ihrem Atem riechen konnte.

»Ja, danke«, sagte ich und glitt dabei so tief wie möglich ins Wasser, ohne dass ich ertrank. »Es ist ideal, ganz toll. Ich glaube ...«

»Ja?«, fragte Emma, deren Kopf sich wie die Sonne über dem Badewannenhorizont erhob.

»Ich möchte jetzt lieber raus.«

»Nein, auf keinen Fall! Dann entgeht dir ja die Massage!«, rief Emma und grub sogleich ihre großen kräftigen Finger in meinen Nacken.

Massage? Wie ein Hund, den man zur Fellwäsche verdonnert hatte, ließ ich ergeben und mit hängendem Kopf ihre Aufmerksamkeiten über mich ergehen. Emmas heißer Atem schien immer lauter zu werden. Die maskuline Note ihres Parfüms (Rasierwassers?) verursachte mir leichte Übelkeit.

Bilder einer Zukunft, die ich mit einer gut gebauten Frau und ihrer Türkissammlung in einem rosenüberwucherten Cottage verbrachte, stiegen vor meinem geistigen Auge auf. Zwei Lehrerinnen an meiner Highschool hatten so gelebt. Alle hatten über sie Bescheid gewusst, obwohl sie, um die Gerüchteküche nicht unnötig anzuheizen, stets mit zwei Autos zur Schule fuhren. Es hieß, sie hätten verfügt, dass man sie zusammen beerdigt.

Rein theoretisch betrachtet war es durchaus eine Möglichkeit. Ein Leben mit Emma würde mich vor einer Menge männlicher Grausamkeiten bewahren. Testosteronabhängige Probleme würden der Vergangenheit angehören, die Konkurrenz durch blonde Zahnärztinnen wäre zu vernachlässigen und ich könnte mit zahlreichen Zärtlichkeiten rechnen, die Frauen so sehr mochten. Umarmungen, Schmusen, eigentlich alles, was man auch von einer Katze bekam. Ich mochte Emma. Da war nur ein winziges Problem. Ich liebte sie nicht. Jedenfalls nicht auf die Art.

Als Emma mein Gesicht zu sich drehte und ihre feuchten Lippen auf meinen Mund drückte, war mir das jedenfalls sofort klar. Ich war nicht die Art Frau.

Seit ich Philip das letzte Mal gesehen hatte, waren sechs Monate vergangen. Ich war über die Trennung hinweg, zumindest tat ich so. Eigentlich konnte ich auch gar keinen Mann gebrauchen, da mich die Kinder und die Zeitung, bei der ich zu einer Art Kapazität für Frauenthemen geworden war, genügend in Trab hielten. Emma hatte den Kontakt zu einer Hexe aus Auckland hergestellt, die sich bereit erklärt hatte, mich zu einem Gespräch über weibliche Spiritualität in der Redaktion aufzusuchen. Offenbar brauchten Hexen genau wie alle anderen Publicity. Abgesehen von den Bergkristallen um ihren Hals und den Heftpflastern um einige ihrer krummen Zehen, die aus den Birkenstocksandalen herausschauten, wirkte

sie wie eine ganz normale ältere Frau, mit deren Einkaufswagen ich im Supermarkt zusammenrumpeln hätte können. Ich führte sie in den für Interviews vorgesehenen Raum. Wir lächelten uns an. Im Stillen überlegte ich, ob sie mein Hexenpotenzial erkannte. Sie überraschte mich mit der Frage, ob ich ein Haustier hätte. Als ich Cleo nannte, beugte sie sich vor, was die Bergkristalle zum Klirren brachte.

»Eine schwarze Katze ist der optimale Hausgenosse für eine Hexe«, sagte sie. »Im Körper einer schwarzen Katze manifestiert sich oft ein Geist und schließt sich einer Hexe an, um ihr in psychischen und übersinnlichen Angelegenheiten zur Seite zu stehen.«

»Wollen Sie damit sagen, dass Cleo mir dabei hilft, meine Träume zu verwirklichen?«, fragte ich.

Die Hexe lachte, ein ganz normales Altfrauenlachen, kein Kichern.

»Grob vereinfachend könnte man das so sagen«, erwiderte sie.

Ein Klopfen an der Tür unterbrach uns. Es war Tina, die mit geschultem Journalistenauge die Hexe kurz taxierte. Ich hätte schwören können, dass sie mit diesem einen Blick genügend Informationen aufnahm, um daraus tausend Worte zu produzieren.

»Tut mir leid, wenn ich störe«, sagte sie. »Aber unten ist jemand, der dich dringend sprechen will. Er heißt Dustin, sagt er.«

Abwesenheit

*Eine Katze ergreift eine Gelegenheit,
wenn sie sich bietet.*

Cleo war so unruhig, als ob ihr Fell unter Spannung stehen würde. Mit zuckenden Schnurrhaaren lief sie nervös auf dem Teppich auf und ab. Rauf auf den Tisch, runter vom Tisch und wieder zurück. Als ein Auto vorbeifuhr, erstarrte sie und legte die Ohren flach an. Kaum war das Auto weg, setzte sie ihren Patrouillengang auf dem Teppich fort. Der Sohn unseres Nachbarn rief einem Freund etwas zu. Sie machte einen Buckel und versenkte ihre Krallen im Teppich.

Immer wieder lief sie zu dem Schreibtisch unter meinem Schlafzimmerfenster, von wo aus sie den besten Blick auf die Straße hatte. Die Gravitationskraft zog sie wieder herunter, und sie ging den Vorgarten und die Häuser auf der anderen Straßenseite inspizieren. Als sie einen Vogel rufen hörte, sprang sie auf den Schreibtisch, schlängelte sich durch die Gardine und starrte erwartungsvoll hinaus. Dann ließ sie sich mit einem enttäuschten Plumps wieder auf den Boden fallen. In der Ferne klapperte eine Mülltonne, und schon war sie auf dem Schreibtisch und musterte kurz die Umgebung, bevor sie hinuntersprang und ihr rastloses Herumgelaufe wieder aufnahm.

Dann ertönte endlich das Geräusch, auf das sie die ganze Zeit gewartet hatte - das Klicken des Gartentors. Mit einem Satz war sie auf dem Tisch und hinter der Gardine und fixierte die Gestalt, die auf das Haus zukam. Ihr Schwanz reckte sich zitternd in die Höhe. Freudig miauend hüpfte sie auf den Boden und raste den Flur hinunter zur Haustür.

Als ich Philip die Tür öffnete, stürzte sich Cleo auf ihn und stemmte ihre Vorderbeine gegen seine Oberschenkel.

»Sie hat auf dich gewartet«, sagte ich und umarmte ihn. Cleo kletterte seinen Rollkragenpullover hoch, fuhr ihm mit der Zunge über den Hals und schmiegte sich unter sein Kinn. Ein so herzergreifendes Wiedersehen hatte es nicht mehr gegeben, seit Cleopatra und Marcus Antonius Versöhnung gefeiert hatten.

Die Kinder begrüßten ihn wesentlich zurückhaltender. Lydia sah von ihrem Holzpuzzle auf und bedachte ihn mit einem Blick, der besagte, dass es nicht reichte, wenn er einmal zu Kreuze kroch, damit sie ihn wieder ernst nahm. Rob tauchte aus seinem Zimmer auf und nickte höflich.

Während die Wochen in Monate übergingen, kehrten Innigkeit und Vertrauen langsam zurück. Das Band zwischen uns wurde sogar noch stärker als zuvor. Auch wenn ich versuchte, ihm nicht mein ganzes Herz zu schenken, für den Fall, dass er es wieder brechen wollte, gab es keinen Zweifel daran, dass ich Philip liebte - wie wir alle.

Eines Spätnachmittags scheuchte er uns - einschließlich Cleo - in sein Auto.

»Wohin fahren wir?« Ich hatte Geheimnisse und Überraschungen noch nie besonders leiden können.

»Das wirst du schon sehen.«

Cleo saß auf Robs Knie, Lydia neben ihm, und alle drei waren erstaunlicherweise bestens gelaunt.

»Gehen wir in den Zirkus?«, fragte Lydia. Ihr neuester Berufswunsch war, eine, wie sie es nannte, »umgedrehte Frau« in einem rosafarbenen Pailletten-Body mit passendem Federschmuck zu werden, die von einer Zirkuskuppel hing.

»Heute nicht«, erwiderte Philip. Ich war beeindruckt, wie schnell er die Elternsprache gelernt hatte und zum Beispiel das Wort »nein« nach Möglichkeit mied.

»Was wollen wir denn im Museum?«, fragte Rob, als wir in den Botanischen Garten einbogen, von wo aus man ins Stadtmuseum kam.

»Wart's ab.«

Philip fuhr auf denselben Parkplatz, auf dem ich bei unserem ersten Treffen geparkt hatte. Er bat uns, eine Minute im Auto zu warten, und lief die Stufen hoch.

»Schauen wir uns die Dinosaurier an?«, fragte Lydia.

»Heute nicht«, erwiderte Rob. »Das Museum ist schon zu.«

»Stimmt«, sagte ich. »Die Sonne geht gleich unter.«

Schimmernd wie eine Goldmedaille versank die Sonne gerade in rosafarbenen Zuckerwattewolken. Die Säulen vor dem Museum warfen lange Schatten. Es war ein wunderschöner Abend, geradezu eine Wiederholung des Abends, an dem wir uns kennengelernt hatten. Ich

erinnerte mich daran, wie damals die Hochzeitsgäste auf der Treppe standen und an das Gefühl des Wiedererkennens, das ich beim Anblick meines hübschen Exsoldaten gehabt hatte. Ich war mir noch immer nicht sicher, ob die körperliche Anziehung das Ergebnis einer kosmischen Explosion beim Aufeinandertreffen zweier Seelenverwandter war - oder einfach reine Lust.

Philip tauchte wieder auf und machte uns ein Zeichen, die Treppe hochzukommen. Wir kletterten aus dem Auto. Normalerweise hätte Rob Cleo auf der Rückbank gelassen, aber er schien zu spüren, dass etwas Bedeutsames geschehen würde. Er trug sie die Stufen hoch, und ich nahm Lydia an die Hand.

Philip stand rechts vom Eingang genau an der Stelle, an der ich ihn das erste Mal gesehen hatte, einer der letzten Sonnenstrahlen fiel auf ihn.

»Da ist etwas, das ich dir gerne zeigen möchte«, sagte er, machte einen Schritt zur Seite und streckte die Hand aus. Er deutete auf eine der zurückgesetzten Fensternischen aus Beton, die so tief im Schatten lag, dass ich nichts Ungewöhnliches erkennen konnte, und ich fragte mich langsam, ob Philip wirklich so unkompliziert war, wie ich dachte.

»Sieh genau hin«, sagte er lächelnd.

Ganz hinten in der Nische lag ein kleines dunkelblaues Kästchen. In dem Kästchen befand sich ein Diamantring. Vor den Augen von Rob, Lydia und Cleo steckte er ihn mir an den Finger.

»Woher kennst du denn meine Größe?«, fragte ich, selbst ein wenig erstaunt über meinen fehlenden Sinn für Romantik, wobei ich allerdings tief beeindruckt war.

»Ich habe einen Ring aus deinem Schmuckkästchen geklaut. Ich hatte gehofft, dass du es nicht merkst. Und, hast du es gemerkt?«

Ich schüttelte den Kopf. Ich bekam kein Wort heraus. Dafür war ich viel zu beschäftigt damit, vor Rührung nicht loszuheulen.

Unter den gegebenen Umständen hielten wir eine lange Verlobungszeit für angemessen. Ohne ein genaues Datum festzulegen, kamen wir überein, dass ein Jahr reichen müsste, dann hätten wir uns als Familie zusammengerauft. Ich war erst sechsunddreißig, hatte also noch genug Zeit, falls Philip das dringende Bedürfnis verspüren sollte (Gott bewahre!), seine Gene weiterzugeben. Ich kam mir zwar ein bisschen blöd vor, als ich meinen raubeinigen Journalistenfreunden erzählte, dass ich mich verlobt

hatte und dass selbst Jane Austen zufrieden mit der vorgesehenen Verlobungszeit wäre, aber ich hielt sie einfach für angebracht. Das war schließlich keine normale Heirat. Es war eine Verbindung zwischen einem Mann, drei Menschen und einer Katze. Alle Beteiligten sollten sich wohl dabei fühlen.

Gerade als ich mich daran gewöhnt hatte, einen Verlobungsring zu tragen, warf der Briefträger einen bedeutsam aussehenden Brief bei uns ein.

»Die müssen verrückt sein in Cambridge!«, sagte ich und reichte Philip das ziemlich wichtig aussehende Schreiben, das mit der Post eingetroffen war. »Sie haben mich genommen.«

Er lachte, nahm mich in seine unfassbar sehnigen Arme und erklärte, er wäre nie von etwas anderem ausgegangen. Zeitlich passte es perfekt. Philip war gerade an einer renommierten Schweizer Managementenschule, der IMD, angenommen worden, wo er seinen MBA machen wollte (manchmal fragte ich mich, ob er vorhatte, in einem See von Abkürzungen zu ertrinken). Wenn dann mein Stipendium auslief, konnten die Kinder und ich für den Rest des Jahres zu ihm nach Lausanne kommen ...

Cambridge, die Schweiz. Das war ein Ding der Unmöglichkeit. Ich würde Rob und Lydia drei Monate in Neuseeland zurücklassen müssen - und Cleo ein ganzes Jahr! Ausgeschlossen. Ich würde mich in meinem Antwortschreiben an die Universität für ihre Großzügigkeit bedanken und absagen.

Aber Philip drängte mich anzunehmen. Wann würde sich jemals wieder eine solche Gelegenheit ergeben? Steve und Mum waren derselben Ansicht. Mum bot an, sich im ersten Monat um die Kinder zu kümmern, und Steve erklärte sich bereit, sie in den anderen beiden zu übernehmen. Cleo sah mich unverwandt an. Wollte sie mich dazu bringen, zu gehen oder zu bleiben?

Nach meinen drei Monaten in Cambridge sollte Lydia zu uns in die Schweiz kommen und Französisch lernen (das ging angeblich im Handumdrehen). Rob wollte lieber auf seiner Highschool bleiben und uns in den Ferien besuchen. Es war ein verrückter, unrealistischer Plan, der mehr Gefahren in sich barg als ein angolanisches Minenfeld. Wir beschlossen, es zu machen.

Cleo half uns bei der Auswahl des Zwischenmieters, der das Haus in unserer Abwesenheit übernehmen würde. Der Erste, der vorstellig wurde, war Jeff, ein Buchhalter wie aus dem Bilderbuch in seinem blau-weiß karierten Hemd. Er machte einen netten Eindruck, aber Cleo fauchte ihn an und versteckte sich unter einem Stuhl. Eine Stunde später schwebte Virginia, eine Aromatherapeutin, in einer Wolke aus Seidenschals und Patschuli-Öl herein. Cleo beäugte Virginia von ihrem Aussichtspunkt auf dem obersten Brett des Bücherregals. Wenn Cleo sich darauf versteifte, gegenüber einem Menschen eine erhöhte Position einzunehmen, dann war das nie ein gutes Zeichen. Es würden Drohungen folgen. Ein Kampf der Giganten. Der schließlich im Katzenklo ausgetragen werden würde. Ich hatte Virginia schon am Telefon erklärt, dass die Katze Teil der Abmachung war. Vielleicht der wichtigere Teil.

Virginia funkelte Cleo an und sagte: »Mein Interesse an der Aromatherapie rührte unter anderem daher, dass Katzen mich zum Niesen bringen. Ich habe festgestellt, dass mein Niesen praktisch verschwindet, wenn ich die Katze einmal in der Woche in Lavendelöl bade. Dann tränen mir nur noch die Augen, aber das lässt sich homöopathisch ...« Ich ließ Virginia weiter vor sich hin schwafeln, bis sie ihren Pfefferminztee ausgetrunken hatte, dann dankte ich ihr für ihr Kommen.

Ich persönlich mochte ja Audrey ganz gern, eine extravagant gekleidete Frau, die einen Ort suchte, an dem sie ein neues Leben beginnen konnte, nachdem ihr Mann mit einem Masseur/einer Masseurin, das war nicht ganz klar, davongelaufen war. Sie errötete, als ich ihr ein Kompliment für den wunderbaren Halsschmuck machte, der in mehreren Lagen über ihre Brust hing. Er sah aus wie eine Kombination aus einem dieser Absperrbänder für Tatorte und etwas, das ich im Kuhstall meines Cousins gesehen hatte. Ein italienisches Designerstück von einem einarmigen Künstler, erklärte sie, dessen Arbeiten ständig im Wert stiegen.

Unser Haus sei ideal, sagte sie, hier hätte sie genug Platz, um am Wochenende ihrem Hobby nachzugehen, nämlich riesige Geschlechtsteile aus Styropor zu schnitzen, natürlich nur wenn wir einverstanden wären, dass sie Robs Zimmer zum Atelier umfunktionierte. Glücklicherweise war Rob nicht zu Hause und konnte nicht nach seiner Meinung gefragt werden. Als Audrey in der Tür zu Robs Zimmer stand und im Geiste seine Sammlung von Modellflugzeugen gegen Monolithen der Leidenschaft austauschte,

huschte ein Schatten zwischen ihren Knöcheln hindurch. Mit bewundernswertem Reaktionsvermögen schnappte sich Audrey Cleo und drückte sie an ihren Busen.

»Oh, eine Muschi!«, dröhnte sie. »So ein Kätzchen wie du macht ein Haus erst richtig gemütlich.«

Cleo teilte Audreys Begeisterung für Fesselspiele nicht. Sie interessierte sich auch weniger für Audrey als für Audreys Halsband. Sie hob eine Pfote und schlug damit versuchsweise gegen eine Kugel.

»Vielleicht sollten Sie sie lieber absetzen«, sagte ich nervös.

»Unsinn! Das kleine Katerchen weiß genau, dass ich Katzen liebe, nicht wahr?«

»Es ist eigentlich eine Sie ...«

Ich versuchte, Cleo aus dem Halsband zu befreien, da erwischte sie die Kugel mit den Zähnen und biss zu. Die Kugel fiel zu Boden, und wie dem ersten Stein eines Steinschlags folgte ihr in Zeitlupe eine ganze Kaskade aus Perlen, Edelsteinen und Bändern. Audrey kreischte auf. Nicht einmal der einarmige Meister wäre imstande gewesen, den glitzernden Haufen, der sich um unsere Füße ausbreitete, wieder zu einer Kette zusammenzufügen.

Audrey schlug mein Angebot aus, die Perlen wieder aufzuziehen oder jemanden zu suchen, der das tun könnte. Ich holte eine alte Plastiktüte und schaufelte die Reste des Kunstwerks hinein. Sie hatte die Güte, das Haus zu verlassen, ohne mich vorher zu erwürgen. Oder Cleo.

Meine Verzweiflung wuchs. Würde ich jemals jemanden finden, der Cleo gefiel? Da kam Andrea, eine junge Ärztin mit grünen Augen und einem dunklen Lockenkopf. Sie versicherte uns, sie würde Katzen lieben und gut auf Cleo aufpassen. Die anderen waren mit ihren Versuchen, Cleo zu bezirzen, allesamt gescheitert, aber Andrea versuchte es erst gar nicht. Sie ging einfach durchs Haus und stellte ganz entspannt Fragen. Als sie sich zum Gehen bereit machte, strich Cleo mit einem Buckel um sie herum, weil sie gestreichelt werden wollte. Nach diesem Votum war klar, wir nehmen Andrea.

Ich wusste, dass Cleo zwar an uns hing, aber auch zäh und unabhängig war und immer auf die Füße fiel. Dennoch machte ich mir Sorgen. Ich vergrub meine Nase in ihrem duftenden Fell und betete (obwohl die meisten meiner Unterhaltungen mit Gott sich als deprimierend einseitig erwiesen hatten), dass wir uns wiedersehen würden. Drei Monate lang auf

die Kinder verzichten zu müssen war genauso, als würde ich mir einen Arm abhacken und in die Tiefkühltruhe legen. Ich sagte mir, dass es keine richtige Amputation war wie bei Sam, sondern nur ein Auf-Eis-Legen. Mum und Steve versicherten mir, dass es den Kindern gut gehen würde, vor allem weil ja auch noch Anne Marie für sie da sein würde. Ich wusste, dass die drei Rob und Lydia liebten, aber die für die Liebe einer Mutter typische Mischung aus Neurosen und Vergötterung brachten sie eben doch nicht hin. Sie erklärten mir wiederholt, dass die drei Monate wie im Flug vergehen würden. Philip wiederum versicherte mir, er wäre vollauf mit seinem Studium beschäftigt, weil er das Programm von zwei Jahren in eines quetschen wollte.

Cambridge hatte seit Jahrhunderten die besten grauen Zellen von ganz Großbritannien beherbergt und da die Cambridger nun einmal so schlau waren, hatten sie dafür gesorgt, dass sie in einer der malerischsten Städte der Welt wohnten. Die einunddreißig alten und neuen Colleges verteilen sich weitläufig an den Ufern des Cam, der je nach Laune träge oder wildromantisch sein kann. Bereits am ersten Tag lenkte mich Cambridge trotz schneidender Januarkälte mit seiner Schönheit von meinem inneren Melodrama ab. Die Türme der King's College Chapel ragten so fein ziseliert in den Himmel, dass sie nur von Bienen und nicht von Menschen erbaut sein konnten.

»Miss Brown, wir erwarten Sie schon«, ertönte eine Stimme, die wie von Gott gesandt klang. Es sprach Wissen, Macht, Autorität aus ihr - sie gehörte dem Pedell des Colleges.

Irgendwie vermittelte er mir das Gefühl, dass ich jetzt dazugehörte und nichts mehr schiefgehen könnte. Kaum hatte er mich zu meinem großen, gemütlichen Zimmer gebracht, von dem aus man vier Obstbäume sah, pflasterte ich sämtliche freien Flächen mit Fotos von den Kindern und Philip und Cleo zu. Dann brach ich in Tränen aus.

Alles an Cambridge war ungewohnt. Der Januar in Neuseeland ist einer der heißesten Monate des Jahres. Ich hatte zwar gewusst, dass es in England kalt sein würde, aber dass die Kälte durch jeden Mantel und Pullover und sämtliche Schuhe, die ich dabei hatte, dringen würde, damit hatte ich nicht gerechnet. Die englische Version der Sonne erhob sich irgendwann gegen halb acht ächzend aus ihrem Bett, hing dann lustlos wie

eine Zwanzig-Watt-Birne am Himmel herum und versank gegen drei Uhr nachmittags wieder in der Dämmerung.

Das hielt mich allerdings nicht davon ab, die alte Stadt in vollen Zügen zu genießen. Das Kopfsteinpflaster, die knarrenden Colleges, die traumhaften Jungensopranstimmen, die zur Abendandacht in der King's College Chapel gen Himmel strebten. Ich mochte die Verschrobenheit von Cambridge und das Beharren auf Regeln, die so alt sind, dass sich niemand erinnert, warum es sie überhaupt gibt. Nur Angehörige des Colleges dürfen über den Rasen gehen (wobei ich mich das nie traute, womöglich hatte ich ja nicht das richtige Stipendium). Nach dem Abendessen wird der Port vor den Gastgeber gestellt, der dem Gast zu seiner Rechten einschenkt und dann die Karaffe an den Gast linker Hand reicht; der wiederum gibt sie nach links weiter, bis sie schließlich wieder beim Gastgeber landet. Da mit den meisten Regeln in Cambridge kein offenkundiger praktischer Nutzen verbunden ist, hat man eine sympathische Toleranz gegenüber Schrulligkeiten entwickelt. Sollte beispielsweise ein Professor zu einem formellen Abendessen mit Tauchanzug und Schnorchel erscheinen (wie es angeblich einmal geschehen war), musste er nur auf irgendeine Tradition, an die sich sonst niemand erinnern konnte, verweisen.

In Cambridge begegnete man auf Schritt und Tritt Katzen. Da ich von akuter Katzenssehnsucht geplagt wurde, versuchte ich mich mit dem fetten roten Kater anzufreunden, der auf der Mauer hinter den Obstbäumen saß. Aber er ergriff die Flucht, kaum dass er mich erblickte.

Eines Tages sah ich einen schwarzen Schwanz um die Ecke einer alten Kirche biegen. Mein Herz machte einen Satz. Ich wusste natürlich, dass es nicht Cleo sein konnte, aber vielleicht steckte in diesem Tier ja etwas von ihrem Wesen. Als ich mich endlich mühsam über das rutschige Pflaster an einer Seite der Kirche entlanggekämpft hatte, war die Katze verschwunden.

Eine selbstgefällige Schildpattkatze streckte sich vor dem offenen Kamin in der Wohnung eines Professors und gähnte. Sie öffnete ein Auge, leckte sich übers Maul, strich sich mit der Pfote träge über ein Ohr und schlief ein. Sie fuhr die Krallen aus und ein. Ihr Schwanz zuckte. Sie träumte ganz offensichtlich von Mäusen.

Während der ersten Wochen war ich so sehr mit meinem Heimweh beschäftigt, dass ich für Forschungen kaum Zeit hatte. Jeden Tag schrieb ich Philip und schickte den Kindern Postkarten und auf Band

aufgenommene Briefe. Cleo tauchte regelmäßig in meinen Träumen auf. In einem war sie dreimal so groß wie unser Haus in der Ardmore Road. Ihr Kopf ruhte auf dem Kamin, die Pfoten baumelten über den Fenstern und sie miaute. Das Miauen klang wie das Brüllen des Metro-Goldwyn-Mayer-Löwen. Vielleicht wollte sie mir damit sagen, dass es ihr gut ging und dass sie ihren Pflichten als Wächterin unseres Hauses nachkam. Da ich nicht mehr schlafen konnte, zog ich zwei Paar Socken übereinander an und stolperte die Treppe hinunter. Das schwarze Telefon, das die Hausbewohner sich teilten, war glücklicherweise frei. Ich lauschte auf das Klingeln am anderen Ende der Leitung und wollte schon auflegen, als endlich jemand abhob.

»Andrea?«, rief ich.

»Wie viel Uhr ist es denn?«, murmelte sie mit verschlafener Stimme.

»Ach, das tut mir leid, ich habe Sie geweckt.«

»Macht nichts.« Mist, ich hatte sie tatsächlich geweckt. »Ich habe länger geschlafen. Es ist Samstag. Wo sind Sie?«

»Immer noch in England. Ich wollte nur wissen, wie Cleo, äh, wie Sie zurechtkommen. Gibt es irgendwelche Probleme mit der Katze, äh, dem Haus?«

»Die Nacht war übel«, erwiderte sie. »Cleo ist durch das Dachfenster auf mein Bett gesprungen, als ich schon schlief. Ich habe einen Todesschreck bekommen. Ich dachte zuerst, es wäre ein Einbrecher.«

Das war der erste einer ganzen Reihe von Anrufen von einem Ende der Welt zum anderen, die sich einzig und allein um unsere exzentrische schwarze Katze drehten. Andrea machte bald Bekanntschaft mit den drei großen Leidenschaften von Cleo: teure Sachen, Sachen, die mit Liebe hergestellt worden waren, und gestohlene Sachen.

»Als ich heute Morgen das Haus verlassen wollte, bemerkte ich, dass meine Handtasche, die echte Gucci, nicht das billige Plagiat, das ich in Bangkok gekauft habe ... Na ja, jedenfalls kam die Tasche mir ziemlich schwer vor«, sagte sie. »Zum Glück schaute ich rein. Wer lag drin? Cleo! Sie sah mich erwartungsvoll an, so als sei sie sicher, dass ich sie mit in die Arbeit nehmen würde. Sie liebt diese Tasche. Was ich nur nicht verstehe, woran erkennt sie den Unterschied zwischen dem Plagiat und dem Original?«

Cleo hatte schon immer ein Näschen für erstklassige Qualität. Wenn sie etwas brauchte, um ihre Zähne zu schärfen, dann nahm sie dazu lieber Kaschmir als Schafwolle, lieber ägyptische Baumwolle als Polyester, lieber Leder als Plastik, selbst hochklassiges, teures Plastik.

Beim nächsten Anruf ging es um die gestickte Tischdecke, die Andreas Mutter ihr zu ihrem einundzwanzigsten Geburtstag geschenkt hatte. Eines Abends hatte Andrea, als sie von der Arbeit nach Hause kam, entdecken müssen, dass Cleo die Tischdecke vom Tisch gezogen und sich darin eingewickelt hatte, um ein Nickerchen zu halten.

»Sie hat einen sechsten Sinn«, erklärte ich ihr zerknirscht. »Sie weiß sofort, ob etwas mit Liebe gemacht wurde.«

Einige Wochen darauf klagte Andrea, dass die Schnürsenkel ihrer Joggingschuhe verschwunden waren, und zwar die von beiden Schuhen.

»Gehen Sie in den Garten und sehen Sie im Farn hinter dem Goldfischteich nach«, sagte ich.

Andrea befolgte meinen Rat und fand nicht nur ihre Schnürsenkel (aufgeweicht und ausgefranst), sondern auch mehrere Socken, von denen sie gedacht hatte, dass ein Fußfetischist aus der Nachbarschaft sie von der Wäscheleine geklaut hatte.

»Es tut mir leid«, versicherte ich ihr zerknirscht über die Weltmeere hinweg. »Dass sie sich so aufführen würde, hätte ich nicht gedacht.«

Andrea war erstaunlich nachsichtig. Sie fand Cleo sogar so interessant, dass sie einen Abendkurs über Tierverhalten besuchte.

»Cleo leidet unter klassischer Trennungsangst«, sagte sie. »Sie muss sich beschäftigen, um unabhängiger zu werden. Ich habe ihr ein paar Spielsachen gekauft, damit sie etwas zu tun hat. Es hilft ein bisschen, aber sie scheint immer noch meine Schnürsenkel zu bevorzugen. Und dass sie so gerne auf Tische springt ...«

»Wir haben versucht, ihr das abzugewöhnen, Andrea, aber sie hält sich offenbar für die Herrin des Hauses.«

»Also ich glaube, ich habe die Lösung gefunden. Eine Wasserpistole.«

»Sie spritzen sie nass?«

»Nur, wenn sie auf dem Tisch ist. Direkt auf ihr Hinterteil. Sie lernt schnell.«

Ich fühlte mich wie die Mutter eines schwer erziehbaren Kindes, die Berichte von der Heimleitung erhält. Aber Andrea schien Cleo wirklich zu

mögen und es machte den Eindruck, als hätten ihre Methoden Erfolg. Ich wäre die Letzte, die sich beklagen würde, wenn sie unserer Katze in unserer Abwesenheit einige ihrer Grillen austrieb.

Als wir das nächste Mal miteinander sprachen, erzählte mir Andrea von dem Personal Trainer, den sie angeheuert hatte. Roy kam zweimal die Woche und nach Aussage von Andrea wusste Cleo immer genau, wann Dienstag oder Donnerstag war – die Roy-Tage. Sie wartete am vorderen Fenster, bis der Apoll im Trainingsanzug das Gartentor öffnete. Dann sprang sie freudig zur Haustür, um herauszufinden, was er ihr dieses Mal zum Spielen mitgebracht hatte – Gummibänder? Bälle? Kaum hatte Roy die Übungsmatte ausgerollt, nahm Cleo darauf Platz, drehte sich auf den Rücken, streckte alle viere von sich und warf den Kopf von Seite zu Seite, um sich von Roy bewundern zu lassen.

»Man könnte denken, Roy ist Cleos Fitnesstrainer«, brummelte Andrea mit (glücklicherweise) amüsiertes Stimme. Immer wenn Roy Andrea zu einer Reihe besonders anstrengender Sit-ups verdonnerte, stahl Cleo ihr die Schau, indem sie ihren Kopf unter der Matte versteckte oder Roy in einen ihrer Ringkämpfe verwickelte, seinen Knöchel mit den Pfoten festhielt und ihn mit den Hinterbeinen trat.

Während Andrea kopfüber über einem Gymnastikball hing und fünfundzwanzig Sit-ups zustande zu bringen versuchte, spürte sie, wie Roys Aufmerksamkeit zu der Katze wanderte, die ihr Köpfchen zwischen den Gardinen vorstreckte und mit ihm flirtete. Roy war, wie er selbst sagte, ein Hundemensch, machte aber offenbar einen Sinneswandel durch. Er hatte sich schon bei Andrea erkundigt, wo man eine solche Katze bekommen könnte. Sie empfahl ihm, auf das Haus einer verrückten Familie aufzupassen, die sich ans andere Ende der Welt begeben hatte.

Cambridge eröffnete mir faszinierende neue Welten, aber richtig glücklich war ich erst, als ich nach drei Monaten Lydia und Philip wieder in die Arme schließen konnte. Die wunderbare Mary, ihres Zeichens Modejournalistin, hatte Lydia auf dem Flug von Neuseeland begleitet, weil sie angeblich sowieso in Irland zu tun hatte. Zum Dank erbrach Lydia gleich nach dem Abflug in Auckland den gerade getrunkenen Orangensaft über ihre Jacke.

Wir trafen uns in Heathrow, bevor wir nach Genf flogen und in einen Zug stiegen, der am See entlang bis nach Lausanne gondelte. Der Zug machte

auf seinem Weg in das mittelalterliche Städtchen Lausanne immer wieder kurz in hübschen kleinen Dörfern Halt.

Ich versprach der fünf Jahre alten Lydia, dass sie ihre neue Schule mögen und ganz schnell Französisch sprechen würde. Mit beidem lag ich falsch. An der Schweizer Schule waren nicht nur die Anforderungen so hoch wie die Schweizer Alpen, sie war auch sonst ein Albtraum für meine Tochter. Bis zum Schluss verstand sie praktisch kein Wort. Wenn wir morgens den steilen Weg zu der Grundschule erklimmen, versuchte ich sie abzulenken, indem ich sie auf die vielen Tulpen aufmerksam machte, die in Reih und Glied am Gehweg standen, oder auf die Berge, die weiß überzuckert um den See in die Höhe ragten. Aber spätestens wenn wir am Schultor anlangten, bekam sie Bauchschmerzen. Es tat mir weh, sie mit rotem Gesicht und in Tränen aufgelöst der Obhut der Lehrerin zu überlassen. Mit ihrer Gutmütigkeit erwies Madama Juillards Lydia einen Bärendienst. Sie sprach mit der Klasse Französisch, dann wiederholte sie alles für meine Tochter auf Englisch. Das führte dazu, dass sich Lydia bis zum Schluss nicht mit ihren Mitschülern verständigen konnte.

Dank der langen Sommer in Neuseeland, die wir an den Stränden verbracht hatten, brillierte Lydia wenigstens im Schwimmen. Die Schwimmlehrerin war von der Kaulquappe vom anderen Ende der Welt begeistert. Munter wie ein Fisch durchmaß sie kraulend die ganze Länge des Schwimmbeckens, auch wenn sie die Demütigung einer Dusche vor dem Schwimmen und des Tragens einer Badekappe auf sich nehmen musste. Wie um zu beweisen, dass sie keine Ahnung von der inneren Freiheit hatte, die eine junge Brandungsschwimmerin ausmachte, verhiess die Lehrerin Lydia eine große Zukunft als Synchronschwimmerin, was uns nur ein müdes Lächeln entlocken konnte. Während ich an den Schweizer Maßstäben, die an eine gute Hausfrau angelegt wurden, auf ganzer Linie scheiterte, quälte sich Philip durch endlos lange Stunden an der Managementsschule. An einem der wenigen Tage, an denen er frei hatte, schwebten wir in einer daumennagelgroßen Gondel einen Berghang hoch und Philip nahm meine Hand und bemerkte, dass die Haut unter meinem Verlobungsring einen hübschen Grünton angenommen hatte. Überrascht musste ich ihm Recht geben. Unsere einjährige Verlobungszeit hatte schon längst ihr Haltbarkeitsdatum überschritten. Er meinte, wenn wir unser Versprechen erfüllen wollten, dann könnten wir das genauso gut in der Schweiz machen.

Das Verführerische an dieser Idee war, dass wir weit entfernt von all den Leuten heiraten würden, die unsere ungewöhnliche Verbindung als ständigen Anlass für Tratsch und Witzeleien betrachteten.

Es gibt die Schweizer Alpen, Schokolade, Banken, Uhren und Käse. Daneben ist die Schweiz noch für viele andere Dinge berühmt (unter anderem riesige Alphörner und Atombunker für jeden Haushalt), aber als Traumort für Hochzeiten hatte sie sich noch nicht hervorgetan. Wir sollten auch bald erfahren, warum.

Wenn es einen Wettbewerb gäbe, welches Land Brautpaaren am meisten Steine auf den Weg zum Altar legte, dann würde ihn die Schweiz gewinnen. Aber Philip und ich hatten nun einmal den Hang, es uns schwer zu machen. Wir beschlossen daher, dass das Land der Schokolade und der Uhren sich bestens dafür eignete, den Bund fürs Leben zuzuschließen. Man hätte uns warnen sollen. Wir waren verrückt, wie immer.

Wenn Philip nicht gerade das Räderwerk der internationalen Geschäftswelt studierte, schlug er sich also mit kleingeistigen Beamten herum, die jedes Dokument, auf dem unser Name stand, sehen und abstempeln wollten (angefangen bei Geburtsurkunden und meiner Scheidungsurkunde bis hin zu meiner Sockenstopf-Urkunde von den Pfadfinderinnen). Nachdem sie wochenlang um die halbe Welt telefoniert und Faxe mit Anwälten hin und her geschickt hatten, gaben sich die Schweizer Beamten endlich zufrieden. Jeder Papierfetzen war unterzeichnet, gegengezeichnet und in dreifacher Form eingereicht worden. Aber plötzlich reichte auch das nicht mehr. Denn jetzt wollten sie noch wissen, wie viele Leberflecke unsere Eltern und Großeltern zierten, in welchem Alter sie das erste Mal Geschlechtsverkehr hatten und auf welcher Bettseite sie nachts schliefen. Im Grunde wollen die Schweizer nämlich nicht, dass man in ihrem Land heiratet, und sie tun alles in ihrer Macht Stehende, um es zu verhindern. Sie haben für diesen heiligen Bund nichts übrig. Zu viel Papierkram. Da sollen die Leute doch lieber in Sünde leben.

Das Beste an einer Heirat im Ausland ist, dass die Anreise für die Gäste mit einem solchen Aufwand verbunden ist, dass diejenigen, die tatsächlich kommen, auch wirklich dabei sein wollen. Wir hatten die Hochzeit auf die Septemberferien gelegt, so dass Rob und andere Verwandte teilnehmen konnten. Ich kaufte mir ein cremefarbenes Kostüm und einen passenden

Hut. Wir unternahmen eine Fahrt über den See nach Evian, wo wir Lydia ein festliches Kleid mit lila Schärpe und Petticoat kauften, das geradewegs aus *The Sound of Music* zu stammen schien.

Zu unserer Hochzeit erschienen etwa vierzig Gäste, von denen die meisten in unserer kleinen Wohnung übernachten wollten. Sie schliefen mehr oder weniger in unseren Schränken. Meine Mutter und Rob übernachteten in Lydias Zimmer.

Ohne parteiisch sein zu wollen, muss ich sagen, es war die schönste Hochzeit, auf der ich jemals war. Auch unser Flitterwochenende war wunderbar. Fünf Gäste, unter anderem die Brautmutter und die Kinder, begleiteten uns an das verträumte Ufer des Lago Maggiore. Das Einzige, was zu unserem Glück fehlte, war eine kleine schwarze Katze.

Nachdem die Gäste wieder verschwunden waren, setzte Philip sein Studium fort. Goldene Herbsttage gingen in tristes Graupelwetter über. Die im Sommer farbenfrohen kopfsteingepflasterten Gässchen verblassten bald zu einem öden Grau. An die Härte des europäischen Winters gewöhnten wir uns nie. Egal wie dick unsere Socken waren, unsere Zehen verwandelten sich immer in Eiszapfen.

Ich war nicht traurig, als unser Jahr in der Schweiz seinem Ende zuging. Das schien auf Gegenseitigkeit zu beruhen. Die Beamten am Genfer Flughafen fanden uns als Familie so unglaubwürdig, dass sie uns für Terroristen hielten. Sie nahmen uns beiseite und befragten uns. Waren wir wirklich verheiratet? Wessen Kind war das überhaupt? Als ich schwor, dass wir keine Waffen mit uns führten, war klar, jetzt hatten sie uns erwischt. Wir wurden in einen Raum geführt, wo ich meinen Koffer auspacken musste, der tatsächlich eine Waffe mit einer gewissen Zerstörungskraft barg - meinen Regenschirm.

Auf dem Weg nach Hause machten wir ein paar Tage Station in New York bei meinem alten Freund Lloyd. Er wusste genau, wofür sich kleine Mädchen interessieren. Welcher schwule Mann tat das nicht? Es war herrlich. Während einer unserer Sightseeingtouren entschuldigte ich mich und verschwand in einem Kmart, um einen Schwangerschaftstest zu kaufen. Zurück bei Lloyd lief ich an der Sammlung afrikanischer Masken vorbei die Treppe hoch und schloss mich in seinem Badezimmer ein. Ich hielt den Streifen ins Licht, aber meine Hand zitterte so sehr, dass ich das Ergebnis kaum erkennen konnte. Halleluja! Die Linie war blau!

Geduld

*Warten ist nichts anderes als eine Weile
die Wolken betrachten.*

»Wie alt ist Cleo?«, fragte Rosie mich am Telefon.

»Zehn«, erwiderte ich.

»Erstaunlich!«, sagte sie. »Dass sie so lange lebt, hätte ich nicht gedacht.«

»Dass sie so lange bei uns überlebt, meinst du.«

»Ehrlich gesagt ja. Irgendetwas scheinst du doch richtig zu machen.«

Katzen sind den Menschen neben vielem anderen in ihrem Verhältnis zur Zeit überlegen. Sie sparen es sich, Jahre in Monate, Tage in Stunden und Minuten in Sekunden zu zerlegen, und damit ersparen sie sich viel Leid. Katzen sind frei von der Sklaverei, jeden Moment zu messen, sich ständig Sorgen zu machen, ob sie zu spät oder zu früh sind, zu jung oder zu alt und ob Weihnachten tatsächlich schon in sechs Wochen ist, und so können sie die Gegenwart in ihrer ganzen multidimensionalen Schönheit genießen. Von ihrem paradoxen Standpunkt aus betrachtet ist ein Ende oft ein Anfang. So kann sich eine Katze endlos auf dem Fensterbrett sonnen, nach menschlichem Maß gemessen schnurrt dieses Vergnügen dagegen auf jämmerliche achtzehn Minuten zusammen.

Würde es uns Menschen gelingen, die Zeit zu vergessen, würde sich Vergnügen an Vergnügen, Möglichkeit an Möglichkeit reihen. Es gäbe keine Reue mehr über Vergangenes, genauso wenig wie Ängste, die die Zukunft betreffen. Beim Betrachten des Blaus des Himmels könnten wir das Wunder erfassen, in diesem Augenblick am Leben zu sein. Wenn wir mehr wie Katzen wären, dann käme uns unser Leben endlos vor.

Ich war mir nicht sicher, wie Cleo uns begrüßen würde. Ein Jahr ist eine lange Zeit, wenn man von jemandem getrennt lebt, den man liebt. Es war durchaus möglich, dass sie uns nicht wiedererkannte, mit Sicherheit aber hatte sie die Seiten gewechselt. Wer könnte ihr das verdenken? Warum sollte sie uns die Stange halten, wenn es Andrea war, die ihren Futternapf füllte?

Als das Taxi hielt, stellte ich erleichtert fest, dass uns das Haus mit einem freundlichen, vertrauten Gesicht hinter dem Zaun begrüßte. Die Büsche im Vorgarten waren ein bisschen höher geworden. Die Glyzinie hatte ihren Würgegriff um die Verandapfosten verstärkt. Ich ließ meinen Blick über die Fenster und das Dach wandern, ob ich nicht eine kleine schwarze Katze entdecken konnte. Nichts. Andrea war einen Tag zuvor ausgezogen und hatte uns versichert, dass die Katze noch lebte. Vielleicht hatte sie vergessen zu erwähnen, dass sie völlig verwildert war.

Voller Unruhe half ich Philip und Rob dabei, die Koffer aus dem Taxi zu laden. Das Tor öffnete sich nach wie vor mit dem gewohnten klagenden Quietschen. Ein Windstoß fuhr durch den Zylinderputzer.

»Cleo!«, rief Rob mit seiner neu erworbenen Männerstimme, die noch etwas krächzte.

Ein schwarzer Schatten trottete von der Seite des Hauses auf uns zu. Ich hatte ganz vergessen, wie klein sie war. Zunächst schritt sie ganz geschäftsmäßig, so als wäre sie auf dem Weg zum Briefkasten, um nach Spinnen zu sehen. Dann zögerte sie, zuckte mit den Ohren und blickte uns finster an. Einen Moment lang fürchtete ich, sie würde den Schwanz einklemmen und hinters Haus huschen.

»Da sind wir wieder, Cleo«, rief Lydia.

Mit einem freudigen Miauen sprang die Katze auf uns zu. Wir ließen unsere Koffer fallen und liefen ihr entgegen. Alle drängelten darum, das schnurrende Bündel zu halten und abzuküssen. Sie erkannte jeden von uns wieder, obwohl Rob und Lydia im Lauf des letzten Jahres beide in die Höhe geschossen waren.

Aber kaum waren wir im Haus, zeigte sie uns die kalte Schulter. Cleo beschloss, dass wir für unsere lange Abwesenheit bestraft werden mussten. Sie wollte hinausgelassen werden und zog sich für mehrere Stunden auf den Dachfirst zurück. Nachdem wir unsere Koffer ausgepackt hatten, lockte ich sie mit einer Schüssel ihres früheren Leibgerichts herunter - Grillhähnchen. Als sie die Hälfte gefressen hatte, sah sie zu mir hoch und zwinkerte, so als wollte sie sagen: *So, so, mal wieder schwanger. Könnt ihr Menschen euch eigentlich nicht zusammenreißen? Na gut. Ich schätze mal, ich werde es noch ein paar Jahre aushalten, mich in Strampelanzüge stecken und in einem Puppenwagen herumkutschieren zu lassen.*

Gleich zu Beginn der Schwangerschaft ging ich zu einem Spezialisten und bat ihn, er möge mich bei der Geburt meines vierten Kindes vom Hals abwärts anästhesieren. Er willigte ein. Mit meinen achtunddreißig Jahren bekam ich sogar einen medizinischen Ehrentitel – relativ alte Multigravida (jede aufstrebende Rockband auf der Suche nach einem Namen ist herzlich eingeladen, ihn zu übernehmen). Um das ohnehin bestehende Gefühl zu verstärken, dass ich allen Grund zur Sorge habe, zeigte er mir ein Diagramm über die Zunahme von Geburtsfehlern bei Kindern, deren Mütter auf die vierzig zugehen. Als ich seine Praxis verließ, fühlte ich mich plötzlich uralt. Krank und uralt. Seinem Rat folgend unterzog ich mich einer Reihe von Tests, von denen einer zu besorgniserregenden Kontraktionen führte. Die Tests ergaben, dass das Kind gesund war. Und ein Mädchen.

Eines Nachmittags lag ich mit Cleo auf dem Bauch auf dem Sofa und rief Ginny in Wellington an. Statt sich über meinen Traum von einer neonbeleuchteten, stahlblitzenden Hightech-Geburt zu mokieren, gab sie mir die Adresse einer Hebamme namens Jilleen.

In dem Moment, als ich Jilleen die Tür öffnete, schlug das Baby einen Purzelbaum in meinem Bauch. Noch nie hatte ich einen Menschen mit freundlicheren Augen gesehen. Sie hatte ihre kleinen Hände feinsäuberlich vor dem Bauch gefaltet. Ich wusste sofort, das war die Frau, die unser Kind auf die Welt holen würde.

Eine Wolke legte sich über den Mond. Schubert erfüllte das Zimmer mit sanften Klängen. Das Kaminfeuer zauberte flackernde Schatten von Philip, Cleo und Jilleen an die Wand. Die Zeit dehnte sich in alle Richtungen. Wir begegneten jedem Zusammenziehen der Muskeln mit demselben Respekt und derselben Konzentration wie ein Surfer einer Riesenwelle. Als die Wehen ihren Höhepunkt erreichten, zeigte Jilleen Philip, wie er den Schmerz in meinem Bauch mit sanften kreisförmigen Bewegungen wegstreichen konnte. Mit knallrotem Kopf und sehr verärgert drängte sich Katharine um zwei Uhr morgens im Zimmer ihres großen Bruders auf die Welt. Unsere Helfer (zu denen auch Anne Marie und ein Arzt aus der Nachbarschaft gehörten) strahlten so zufrieden wie Leute, die gerade mit einem an ihren Knöcheln festgebundenen Gummiband von einer Brücke gehüpft waren. Rob hatte Glück und verbrachte diese Nacht bei seinem Vater. Wir beschlossen, unserem sechzehnjährigen Sohn nicht zu sagen, wo

genau das Baby zur Welt gekommen war, sonst würde er womöglich niemals mehr in seinem Zimmer schlafen wollen. Unser Plan ging allerdings schief, weil er eine Akupunkturnadel auf seinem Bett entdeckte und uns zur Rede stellte. Erstaunlicherweise regte er sich kein bisschen darüber auf, dass sein Zimmer als Kreißsaal hatte erhalten müssen. Im Gegenteil, er schien sogar fast ein bisschen stolz darauf zu sein.

Es heißt, die Zeit heilt alle Wunden. Oberflächlich betrachtet war unser Leben eigentlich auch rundum gut. Ich fürchtete mich nicht mehr vor den Elternabenden in Robs Schule. Er hatte viel dazugelernt. Der Ton der Lehrer hatte sich geändert. Sie redeten nicht mehr von Lernschwierigkeiten, sondern von beruflichen Möglichkeiten im medizinischen oder technischen Bereich. Tatsächlich hatte er so gute Abschlussnoten, dass er ein Stipendium bekam, mit dem er sich sein Ingenieursstudium an der Universität finanzieren konnte.

Ich war glücklich und freute mich über die Stabilität, die Philip uns allen mit seiner Liebe schenkte. Nichtsdestoweniger gab es einen Teil in unserem Leben, den Rob und ich verbargen und über den wir nur selten redeten, jedenfalls nicht im Beisein anderer.

»Manchmal habe ich das Gefühl, unser Leben zerfällt in zwei Hälften«, sagte er eines Tages, als es im Haus still war bis auf das Miauen von Cleo, die um den Kühlschrank schlich. »Da ist das Leben mit Sam und dann das ohne ihn nach seinem Tod. Es kommt mir fast so vor, als hätten beide überhaupt nichts miteinander zu tun.«

Ich musste ihm Recht geben. Abgesehen von einer Hand voll Freunden und Verwandten und der kleinen schwarzen Katze, die Sam vor all den Jahren für uns ausgesucht hatte, gab es nur wenig, was diese beiden Lebensabschnitte miteinander verband. Wir mochten zwar lachen, arbeiten und spielen, aber unsere Trauer war nach wie vor da, tief in uns vergraben, zum Teil frisch wie am ersten Tag. Ich machte mir Gedanken, weil sich keiner von uns irgendeiner Form der Trauertherapie unterzogen hatte, und fing deshalb gelegentlich an, von Sam zu erzählen, um Rob dazu zu bewegen, sich mit dieser Zeit auseinanderzusetzen. Wir blätterten durch Fotoalben, redeten und lächelten. Aber es wäre eine Lüge, zu behaupten, dass die Zeit diese Wunde geheilt hatte. Auch wenn wir Sams Tod inzwischen als Teil unseres Lebens akzeptiert hatten, fühlten wir uns dennoch so, als fehlte uns ein Teil von uns selbst. Sein Tod war wie eine

Amputation gewesen. Nur war nach so vielen Jahren der Stumpf im Grunde für niemanden mehr sichtbar außer für Rob und mich.

Rob wuchs zu einem großen, hübschen Kerl heran. Er war ein guter Schwimmer, und ermutigt von Philip nahm er an Triathlon-Wettkämpfen teil und segelte. Ich war zwar gelegentlich in Sorge wegen seines seelischen Befindens, aber körperlich strotzte er geradezu vor Gesundheit. Er hatte die beneidenswerte Fähigkeit, jeden Virus nach einem Tag abzuschütteln.

Wenn ich ihm zusah, wie er sich in die Brandung stürzte, stellte ich mir manchmal seinen älteren Bruder neben ihm vor. Wie würde Sam heute aussehen? Wahrscheinlich ein bisschen kleiner als Rob, aber mit gleichmäßigen Gesichtszügen und auf seine Art sicher auch gut aussehend. Ich fragte mich, wohin ihn seine Lust, aus der Reihe zu tanzen, geführt hätte. Vielleicht hätte ich seinetwegen graue Haare bekommen, weil er mit Drogen herumexperimentiert und sich der brotlosen Kunst des Filmemachens zugewandt hätte. Vielleicht hätte er sich aber auch zu einem wahren Schwiegermuttertraum entwickelt, in Windeseile ein Jurastudium absolviert und mittlerweile ein Vororthäuschen zur Hälfte abbezahlt. Wie dem auch sei, es hatte keinen Sinn, meine Zeit mit Träumereien zu verschwenden.

Nach seinem ersten Jahr an der Uni gingen Rob, Philip und ich in den Ferien einmal in das Einkaufszentrum bei uns um die Ecke. Rob wurde plötzlich blass und sagte, ihm sei nicht gut. »Bist du etwa krank?«, fragte ich. »Du bist doch nie krank.« Auch Rob wunderte sich. Der Arme hatte so wenig Ahnung vom Kranksein, dass er nicht einmal wusste, wie man sich manierlich übergab. Statt sich diskret über den Rinnstein zu beugen, wandte er sich zu uns und ließ sein Frühstück auf uns niedergehen. Ich nahm an, dass er einen Hamburger gegessen hatte, der nicht mehr gut war, und bald wiederhergestellt sein würde. Was für ein Irrtum.

Er legte sich ins Bett und konnte mehrere Tage lang weder essen noch trinken. Sein Arzt versicherte uns, dass es nichts Ernstes sei und nicht lange anhalten würde. Aber gegen Ende der Woche war Rob völlig dehydriert und wurde ins Krankenhaus eingeliefert, wo man eine Colitis ulcerosa diagnostizierte, eine entzündliche Darmkrankheit, Ursache unbekannt. Es stellte sich heraus, dass Rob einen sehr schweren Anfall hatte.

Hilflos musste ich mit ansehen, wie er von Tag zu Tag schwächer wurde. Noch einmal sammelte ich alle meine lebensspendenden Kräfte als Mutter, damit er wieder gesund wurde. Aber erneut schien ich zu versagen. Immer wieder musste ich sein Zimmer verlassen, um zu weinen. Die Aussicht, noch ein Kind zu verlieren, war unerträglich.

Ein junger Chirurg in einem grünen OP-Kittel, der gerade aus dem Hörsaal gekommen zu sein schien, stand an seinem Bett. Wenn Rob nicht auf die Medikamente reagierte und sein jetzt schon angeschwollener Dickdarm einen weiteren Zentimeter zunahm, sagte er, würde der gesamte untere Abschnitt (mehr als zwei Meter) entfernt werden müssen. Der Chirurg erklärte, es sei eine große Operation.

Vor Robs Krankenhausfenster wurde ein Hochhaus gebaut. Ich versuchte die Zeit dazu zu bewegen, schneller zu vergehen, so dass wir eine glücklichere Phase beginnen konnten, in der das Gebäude fertig und Rob wieder gesund war (bitte, all ihr Götter, die ihr jemals existiert habt). Je mehr ich die Minuten antrieb, zu Stunden zu werden, desto zögerlicher krochen sie dahin. Manchmal schienen sie wie sture Esel auf einem Gebirgspass ganz stehen zu bleiben.

Rob und ich spielten seine Babyzeit nach. Ich streichelte ihm über die Haare und stützte seinen Kopf, um ihm etwas von dem abscheulichen, aber nährstoffreichen Dosengetränk einzuflößen. Ich versuchte ihm seine Situation zu erleichtern. Gegen seine Angst konnte ich kaum etwas ausrichten, dafür wurde ich selbst zu sehr von meiner beherrscht. Ein Rosenquarzkristall auf seinem Bauch schien die Heftigkeit der Schmerzattacken zu mildern. Seine Augen leuchteten, wenn er erfuhr, dass jemand für ihn betete oder heilende Energie schickte. Er willigte in den Besuch eines Heilers ein. Als Patrick seine Hand genommen habe, erzählte Rob mir später, habe er gespürt, wie eine unsichtbare Kraft seine andere Hand ergriff.

Ich hängte das Foto eines im Sonnenuntergang rosa leuchtenden Berges gegenüber seinem Bett an die Wand. Rob betrachtete es eine Weile, dann sagte er, dass er eines Tages dorthin fahren würde. Er hatte schon immer davon geträumt, sich eine Auszeit zu nehmen und in einem Skigebiet zu jobben.

An den Vormittagen kamen ganze Horden von Ärzten und Chirurgen zu Rob auf Visite. Sie behaupteten zwar, sie würden die Entscheidung, ob Rob

operiert werden müsste, auf Grundlage von Bluttests und Röntgenbildern treffen, verließen sich augenscheinlich aber mehr auf sein Aussehen und seine Reaktionen.

Als sich abzeichnete, dass die Entscheidung auf eine OP zusteuerte, drängte ich Rob dazu, sich vor der nächsten Visite aus dem Bett zu quälen und den Flur hinunterzugehen. Die fünfzig Meter zu den Duschen verlangten ihm alles ab. Rob konnte sich kaum aufrecht halten, dazu musste er auch noch den Ständer mit der Infusionsflasche vor sich herschieben. Als wir an dem Ärzteteam vorbeischlichen, starrten sie ihn entgeistert an. In diesem Moment trug Rob einen Sieg davon, der dem im olympischen Marathonlauf gleichkam.

Die Operation wurde verschoben. Robs Zustand besserte sich langsam. Eines Abends entdeckten wir ihn im Fernsehzimmer der Station und da wussten wir, dass er über den Berg war.

»Wie sehe ich aus?«, fragte er Philip.

Nicht toll, wenn man ehrlich war. Rob hatte durch den Schub zehn Kilo verloren. Seine Haut hob sich schneeweiß gegen den roten Bademantel ab und er hing immer noch am Tropf. Aber diese leise Regung von Eitelkeit war ein gutes Zeichen.

Man verschrieb ihm für die nächste Zeit starke Steroide und erklärte ihm, dass sein Dickdarm irgendwann womöglich doch entfernt werden müsste. Als Rob endlich nach Hause entlassen wurde, war er fast zum Skelett abgemagert. Nur wenige Wochen zuvor war er noch Wasserski gefahren und wie ein junger Apoll aus den Fluten gestiegen. Es war kaum zu fassen, dass all diese Muskeln und die Bräune in so kurzer Zeit verschwunden sein konnten. Er war zu schwach, um zum Parkplatz zu gehen, und wartete auf einer Bank vor dem Krankenseingang, bis ich das Auto geholt hatte.

Wir hatten sein Zimmer für ihn vorbereitet, aber er wollte am liebsten raus an die frische Luft. Ich trug ihm einen Stuhl und eine Decke in den Garten, und Cleo ließ auch nicht lange auf sich warten.

»Mir war früher nie aufgefallen, wie blau der Himmel ist«, sagte er, während es sich die Katze in den Falten seiner Hose, die ihm um die Hüften schlotterte, bequem machte.

Er betrachtete das Gras, die Bäume und Blumen mit der Klarheit von jemandem, der dem Tode nahe gewesen war.

»Wie stark die Farben leuchten«, sagte er. »Die Vögel, die Insekten. Ich habe das alles für selbstverständlich genommen. Es ist ein Wunder. Ich hoffe, ich sehe die Welt immer in dieser Klarheit.«

Kaum war Rob halbwegs zu Kräften gekommen, bepackte er sein altes Auto bis unters Dach und fuhr Richtung Süden. Es brachte ihn, oh Wunder, bis an die südlichste Spitze der Südinsel. Den ganzen Winter über fuhr er in der Nähe von Queenstown Ski, wenn er nicht gerade Kaffee in einem Café in einem der Skorte ausschenkte. Danach fühlte er sich imstande, sein Studium wiederaufzunehmen und seinen Abschluss zu machen.

Aber gesundheitlich war er noch lange nicht wiederhergestellt. Die Entzündung flammte immer wieder auf, auch wenn die Steroide dafür sorgten, dass die Ausbrüche nicht mehr ganz so schlimm wie der erste ausfielen. Mit tiefer Sorge beobachtete ich, dass die Steroiddosis alle paar Monate erhöht werden musste, um die Krankheit in Schach zu halten.

Damit wir auch sonst bloß nicht dem Glauben verfielen, das Leben sei langweilig, kam Philip eines Abends von der Arbeit nach Hause und gab bekannt, dass er befördert worden war. Da war nur ein winziges Problem: Sein neues Büro befand sich in gut 1500 Kilometer Entfernung, in Australien.

Vermisst

*Eine Katze nimmt sich das Recht heraus,
ohne jede Erklärung zu verschwinden.*

Meine Flugangst wurde durch eine neue Neurose abgelöst - Katze-im-Frachtraum-Angst. Was, wenn Cleo dort hinten erfror? Oder wenn ihre Transportkiste neben der eines Bullterriers stand, der seine Aggressionen nicht kontrollieren konnte? Ich lauschte angestrengt, ob aus dem hinteren Teil des Flugzeugs gedämpftes Miauen zu hören war. Zwei Stewards führten die Sicherheitsanweisungen mit dem Schwung von Chorsängern aus der *Rocky Horror Picture Show* vor: »Sollte eine Sauerstoffmaske herunterfallen, klimpern Sie mit den Wimpern, lassen Sie den Plastikschauch tanzen und kreisen Sie mit den Hüften!« Meine Hoffnung, die Hilferufe von Cleo zu hören, ging im Geklapper der Servierwagen, dem Schreien der Babys und den Ansagen des Piloten unter.

Ich redete mir gut zu. Vielleicht war sie ja nicht einmal im selben Flugzeug wie wir. Man hatte uns gesagt, dass sie womöglich erst vierundzwanzig Stunden nach uns ankäme.

Der Wüstenkontinent breitete sich wie ein gigantisches Fladenbrot unter uns aus. Mit jaulenden Motoren setzten wir in Melbourne zur Landung an. Ängstliche Befürchtungen verwandelten sich in freudige Erwartung und wieder zurück. Als wir unter einem riesigen blauen Himmel ins Taxi stiegen, atmete ich erst einmal tief die trockene Luft ein. Alles an Australien war größer, zuversichtlicher, extrovertierter. Ich hoffte, wir würden uns unter der gleißenden Sonne Melbournes ein neues Leben aufbauen können.

Die Mädchen standen dem Umzug mit etwa genauso viel Begeisterung gegenüber wie die Sträflinge, die vor hundertfünfzig Jahren in dieses Land verfrachtet worden waren. Im Unterschied zur britischen Justiz waren wir allerdings bereit, gewisse Kompromisse einzugehen, um ihnen die Sache schmackhafter zu machen. Kurz gesagt, wir hatten sie bestochen. Ohne die Spur eines schlechten Gewissens. Katharine hatte zunächst auf einer Känguru-Farm bestanden, sich dann aber auf ein Barbie-Haus mit Lift herunterhandeln lassen. Lydia arbeitete noch an einem Deal, weil sie in

einer dieser Pferdekutschen in die Schule gebracht werden wollte, die sie im Stadtzentrum hatte herumkurven sehen (»die mit den Pferden mit den roten Federn auf dem Kopf«).

Als das Taxi vor der von uns gemieteten Villa in Malvern, einem grünen Vorort von Melbourne, hielt, machte ich mir nach wie vor Sorgen um unsere Katze. Die arme alte Cleo. Womöglich schmachtete sie inzwischen in einem Transitgefängnis für Tiere. Vielleicht hätte ich Rosies Angebot, sie zu adoptieren, doch annehmen sollen. Rosie hatte mich darauf hingewiesen, dass Cleos fünfzehn Jahre einem Menschenalter von fünfundsiebzig entsprächen. Es sei das reinste Wunder, dass Cleo in einem derart chaotischen Haushalt wie unserem überhaupt so alt geworden sei. Dann hatte sie noch angedeutet, dass Cleos Herz auf der anstrengenden Flugreise durchaus versagen könnte. Da wäre es vielleicht menschlicher, ihr einen ruhigen Lebensabend in Rosies Katzenmenagerie zu gönnen. Aber Cleo war mit uns verwoben wie ihre Katzenhaare mit ihrer Lieblingsdecke. Wir waren nicht die perfekten Katzeneltern. Aber sie zurückzulassen wäre undenkbar gewesen.

Seit wir vor fünf Jahren aus der Schweiz zurückgekommen waren, hatte sich vieles verändert. Rob hatte die Schule mit einem Stipendium in der Tasche verlassen und nach Beendigung seines Studiums beschlossen, in Melbourne als Ingenieur zu arbeiten. Lydia war bald ein Teenager, und Katharine kam demnächst in die Schule. Steve hatte Amanda geheiratet und die beiden hatten eine Tochter bekommen. Meine Mutter hatte ihren Kampf gegen den Darmkrebs bald aufgegeben und war nach kurzer schwerer Krankheit gestorben. Ihre letzten Tage waren furchtbar gewesen, aber sie hatte dem Tod tapfer ins Auge geblickt. In dieser Zeit, als sie nur noch ein Schatten ihrer selbst war, trat ihre innere Stärke in den Vordergrund und wurde in jeder ihrer Äußerungen sichtbar. Bei ihr zu sein, als sie ihren letzten, qualvollen Atemzug tat, war zwar äußerst schmerzhaft, aber ich empfand es auch als ein Geschenk. Ich vermisste unsere Telefonate, ihre stete Ermutigung, ihren Willen, allem im Leben seine guten Seiten abzugewinnen.

Aber einige Dinge hatten sich nicht geändert. So war Cleo nach wie vor unbestritten die Königin in unserer Familie.

»Da ist was vor der Tür«, sagte Rob.

Im Schatten der Veranda stand eine große Kiste. Ich nahm an, dass es irgendetwas war, das die Vormieter vergessen hatten wegzuschmeißen. Eine Seite war vergittert. Wir traten vorsichtig näher. Hinter dem Drahtgitter schauten uns finster zwei vertraute grüne Augen an.

»Na, sieh mal einer an, wer da ist!«, rief Philip.

Die Augen blitzten ihn an, als wollten sie sagen: *Also ihr habt euch ja wirklich Zeit gelassen!*

»Cleo! Du bist schon da!«, riefen die Mädchen im Chor.

Es war typisch für Cleo, dass sie Stunden vor uns in unserer neuen Heimat eingetroffen war. Irgendwann musste sie einen der Beamten in der Quarantäneabteilung angefunkelt haben, und er hatte sie als das erkannt, was sie war, nämlich eine ägyptische Gottheit, und ihr die entsprechende VIP-Behandlung angedeihen lassen.

Cleo verschlang ihre erste australische Mahlzeit innerhalb von Minuten. Sie gewöhnte sich schneller ein als der Rest der Familie. Ich dagegen rief als Erstes massenhaft Leute in Neuseeland an, um ihnen zu berichten, dass wir gut angekommen waren. Sie klangen erfreut, von mir zu hören, aber ich hatte den Eindruck, dass wir schon bald Teil ihrer Vergangenheit sein würden.

Die Anrufe zu Hause waren der leichte Teil. Schwerer war es, unser Leben hier neu zu einzurichten – anfangen von Ärzten und Friseuren über Einkaufszentren bis hin zu Spielplätzen mussten wir uns alles neu suchen. Neue Freundschaften zu schließen schien das Allerschwerste zu sein. Als ich die Schulformulare ausfüllte, wurde mir die Bedeutung eines Kreises von netten Leuten besonders klar. Das Kästchen »Im Notfall zu benachrichtigen, z. B. Freunde, Nachbarn o. Ä.« musste ich frei lassen. Wir waren auf einer Insel der Anonymität gestrandet. Wenn wir nicht bald neue Freunde fanden, mussten wir welche erfinden. Ich hatte beschlossen, von zu Hause aus zu arbeiten und verschiedene neuseeländische Zeitungen und die Zeitschrift *Next* mit Kolumnen zu versorgen. Dadurch konnte ich zwar mit meiner treuen Leserschaft in Kontakt bleiben, aber eine einsame Angelegenheit war es doch. Vor einem Bildschirm in einem Vorort zu brüten erhöhte nicht gerade die Wahrscheinlichkeit, Gleichgesinnte kennenzulernen.

Nachdem Cleo ihre zweitägige Gefangenschaft im Haus hinter sich gebracht hatte, öffnete ich die Hintertür für sie. Sie streckte vorsichtig die

Nase hinaus. Ihre Schnurrhaare zuckten. Dann hob sie zögernd eine Pfote. Australien roch anders, ein Konglomerat aus Gartendüften, vermischt mit dem Geruch von Beutelrattenfell, Eukalyptus und Papageienfedern. Bevor ich es verhindern konnte, schlüpfte sie wie eine Forelle zwischen meinen Beinen hindurch und verschwand zwischen den Strelitzien.

»Keine Angst«, sagte ich zu Katharine. »Sie macht nur einen Erkundungsgang. Zum Abendessen ist sie wieder zurück.«

Die Abendessenszeit kam und ging. Kein Schnurrhärchen von Cleo. In den ganzen fünfzehn Jahren war sie nicht ein einziges Mal abgehauen. Die Dämmerung senkte sich über uns. Der Himmel nahm die Farbe eines Blutergusses an und es begann zu nieseln. Cleo hasste Regen. Wir riefen nach ihr. Nichts.

»Sie hat vielleicht unter dem Haus Schutz gesucht«, sagte ich in der Hoffnung, dass es so war. »Morgen Früh taucht sie bestimmt wieder auf.«

Der Regen hämmerte die ganze Nacht auf das Dach. Da stimmte doch was nicht. Australien war für seine Dürre und seine Wüsten berühmt, nicht für seine Regengüsse. Kaum dämmerte der Morgen, stand ich auf, um an den Türen und Fenstern nach einer Katze zu sehen, die hereingelassen werden wollte. Nichts. Der ganze Umzug nach Australien würde unter einem schlechten Stern stehen, wenn wir unsere geliebte Cleo verloren. Philip machte sich mit sorgenumwölckter Stirn auf den Weg, es war sein erster Arbeitstag. Nach dem Frühstück schlüpfen die Mädchen und ich in Regenmäntel und suchten laut nach Cleo rufend die Nachbarschaft ab. Eine mürrische weiße Katze starrte uns von einem Fenster aus an. Auf der anderen Straßenseite hörte ich einen Hund bellen. Cleo war zwar nicht mehr ganz so ausdauernd wie früher, aber sie war nach wie vor zäh. Aber was, wenn australische Tiere noch zäher waren? Vielleicht lief sie ja einem Rottweiler über den Weg, den sie nicht mit ihrem strengen Blick in die Flucht schlagen konnte. Und auch wenn sie noch ziemlich gut zu Fuß war, eine Eliteathletin war sie schon längst nicht mehr.

Als ich die Mädchen an diesem Abend ins Bett brachte, versuchte ich sie auf einen schlechten Ausgang der Geschichte vorzubereiten. »Cleo hatte ein langes, aufregendes Leben«, sagte ich.

»Glaubst du, dass sie tot ist?«, fragte Lydia.

»Nein«, erwiderte ich. »Ich habe das ganz starke Gefühl, dass sie lebt. Ich glaube, sie weiß, dass wir sie noch brauchen.«

Aber die Wahrscheinlichkeit stand gegen uns, wie mir insgeheim klar war. Eine alte Katze, die in einem neuen Land von zu Hause weglief, hatte eine Überlebenschance von tausend zu eins, und mit jeder Stunde, die verging, wurde diese Chance noch kleiner.

Am nächsten Tag ließ der Regen nach. Wir suchten erneut die Nachbarschaft ab. Vom vielen Rufen war ich schon ganz heiser. Kreuz und quer liefen wir durch Gässchen und über einen großen Bauhof. Wir durchkämmten den Spielplatz am anderen Ende der Straße. Die viel befahrene Hauptstraße ein paar Häuser weiter abzusuchen, war sinnlos. Wenn Cleo diese Richtung eingeschlagen hatte, würden wir sie nie wiedersehen.

Mit schwerem Herzen kehrten wir nach Hause zurück. Jetzt wünschte ich, ich wäre klug genug gewesen, Rosies Angebot anzunehmen, dann hätte Cleo ihren Lebensabend bei einer ausgewiesenen Katzenfreundin verbringen können. Was für eine blödsinnige Idee, in ein neues Land zu ziehen! Wir mussten verrückt sein, uns einzubilden, dass wir über genügend Charme und Energie verfügten, um neue Freunde zu finden. Ich schluckte die Tränen hinunter, legte meine Arme um die Schultern der Mädchen und krächzte ein letztes, hoffnungsloses »Cleeeee!«. Die Häuser und Bäume in unserer neuen Nachbarschaft antworteten mit einem tiefen Schweigen.

Dann huschte an dem Haus auf der anderen Straßenseite, wo der Hund gebellt hatte, ein Schatten entlang. Die Gestalt kam näher und zwängte sich durch zwei Gardenienbüsche. Zuerst hielt ich es für eines dieser merkwürdigen australischen Tiere, einen Stadt-Wombat vielleicht. Aber es hatte Ohren und Schnurrhaare ... und ... Cleo trottete über die Straße direkt in unsere Arme! Wir haben nie herausbekommen, wo sie gewesen war und ob eine andere Familie versucht hatte, sie mit dem Inhalt ihres Kühlschranks zu verführen. Was auch immer sie vorgehabt hatte, zu guter Letzt hatte sie sich jedenfalls für uns entschieden.

Alles in Australien war aufregender und bunter – auch die Vogelwelt. Ich ging davon aus, dass Cleo ihre Schreckensherrschaft über die gefiederten Freunde wieder aufnehmen würde, sobald sie sich hier ein wenig besser auskannte. Aber mit den australischen Vögeln sollte man sich besser nicht anlegen. Sie sind mindestens so energisch wie Dame Edna unter

Hormonersatz und es steht ihnen ganz und gar nicht der Sinn danach, Katzenfrühstück zu werden.

Cleo war wie geblendet von der Farbenpracht der Allfarbloris, die es sich in unserem Hinterhof auf dem Birnbaum gemütlich machten. Sie leckte sich die Lippen, während sie vermutlich überlegte, was für hübsche Zahnstocher ihre grünen und roten Federn abgeben würden. Währenddessen keckerten die Vögel höhnisch über die alte schwarze Katze. Sie wussten genau, wenn sie in ihre Nähe kam, würden sie sie in Stücke reißen und die Einzelteile mit ihren Schnäbeln filetieren.

Zwei Elstern beschlossen, sich stellvertretend für die gesamte Vogelfamilie zu rächen. Als ich eines Nachmittags aus dem Fenster blickte, sah ich Cleo mit gesenktem Kopf und eingeklemmtem Schwanz auf das Haus zurennen. Die beiden Elstern jagten wie zwei Spitfires hinter ihr her und schlugen übermütig Kapriolen. Ich lief zur Tür und riss sie gerade noch rechtzeitig auf, damit Cleo sich in Sicherheit bringen konnte.

Allerdings konnten uns unsere vier Wände nicht vor allem Unheil schützen. Gerade als wir dachten, wir hätten uns an das neue Leben gewöhnt, ereilte uns unser erster Vierzig-Grad-Tag. Ich hatte stets laut getönt, dass ich ein Mensch sei, der Wärme bräuchte. Ein paar zusätzliche Grad wären doch wunderbar. Da ich aus einem Land stammte, wo man mit jedem Sonnenstrahl geizen musste, riss ich also sämtliche Fenster und Vorhänge auf. Es ging doch nichts über ein bisschen Durchzug. Nur kam dieser Durchzug direkt aus dem sengend heißen Roten Zentrum in unser Wohnzimmer. Einem Monster gleich schlich die Hitze durch unser Haus. Statt hindurchzuwehen, wie es sich gehörte, setzte sie sich in jedem Zimmer fest und breitete sich wie Nebel aus, bis sie jede Ecke ausfüllte und bis hoch zur Decke reichte. Meine Arme und Beine schwollen auf den doppelten Umfang an. Die Haare hingen mir in feuchten Strähnen herab. Das Herz pochte mir in den Ohren. Wie gelähmt saß ich auf dem Sofa, unfähig mich zu bewegen. Ich schaffte es gerade noch, einen Korb frisch gewaschener Wäsche auf die Leine zu hängen. Unsere Unterwäsche fing im Wüstenwind fast Feuer.

Wir waren alle völlig fertig, aber am schlimmsten traf es Cleo. Ihr schwarzes Fell nahm die Wärme auf und verbreitete sie wie eine Zentralheizung im ganzen Körper. Normalerweise tat sie nichts lieber, als sich vor dem offenen Kaminfeuer zu grillen, aber jetzt lag sie wie tot auf der

Seite, die Beine starr von sich gestreckt, die Zunge hing ihr zum Zeichen der Kapitulation aus dem Maul.

Und die ganze Zeit über wurde Rob wieder schwächer. Die Krankheit flammte immer häufiger und immer heftiger auf. Er war mit seinen vierundzwanzig Jahren ein fertiger Ingenieur, aber an ein normales Arbeitsleben war gar nicht zu denken. Wie schwach er war, wurde mir an dem Tag klar, als wir ihn zu einem Spaziergang mitnehmen wollten: Er konnte gerade einmal die Entfernung zwischen zwei Laternenpfosten zurücklegen. Sein Gastroenterologe erklärte ihm, dass er unmöglich länger solche hohen Dosen Steroide zu sich nehmen konnte. Rob willigte ein, einen Darmchirurgen aufzusuchen.

Ich machte mir nicht nur um seine Gesundheit, sondern auch um sein Sozialleben Sorgen. Er hatte sämtliche Schul- und Studienfreunde in Neuseeland zurückgelassen, während er in Australien so gut wie niemanden seines Alters kannte. Als ich das einmal Trudy, einer der Mütter aus Katharines Schule, gegenüber erwähnte, brachte sie kurz darauf ihre Nichte Chantelle mit zu uns, um sie Rob vorzustellen. Chantelle, eine hübsche junge Frau, war in ihrer Lebhaftigkeit sehr einnehmend. Merkwürdigerweise spürte ich bei ihr ein ähnliches unmittelbares Wiedererkennen wie damals bei Philip. Ich erklärte es mir mit Chantelles Offenheit. Sie gehörte zu den Menschen, die man schnell ins Herz schloss. Chantelle nahm Rob zu einem Football-Spiel mit und stellte ihn ihrem jüngeren Bruder Daniel vor. Ich hatte den Eindruck, dass Rob sich für sie interessierte, aber auf etwas anderes als Freundschaft zu hoffen, wäre sinnlos gewesen. Nicht wenn ihm ein so schwerwiegender Eingriff drohte.

Die Angst setzte sich wieder in meinem Herzen fest. Die Vorstellung, dass Rob sich dieser radikalen Operation unterziehen sollte, war schrecklich. Niemand will, dass das eigene Kind verstümmelt wird. Was, wenn die Operation misslang? Wenn er sich gegen die Operation entscheiden sollte, konnte die Zukunft allerdings noch düsterer aussehen. Ein Blick auf sein blasses von den Steroiden aufgequollenes Gesicht genügte, um mich zu überzeugen. Er starb vor unseren Augen.

Als ich eines Morgens die Küchentür öffnete, entdeckte ich auf dem gepflasterten Gartenweg ein dickes Drosselkücken, das völlig verschreckt auf dem Rücken lag. Cleo wurde wirklich langsam alt. Vor gar nicht so

langer Zeit hätte sie sich schon längst über den Vogel hergemacht. Die Augen des Kükens blitzten ängstlich auf. Über ihm auf dem Zaun saßen zwei erwachsene Drosseln, die Eltern, und veranstalteten ein Riesenspektakel, das mich überhaupt erst nach draußen gelockt hatte.

Als ich sah, wie Cleo sich sprungbereit macht, stieg Wut in mir auf. Wie konnte sie in der einen Minute so nett und liebevoll sein und schon in der nächsten kaltblütig eine Familie zerstören? Aber ausnahmsweise hatte ich die Gelegenheit, einen ihrer Ritualmorde zu verhindern. Ich schnappte sie mir, trug sie ins Haus und warf die Tür hinter uns zu.

Den ganzen Nachmittag über beobachteten Cleo und ich, wie die erwachsenen Vögel zwischen dem Zaun und einem riesigen Kamelienbusch hin und her flogen. Mit ihren verzweifelten Rufen versuchten sie ihr Junges dazu zu bringen, um sein Leben zu kämpfen. Ich konnte ihre Verzweiflung gut nachvollziehen. Wenigstens wurde ihnen das Grauen erspart, zusehen zu müssen, wie ihr Junges verstümmelt wurde, dachte ich. Wobei das Wörtchen »wenigstens« für mich seit jeher einen drohenden Beiklang hatte.

Cleo ärgerte sich über meine Gefühlsduselei. *So ist die Natur, du Dummkopf*, schien sie mir sagen zu wollen. *Du machst es nur schlimmer. Lass mich raus, dann bereite ich dieser Quälerei ein rasches Ende.*

Auch am nächsten Morgen ließ ich sie nicht aus dem Haus. Der kleine Vogel hatte sich nicht von der Stelle gerührt. Reglos starrte er ins Leere, die Krallen in einer Geste der Erstaunens gekrümmt. Ich schluckte die Tränen hinunter. Überrascht stellte ich fest, dass die Eltern noch immer in dem Kamelienbusch wachten und ungläubig auf ihr totes Kind starrten. Ich war nie auf die Idee gekommen, dass Vögel genauso wie Menschen um ihren toten Nachwuchs trauerten. Wie Sam oft gesagt hatte, ist die Tierwelt vielschichtiger und schöner, als den Menschen klar ist.

Cleo beobachtete die Szene von einem Fenster aus und leckte sich dabei lässig die Pfoten. In diesem Moment fiel es mir wirklich schwer, sie zu mögen.

Heilschnurren

*Eine Katzen-Krankenschwester ist hingebungsvoller
als ihr menschliches Gegenstück, auch wenn ihre Methoden
etwas unkonventionell sind.*

Die Ursache von Colitis ulcerosa und ihres schrecklichen Veters Morbus Crohn liegt nach wie vor im Dunkeln. Genauso ist es ein Rätsel, warum diese Darmerkrankung vor allem junge Menschen zwischen fünfzehn und fünfunddreißig befällt, wobei ich im Falle meines Sohnes den Verdacht hatte, dass die unbewältigte Trauer über den Tod seines Bruders Mitschuld hatte. Bislang gibt es außer der operativen Entfernung des Darms noch keine Therapie.

Rob wollte nicht, dass wir um die Operation ein großes Theater machten. So als wäre es ein ganz normaler Tag, an dem wir in der Stadt zu Mittag essen wollten, fuhren wir also ins Krankenhaus. Die Straße folgte der Biegung des Flusses, und ich dachte an die Hände des Chirurgen. Ich hoffte, sie würden an diesem Tag ihr Bestes tun. Was soll man seinem Sohn sagen, dem ein großer Eingriff bevorsteht, durch den sein Körper für alle Zeiten verändert (verstümmelt?) sein würde?

»Ist das Licht auf dem Wasser nicht wunderschön?«

Er grunzte zustimmend. Wenn die Operation wie durch ein Wunder erfolgreich verlaufen sollte, dann würde er dadurch ein neues Leben erhalten. Ich versuchte nicht daran zu denken, was ihm bevorstand. Man wollte knapp drei Meter seines Dickdarms entfernen, was bedeutete, dass er mit einem Kolostomiebeutel nach Hause zurückkehren würde. Es war so ungerecht. Er war als vollkommenes Wesen zur Welt gekommen. Ich hatte meine ganze mütterliche Energie darauf verwendet, dass es auch so blieb. Der Versuch, ihn durch reine Willenskraft zu heilen, war gescheitert. Wenn alles gutging, dann würde man den Kolostomiebeutel bei einer zweiten Operation nach acht Wochen wieder entfernen können, so dass er wenigstens (wenigstens, wenigstens – wieder dieses schreckliche Wort) den Anschein körperlicher Normalität zurückerlangen würde.

Wir sprachen nur das Nötigste. Zahnbürste? Ja. Rasierapparat? Ja. Warum nur konnte er nicht die eine Sache haben, auf die es ankam? Gesundheit? Nein. Wir nahmen den Aufzug in den achten Stock, wo ein kleiner grauer Raum auf ihn wartete. Ein Kreuz an der Wand erinnerte an junge Männer, die vor ihm mehr hatten leiden müssen, als sie verdienten. Er setzte sich auf einen Stuhl mit Armlehnen, der kein bisschen bequem wirkte. Aber einen schönen Blick auf die Stadt hatte man von hier aus.

»Da drüben ist wahrscheinlich Chantelle«, sagte er und deutete auf einen riesigen grauen Würfel. »Die Uni.«

Mein Herz zog sich zusammen. Dass in diesem Körper, der nicht richtig funktionieren wollte, die Bedürfnisse eines vierundzwanzigjährigen Mannes steckten, war das Schlimmste. Sämtliche anderen Patienten auf dem Flur waren schon jenseits der siebzig.

Wir verfielen in Schweigen, das erfüllt war von unseren Gedanken.

»Ich liebe dich«, sagte ich. Diese Worte drückten nur einen winzigen Bruchteil meiner Gefühle für meinen schönen, sensiblen, katzenliebenden Sohn aus.

»Du kannst jetzt gehen«, sagte er, ohne den Blick vom Fenster abzuwenden.

»Soll ich nicht bleiben, bis sie dich aufgenommen haben?«

Er schüttelte den Kopf. »Richte Cleo aus, dass ich bald wieder zu Hause bin«, sagte er.

Als ich beim Verlassen der Station einen Blick zurückwarf, sah ich eine einsame Gestalt auf einem Stuhl vor einem Fenster sitzen.

Draußen ging ich über die Straße, wo ich eine kleine Kirche entdeckte. Sie war im Kolonialstil aus Holz gebaut und erinnerte mich an die Kirche, in der ich mich als Kind so sehr abgemüht hatte, Gottes Gebote zu lernen. Wieder versuchte ich zu beten, aber mein Gespräch mit Gott fiel wie immer recht einseitig aus.

Im Park unter den weit ausgebreiteten Armen der Bäume fand ich mehr Trost. Hier, zwischen all den Blumen und Blättern, in denen das Leben pulsierte, fiel es mir leichter, mir Gott vorzustellen. Tod und Verwesung waren hier auf eine Weise mit Schönheit verwoben, die natürlich und beruhigend wirkte.

Gierig sog ich die frische Luft ein und dankte den viktorianischen Vorfahren, die zu dem Schluss gekommen waren, dass ein Krankenhaus

einen Park in seiner Nachbarschaft brauchte. Wiesen und Bäume nahmen die Sorgen der Menschen in sich auf und halfen ihnen, sie im richtigen Licht zu sehen.

Sechs endlos lange Stunden später kramte ich in meiner Handtasche. Meine Hand zitterte und schwitzte so stark, dass ich kaum das Handy an mein Ohr halten konnte. Die Stimme des Chirurgen klang müde, nüchtern, aber auch ein wenig euphorisch.

»Die Operation ist gut gelaufen«, sagte er.

Cleo und ich pflegten Rob nach seiner ersten Operation und auch nach der nächsten zwei Monate später. Als er schon wieder ein wenig zu Kräften gekommen war, legte er sich Cleo oft auf den Bauch und ließ ihr kehliges Schnurren durch seine Wunden vibrieren. Es ist längst bewiesen, dass Haustiere auf Menschen lebensverlängernd wirken, die Heilkraft des Schnurrens von Katzen ist dagegen noch ein Forschungsdesiderat. Es ist ein ursprünglicher Klang wie das Geräusch von Wellen, die ans Ufer branden. Die reinste Medizin.

Man weiß, dass Katzen nicht nur schnurren, um ihr Wohlbehagen auszudrücken, sondern auch wenn sie starke Schmerzen haben. Es heißt, die beruhigende Wirkung des Katzenwiegenlieds komme daher, dass es sie an die Zeit erinnert, als sie sich als Junge an das Fell der Mutter schmiegen. Ich wäre nicht weiter überrascht, wenn sich eines Tages zeigen würde, dass das Schnurren ein noch viel größeres Potenzial hat und zum Beispiel krankes Gewebe durch die Vibration geheilt wird.

»Hör es dir mal genau an«, sagte Rob eines Tages. »Es ist eine Mischung aus Gurgeln und Brummen – ein Brurgeln.«

»Erinnerst du dich, dass du als Kind immer erzählt hast, Cleo würde mit dir reden?«, fragte ich. »Hat sie das eigentlich wirklich gemacht?«

»Damals glaubte ich das.«

»Spricht sie immer noch mit dir?«, fragte ich, wobei ich mir zu diesem Zeitpunkt natürlich keine Sorgen mehr um seinen Geisteszustand machte. Mir war schon vor Jahren klargeworden, dass Rob eine besondere Beziehung zu Cleo hatte, die nur Gutes brachte.

»Manchmal in Träumen.«

»Was sagt sie?«

»Inzwischen spricht sie nicht mehr in dem Sinne mit mir, sondern zeigt mir irgendwelche Sachen. Manchmal kehren wir zurück in die Zeit, als Sam noch gelebt hat. Wir laufen gemeinsam den Ziegenpfad rauf und runter. Ich glaube, sie will mir damit sagen, dass alles in Ordnung kommt.«

Cleo streckte ihre Vorderbeine, machte einen Buckel und riss ihr Maul zu einem höllenschlundartigen Gähnen auf. Ihr Auftritt in Robs Träumen war nichts weiter als ein netter Zeitvertreib, was sie betraf.

Wie gerne hätte ich mit Rob getauscht, um ihn von seinem Leid zu befreien. Aber wenn ich das sagte, zuckte er nur mit den Achseln. Die Krankheit sei auch ein Geschenk, erklärte er. Ich erschauerte, wenn er so etwas sagte. Dann klang er wie ein alter Mann. Wobei ihm seine Erfahrungen natürlich eine Reife über seine Jahre hinaus verliehen.

»Ich habe gute und ich habe schlechte Zeiten gehabt«, erklärte er. »Eins kann ich dir sagen, die guten sind besser. Wenn man hartes, altes Brot gegessen hat, dann weiß man das weiche, das frisch aus dem Ofen kommt, erst richtig zu schätzen.«

Robs Körper gewöhnte sich langsam wieder an die Aufnahme fester Nahrung, auch wenn er immer noch wie der Überlebende eines Kriegsgefangenenlagers aussah. Ich stellte mir die bange Frage, ob er, wenn sein Körper aus irgendeinem Grund nicht richtig heilen und es zu Komplikationen kommen würde, überhaupt noch genug Kraft aufbringen konnte, um zu kämpfen. Glücklicherweise war er jung und schien Energiereserven aus der Zeit zu haben, als er viel Sport gemacht hatte.

Cleo, die eine gewissenhaftere Pflegerin war als ich, trottete ihm durch das ganze Haus hinterher, kuschelte sich in seine Decke und überreichte ihm gelegentlich ein kleines Geschenk in Form einer enthaupteten Eidechse.

In den langen Tagen, die wir gemeinsam zu Hause verbrachten, durfte ich Rob besser kennenlernen. Nur wenige Mütter haben das Glück, dass sich ihnen ihre Söhne mit Mitte zwanzig in dieser Offenheit mitteilen. Seine Krankheit brachte uns so einander auf eine unverhoffte Weise näher.

»Früher habe ich mir oft gewünscht, es leichter zu haben«, sann er. »Manche Leute lassen sich durch den Alltag treiben, alles scheint wie am Schnürchen zu laufen. In ihrem Leben finden keine Tragödien statt. Dauernd erzählen sie, wie glücklich sie sind. Aber manchmal habe ich den Eindruck, dass sie nur halb leben. Und wenn dann etwas schiefgeht, und

das tut es früher oder später immer, wirft sie das völlig aus der Bahn. Vorher ist ja nie etwas richtig Schlimmes passiert. Da denken sie, dass jedes kleine Problemchen wie ein verlorener Geldbeutel ein Mordsding ist. Das kann ihnen einen ganzen Tag die Laune verderben. Sie haben keine Ahnung, wie es ist, wenn man tatsächlich einen schlimmen Tag hat. Wenn sie es dann herausfinden, ist es für sie kaum zu ertragen.«

Er hatte seine eigene Begründung dafür, dass man jede Minute des Lebens genießen sollte. »Durch Sam habe ich erfahren, wie schnell sich Dinge ändern können. Durch ihn habe ich gelernt, dass ich jeden Moment schätzen und mich nicht an irgendetwas festklammern soll. Dann ist das Leben viel aufregender und intensiver. Das ist wie bei dem Joghurt, das nach drei Tagen schlecht wird. Es schmeckt viel besser als das Joghurt, das drei Wochen hält.«

Mein junger Philosoph im Bademantel hatte Weisheiten auf Lager, mit denen er jedem östlichen Mystiker hätte Konkurrenz machen können. Aber tief in unserem Inneren wussten wir beide, dass er dieselben Träume wie jeder junge Mensch hatte. Mehr als alles andere sehnte er sich nach Liebe und Glück.

Verbindung

*Eine Katze, die in einem Traum erscheint,
ist nicht weniger real als eine, die über den Küchenboden tappt.*

Die übersinnlich begabte Katze ist auf verschiedene Weise mit der Welt verbunden. Sie kann sich genauso leicht in einen Traum wie in eine Küche schleichen. Dort wartet sie auf ihrem Lieblingsfensterbrett und weiß genau, wann ihre Sklaven zu ihr nach Hause zurückkehren. Sie ist eine Wächterin mit überirdischen Kräften und umgibt die Menschen, die sie mit ihrer Gegenwart beehrt, mit einem Schutzschild. Manchmal wissen diese um ihre Fähigkeit, zwischen den Welten hin und her zu wechseln. Meistens nicht.

Zwei Monate später war Rob immer noch so dürr wie ein Zaunpfahl, und soweit ich es mit meinem ängstlichen mütterlichen Blick einschätzen konnte, immer noch nicht ganz gesund. Aber das hielt ihn nicht davon ab, eine Abenteuerreise mit zwei Schulfreunden, den »Jungs«, zu planen. Sie wollten durch die Wüste zum roten Herzen Australiens fahren, Uluru. Drei Wochen lang. Zu sagen, dass ich mir Sorgen machte, wäre eine Untertreibung. Ich musste allerdings akzeptieren, dass Rob keine Lust hatte, bis ans Ende seiner Tage als Invalide herumzulaufen. Er sehnte sich nach dem abenteuerlustigen Leben eines ganz normalen jungen Mannes, wenn auch die damit verbundenen Gefahren die Knie seiner Mutter zum Schlottern brachten.

Ichklärte die Jungs darüber auf, dass das Outback nichts anderes als ein riesige Freigehege für Tiere war, die quasi bis an die Zähne bewaffnet waren. Angefangen bei Krokodilen bis zu Haien, Schlangen, Spinnen und Ameisen waren sie alle Profikiller, denen es an jeder Zuneigung für die menschliche Spezies mangelte. Selbst Kängurus konnten zu Mördern werden, wenn sie versehentlich in die Windschutzscheibe eines Autos krachten, dessen Fahrer von der untergehenden Sonne geblendet wurde.

Sie hörten mir zu und nickten verständig. So dumm waren sie nicht, dass sie bewusst ein Risiko in Kauf genommen hätten.

Was mir noch mehr Sorgen als die Wildtiere machte, war die Möglichkeit, dass das Auto liegenbleiben könnte. Seit seiner Operation sollte Rob so viel

Flüssigkeit wie möglich zu sich nehmen. Wenn das Auto mitten in der Wüste schlappmachte, dann könnte der Wassermangel zu einem ernstem Problem werden. Die Jungs versicherten mir, sie würden immer genug Wasser dabei haben. Eigentlich waren sie ja auch keine Jungen mehr, sondern erwachsene Männer, die für nichts mehr eine elterliche Einwilligung brauchten. Mir blieb also nichts anderes übrig als ihnen zu vertrauen.

»Worüber machst du dir eigentlich solche Sorgen?«, fragte Philip mich eines Nachts, als ich nicht schlafen konnte. »Die Freunde von Rob sind toll. Sie haben doch bewiesen, wie zuverlässig sie sind, als sie ihn jeden Tag im Krankenhaus besucht haben. Sie wissen, was er durchgemacht hat. Sie würden ihn niemals im Stich lassen.«

Der klappprige Ford schien sich für eine Fahrt durch die riesige leere Mitte von Australien nicht besonders gut zu eignen. Sie beteuerten, sie hätten eine hypermoderne, schlangensichere Campingausrüstung. Wenn ich mir vorstellte, wie sie unter der stahlblauen Himmelsschüssel über das ausgedorrte Land krochen, hätte ich sie am liebsten angefleht, zu Hause zu bleiben und etwas Ungefährliches und Vernünftiges zu unternehmen – einen Kochkurs besuchen, Tanzunterricht nehmen. Alles, nur nicht das. Aber ich war schon lange genug Mutter, um zu wissen, dass es oft das Klügste ist, den Mund zu halten. Ich hoffte, dass das auch dieses Mal zutraf.

An dem Tag drei Wochen später, an dem wir sie zurückerwarteten, lief Cleo im Flur auf und ab. Sie sprang auf das Fensterbrett und starrte auf die Straße, dann sprang sie zurück auf den Boden und lief wieder durch den Flur. Sie war nervös wie eine Kobra auf einer Wüstenpiste. Als ich sie hochnahm, versetzten wir uns gegenseitig einen elektrischen Schlag. Sie legte die Ohren an, wand sich unwillig hin und her. Ich ließ sie los, so dass sie ihre Wanderung wieder aufnehmen konnte.

»Keine Sorge, altes Mädchen«, sagte ich und sprach nicht nur der Katze, sondern auch mir selbst gut zu. »Es ist bestimmt alles gut gegangen.«

Springflutartig stieg die Erleichterung in mir auf, als das von rotem Wüstenstaub überzogene Auto in unsere Straße einbog. Mit Cleo auf dem Arm lief ich ihnen entgegen. Mein Sohn hievte seine knapp einsneunzig vom Rücksitz und ließ sich mit leicht gequältem Gesichtsausdruck von mir umarmen. Es wunderte mich noch immer, dass das Kind, das sich früher einmal auf die Zehenspitzen gestellt hatte, um seiner Mutter einen Kuss zu

geben, jetzt den Kopf beugen musste, um sich von ihr küssen zu lassen. Ängstlich musterte ich ihn und stellte fest, dass er kräftiger geworden zu sein schien.

»Wie war's?«, fragte ich.

»Fantastisch!«

Wir überredeten die Jungs, zum Grillen zu bleiben, bevor sie sich auf den Heimweg machten. Im Schein der Kohlenglut betrachteten wir die aufgehenden Sterne.

»Es gibt nichts Schöneres als den Nachthimmel«, seufzte Rob. »Wenn mir alles zu viel wird, dann muss ich nur an die Sterne denken und an all die Dinge, auf die sie herunterblicken. Wir hier auf Erden nehmen unser jämmerliches Dasein doch sehr ernst. Und selbst wenn wir ein wichtiger Teil des Ganzen sind, sind wir doch nur ein winziges Teilchen im Universum.«

Cleo ergriff die Gelegenheit, während seiner Ausführungen die Tomatensoße von seinem Teller zu lecken.

»Ich hatte ein erstaunliches Erlebnis in der Wüste«, fuhr er fort. »Als wir eines Nachts an einer einsam gelegenen Stelle in der Nähe von Katherine Gorge zelteten, träumte ich von einer ziemlich merkwürdigen weißen Katze. Sie hatte sieben Herzen und saß am Ufer eines Binnenmeers.«

»Hat sie dir Angst gemacht?«, fragte ich.

»Nein, sie war weise, eine Art Lehrerin. Und sie sprach mit mir.«

»Oh nein!« Ich lächelte. »Nicht schon wieder. Was hat sie denn gesagt?«

»Sie hat mir gesagt, dass ich seit vielen Jahren von einer Katze beschützt werde, dass die Katze mich mit den richtigen Leuten zusammengeführt hat. Sie sagte, dass unsere Welt weiterhin von Traurigkeit und Schmerz heimgesucht werden würde, bis wir die wichtigste Lektion beherrschten. Um all unsere Fähigkeiten richtig nutzen zu können, müssen wir Angst und Gier durch Liebe ersetzen - um unserer selbst, der anderen und des Planeten willen, auf dem wir leben.

Dann sagte die weiße Katze noch, dass meine Katzenbeschützerin mir geholfen hat, alle möglichen Arten der Liebe zu finden. Es gebe nur noch eine Art von Liebe, die sie mir beibringen könnte, und ich wüsste darüber schon mehr, als mir klar sei. Wenn ich diese Liebe entdeckt hätte, dann wäre ihre Aufgabe auf Erden abgeschlossen.«

Eine Sternschnuppe schoss über den Himmel. Ich war sprachlos.

»Das eigentlich Merkwürdige kommt aber erst noch«, fuhr Rob fort. »Dieser Traum war so seltsam, dass ich ihn am nächsten Morgen den Jungs erzählte. Ich beschrieb auch die Lagune und die Hügel darum herum. Sie lachten natürlich, als ich das von der sprechenden Katze erzählte. Aber nach ein paar Stunden stießen wir auf eine Stelle, die genauso aussah wie die Landschaft in meinem Traum. Die Lagune, die Hügel, alles war da. Wenn ich den Jungs nicht schon vorher bis in alle Einzelheiten davon erzählt hätte, hätten sie mir niemals geglaubt. Ein Aborigine kam zu uns undklärte uns über die Gegend dort auf. Er sagte, es sei einmal ein heiliger Ort gewesen, den die Leute aufsuchten, um sich heilen zu lassen. Er deutete auf die sieben Hügel am Rand der Lagune. Solange sich irgendjemand erinnern konnte, sagte er, hätten die Einheimischen sie die Katzen genannt.«

Von ihrem Aussichtspunkt auf Robs Schulter musterte Cleo die Menschengesichter im Schein der Glut und zwinkerte.

*Vergebung**Eine Katze vergibt - meistens.*

Der Länderwechsel hatte unter anderem den Nachteil, dass wir nicht mehr auf verlässliche Freunde zurückgreifen konnten, die auf Cleo aufpassten, wenn wir in die Ferien fuhren.

Zwar lernten wir unsere neuen Nachbarn langsam besser kennen, aber es schien zu früh, ihnen eine solch schwere Verantwortung zu übertragen. In einer Katzenpension hatten wir sie noch nie untergebracht. Ich fragte mich, ob es eine freiheitsliebende Katze wie Cleo eine Woche lang im kätzischen Äquivalent zu Guantánamo Bay aushalten könnte. Aber sie hatte bewiesen, dass sie flexibel war und einiges wegstecken konnte. Daher nahm ich an, dass sie auch damit fertig würde.

Solche Annahmen sind gefährlich. Zwei Tage nachdem wir sie aus der Katzenpension abgeholt hatten, floss aus ihren Augen eine klebrige Flüssigkeit. Sie wollte nicht fressen und fing an zu husten. Das erste Mal in ihrem Leben war Cleo ernsthaft krank.

Der Tierarzt in unserem Viertel war dick und rotgesichtig und hatte einen weißen Haarbüschel auf dem Kopf. Er drückte mit seinen groben Wurstfingern an ihr herum.

»Wie alt ist sie?«, fragte er und musterte unsere geliebte Katze mit einem Blick, als wäre sie etwas, das er von seinen Schuhsohlen abgekratzt hatte.

»Sechzehn.«

Er sah mich ungläubig an.

»Sind Sie sicher?«

»Natürlich. Wir haben sie kurz nach dem Tod unseres älteren Sohnes bekommen.«

»Tja, wenn Sie sicher sind, dass sie schon so alt ist ...« Er seufzte. »Ich würde mir nicht allzu große Hoffnungen machen. Nach der durchschnittlichen Lebenserwartung einer Katze hätte sie eigentlich schon vor sechs Jahren sterben müssen.«

Was für ein herzloser Tierarzt! Wie konnte er nur so etwas sagen? Vor ewig langer Zeit musste er einmal so viel Zuneigung für Tiere verspürt

haben, dass er sich vorstellen konnte, ihnen sein Leben zu widmen. Aber entweder hatte sich das Mitgefühl von einst aufgebraucht oder er brachte es aus irgendeinem Grund nur Cleo nicht entgegen. Vielleicht war er aber auch bezüglich meiner Fähigkeiten als Katzenmutter der gleichen Meinung wie Rosie. Oder seine Frau hatte ihn gerade wegen des Kieferorthopäden an der Ecke verlassen. Das konnte man ihr nicht verübeln.

»Ich will nichts versprechen, aber wir könnten es mit einem Antibiotikum versuchen, wenn Sie möchten.«

Wenn Sie möchten? Glaubte der Mann etwa, dass wir bereit waren, sie mir nichts, dir nichts aufzugeben?

»Ja, bitte, machen Sie das. Sie ist wie ein Mitglied der Familie für uns.«

Ihm war offenbar nicht klar, dass Cleo seit vielen Jahren über unser Haus gewacht hatte und dass sie nirgends hingehen würde, soweit es uns betraf.

»Wenn das so ist, würde ich an Ihrer Stelle die Familie auf das Schlimmste vorbereiten.«

Die Mädchen schluckten die Tränen hinunter, als ich ihnen erklärte, was der Tierarzt gesagt hatte. Bei beiden hatte Cleo schon über den Rand der Wiege gelinst. Cleo war wie eine Ersatzmutter für sie.

»Das ist der Lauf der Dinge«, sagte ich und klang dabei mehr wie meine Mutter, als ich vorgehabt hatte. »Wir hatten Glück, sie so lange bei uns haben zu dürfen.«

Zu unserer großen Freude waren Cleos Augen ein paar Tage später wieder klar und auch ihr Schniefen hörte auf. Nach nicht einmal einer Woche verschlang sie wie gewohnt ihr Fressen. Keine Stubenfliege, kein Gummiband oder Strumpf war vor ihr sicher. Ihr Fell glänzte wieder. Sie tänzelte über den Küchentisch und kletterte die Vorhänge hinauf. Cleo war so munter wie eh und je. Der Tierarzt mochte ja gemeint haben, dass sie wie ein wandelnder Leichnam aussah, doch wenn man nach Cleo selbst ging, dann stand sie nach wie vor in der Blüte ihrer Jahre.

Aber wir hatten einen Warnschuss erhalten. Das Alter saß ihr in den Knochen, auch wenn sie es ganz gut überspielte. Sie schlief mehr als früher und wurde empfindlicher gegen Kälte.

Dabei nahm sie das Alter mit einer Würde an, die einer Herzogin Ehre gemacht hätte. Das Miauen, das einst so niedlich und gefällig geklungen hatte, wurde zu einem autoritären Maunzen. Cleo hatte in ihrem langen Leben jede erdenkliche Form menschlichen Betragens kennengelernt. Sie

wusste, wann man Stellung beziehen musste und wann man besser verschwinden sollte, und einen Fluchtweg hatte sie bislang noch immer gefunden. In ihrer Jugend hatte sie dennoch nicht einmal mit den Schnurrhaaren gezuckt, wenn Lydia sie kopfüber herumgetragen hatte. Vor gar nicht so langer Zeit hatte sie es hingenommen, dass Katharine ihr am Melbourne Cup Day einen Hut aufgesetzt und eigens für diese Gelegenheit gestrickte Handschuhe übergestreift hatte. Auch da hatte Cleo außerordentlich viel Geduld und Liebe bewiesen.

Angesichts ihres fortgeschrittenen Alters beschlossen die Mädchen und ich, dass es an der Zeit für einige Umstellungen war. Kaum ausgewachsen, hatte Cleo darauf bestanden, ihre Nächte im Freien zu verbringen, um im Mondenschein über die Dächer zu spazieren. Selbst bei Kälte hatte sie am liebsten unter dem Haus in der Nähe des Heizkessels geschlafen. Damit war jetzt Schluss. Von nun an würde sie zu einer Wohnungskatze werden. Voraussetzung war natürlich, dass wir ein Bett fanden, das sie als ihrer würdig empfand.

Nachdem sie eine ganze Dynastie von Sitzsäcken für sich vereinnahmt und zerstört hatte, musste sie den Riesensitzsack lieben, den ich in der Zoohandlung für sie gekauft hatte. Gut, er war eigentlich für einen großen Hund gedacht, aber das wusste Cleo ja nicht.

Cleo verfügte über einen eingebauten Radar, der im Umkreis von tausend Hofhundketten alles, was mit Hunden zu tun hatte, anzeigte. Das Hundebett konnte nicht nach Hund gerochen haben. Es war funkelnagelneu. Vielleicht steckten ja die Gedankenreste desjenigen darin, der es genäht und über die Nähmaschine gebeugt überlegt hatte, welcher Hund irgendwann einmal darauf schlafen würde - ein Dalmatiner, ein Schäferhund oder die gute alte Promenadenmischung.

Obwohl wir ihr auf jede erdenkliche Weise vorführten, wie bequem und schick das Hundebett war, machte Cleo einen weiten Bogen darum. Wir schleppten es zu den schönsten Ecken des Hauses - vor den Kamin, an die sonnige Stelle auf dem Küchenboden. Es half alles nichts. Cleo rümpfte die Nase.

Ich gab auf und verfrachtete das Ding unters Haus für die Ratten (oder wer sonst dort unten unsere Sachen annagte). Vielleicht reichte ja auch ein Bett einfach nicht. Vielleicht wollte Cleo uns sagen, dass sie mehr Schlafplätze brauchte - ein Tagbett und ein Nachtbett zum Beispiel. Zurück

in der Zoohandlung (wo die Verkäuferin mich langsam wie eine aus einer Irrenanstalt Entlaufene behandelte) kauften wir ein flauschiges pinkfarbened Kissen und ein braunes gepolstertes Bettchen, beides speziell für Katzen gedacht.

Das pinkfarbene Kissen bekam einen Platz zwischen den Sofas im Wohnzimmer. Es wurde mit genau der Verachtung behandelt, die es verdiente. Tagsüber machte Cleo es sich lieber auf einer Sofalehne gemütlich oder noch lieber auf dem Bauch eines Menschen, der sich hingelegt hatte und zu lesen versuchte. Dort war es warm, sie konnte ein gewisses Überlegenheitsgefühl auskosten und es war gleichzeitig eine ausgezeichnete Gelegenheit, ihre Zähne an den Buchseiten zu reinigen. Das einzige Katzenbett, das sie halbwegs akzeptierte, war das braune Polsterbett. Wir brachten es in der Waschküche unter, wohin sie sich nachts zähneknirschend zum Schlafen zurückzog und wo wir auch ihre Fressnäpfe hinstellten und ein Katzenklo (die schlimmste Beleidigung) für sie deponierten.

Urlaubsreisen blieben ein Problem. In eine Katzenpension wollten wir sie nicht mehr geben. Daher blieb nur ein Katzensitter, der vorübergehend bei uns einzog. Cleos erste Katzenhüterin war unsere Freundin Magnolia.

Magnolia ist eine der weltbesten Köchinnen. Da sie ursprünglich aus Samoa stammt, einem der wenigen Länder, wo man die Schönheit von fassgroßen Bäuchen zu schätzen weiß, hat sie eine Vorstellung davon, was Quantität bedeutet. Darüber hinaus hat sie den Qualitätssinn eines Gourmets. Ihr Kokosnusskuchen-Rezept muss sie aus dem Rezeptbuch der Engel gestohlen haben. Ihr Bœuf Bourignon würde jeden Sternekoch vor Neid erblassen lassen. Daherleckte sich Cleo erfreut das Maul, als Magnolia eintraf, unter dem Arm ein paar spezielle Töpfe und Tüten unbekanntem Inhalts.

»Macht euch keine Sorgen«, sagte Magnolia und streifte eine Schürze über. »Vergnügt euch. Uns beiden Hübschen wird es bestens gehen. Du weißt, dass ich Katzen zum Fressen gern habe. Natürlich nur im übertragenen Sinn.«

Ich küsste Cleo auf ihre kleine Stirn, sie legte jedoch offenbar keinen Wert auf irgendwelche Abschiedsrituale. Ihre ganze Konzentration war auf Magnolia gerichtet, die gerade einen großen Einmachtopf auf unseren

Herd wuchtete. Aber kaum saßen wir im Auto, fingen wir an, uns Sorgen um Cleo zu machen.

»Sie ist so ein sensibles Tier«, sagte ich zu Philip. »Wahrscheinlich kriegt sie ein Trauma, weil eine Fremde im Haus ist.«

Jedes Mal, wenn wir anriefen, versicherte uns Magnolia, dass es unserer Katze ganz gut gehe. Ich wusste nicht, was ich glauben sollte. Ganz gut konnte alles Mögliche bedeuten, sei es »ganz gut, bis auf ihr Auge, das haben ihr ein paar Elstern ausgehackt« oder auch »ganz gut, nur frisst sie leider nicht«.

»Ich kann jetzt nicht reden«, fügte Magnolia hinzu. »Wir haben gerade eine Bouillabaisse auf dem Herd, nicht wahr, Cleo? Dann muss ich noch schnell zum Markt und ein paar frische Garnelen kaufen.«

»Glaubt ihr, dass es Cleo gut geht?«, fragten die Mädchen.

Wir beruhigten sie, ohne selbst wirklich überzeugt zu sein.

Die Mädchen überredeten uns, einen Tag früher nach Hause zu fahren, weil sich Cleo bestimmt nach uns sehnen würde. Als Magnolia die Hautür öffnete, wehte uns ein wahrer Michelin-Sterne-Duft aus unserer Küche entgegen - gebratenes Fleisch mit einem Hauch Wein und Trüffel. Ein kleines dickes Tier schmiegte sich in Magnolias Armbeuge. Das Tier hatte den Ausdruck eines Filmstars im Gesicht, der auf dem Weg zur Oscarverleihung von einem kreischenden Haufen Fans begrüßt wird - »Ich sehe euch, auch wenn ihr gar nicht richtig da seid. Wenn es euch glücklich macht, könnt ihr euch meiner wegen von meinen PR-Leuten eine Autogrammkarte geben lassen.«

»Cleo!« riefen wir und streckten ihr unsere Arme entgegen.

Sie zögerte einen Hauch länger, als es höflich war, dann gestattete sie Magnolia, sie in Katharines Arme zu legen.

»Sie isst einfach gerne«, sagte Magnolia lachend.

Cleo wand sich aus Katharines Arm, dann watschelte sie in Richtung Küche davon. Sie war in den letzten zwei Wochen nicht nur ziemlich rund geworden, sie trug auch ihre Nase um einiges höher.

»Ich werde sie vor allem nachts vermissen«, fügte Magnolia hinzu. »Es ist so niedlich, wenn sie sich in die Laken schmiegt und ihren Kopf neben mir aufs Kissen legt.«

In mir steckte noch genug von meiner ländlichen Herkunft, um nicht mit einer Katze das Kissen teilen zu wollen, und sei es auch unsere angebetete Katzengöttin. Und kochen wie Magnolia konnte ich auch nicht.

Ich weiß nicht, ob wir allein deswegen eine solche Strafe verdienten. Vielleicht war Cleo aber auch einfach nur wütend auf uns, weil wir sie alleingelassen hatten. Ach, wahrscheinlich legte sie uns eine ganze Reihe von Verbrechen zur Last. Jedenfalls verlieh sie ihren Gefühlen deutlich Ausdruck, als sie genau in der Mitte unseres Bettüberwurfs einen Haufen hinterließ.

In der Folge engagierten wir stets eine Katzenhüterin, wenn wir wegfuhrten. Während einer dieser Gelegenheiten fiel Cleo ein Küchenstuhl auf den Schwanz, der fortan an der Spitze einen Knick hatte. Die Katzenhüterin entschuldigte sich tausendmal. Es sei sogar Blut geflossen. Katharine vergoss bittere Tränen. Cleos Schwanzspitze blieb zwar bis zum Schluss empfindlich, aber sie erwartete keinerlei Mitleid. Sie trug ihren geknickten Schwanz mit demselben Stolz zur Schau wie ein Kavallerist seine auf dem Schlachtfeld erworbenen Narben. Jemandem, der ihr eine bleibende Verletzung zugefügt hatte, zu vergeben, war für sie so selbstverständlich wie atmen.

Ich wünschte, ich hätte dasselbe Talent in der Kunst des Vergebens. Wir Menschen halten an unseren Verletzungen fest und pflegen sie, und das oft genug zu unserem eigenen Schaden. Allzu bereitwillig nehmen wir die Rolle des Opfers an. Katzen sind dagegen tatsächlich häufig genug Opfer falscher oder grausamer Behandlung durch den Menschen, und waren das schon immer. Im Mittelalter wurden sie zu Tausenden gejagt und umgebracht, weil man glaubte, sie seien von Hexen besessen. Während des sechzehnten Jahrhunderts vergnügten sich die Pariser auf Ausflügen mit Massenverbrennungen von Katzen, die man in Säcke gesteckt hatte. Selbst heute noch werden neugeborene Katzen in Säcke gesteckt und ersäuft. Katzen jeden Alters werden bei Experimenten für den sogenannten medizinischen Fortschritt gequält. In manchen Teilen Asiens glaubt man, dass Frauen eines bestimmten Alters aus gesundheitlichen Gründen Katzenfleisch essen sollten.

Der Mensch hat so viel Leid über die Hauskatze gebracht, dass es erstaunlich ist, dass sie nicht einen weiten Bogen um uns machen. Katzen

mögen die Grausamkeiten, die man ihnen angetan hat, vielleicht nicht vergessen. Aber jede nachfolgende Generation verzeiht uns aufs Neue. Jeder Wurf mit hilflosen miauenden Kätzchen ist ein Angebot, noch einmal neu anzufangen, es besser zu machen. Obwohl unser bisheriges Verhalten zur Genüge offenbart hat, zu welchen Abscheulichkeiten wir imstande sind, erwarten die Katzen nach wie vor Gutes von uns. Wir werden uns erst dann für wirklich kultiviert halten dürfen, wenn wir dem Ausdruck des Vertrauens und der Hoffnung in den Augen einer kleinen Katze gerecht werden.

Ich musste noch immer an die Autofahrerin denken, die vor so vielen Jahren Sam überfahren hatte. Früher hatte mich der Gedanke an sie wie ein Gespenst verfolgt. Meine Wut auf sie hatte wie ein Flächenbrand in mir getobt. Wenn ich damals in der Zeitung einen Bericht über irgendwelche Eltern las, die dem Mörder ihres Kindes vergeben hatten, war ich sicher, dass sie sich selbst belogen.

Die Zeit heilt vielleicht nicht alle Wunden, aber sie lässt die Dinge in einem anderen Licht erscheinen. Vor Jahren kamen Ford Escorts aus der Mode. Man sah nur noch selten welche, blaue erst recht nicht. Das Auto, das Sam überfahren hatte, war mittlerweile vielleicht ein Aschenbecher. Die Fords hatten Geländewagen Platz gemacht, und ich hatte endlich akzeptiert, dass Sams Tragödie auch die der Fahrerin war. Dieser Januartag des Jahres 1983 hatte womöglich ebenso tiefe Spuren in ihrem Herzen hinterlassen wie in meinem. Jedes Mal, wenn sie hinterm Lenkrad Platz nahm oder einen blonden Jungen über die Straße laufen sah, musste sie ihn wieder vor sich sehen.

Nach all der Zeit fühlte ich mich endlich imstande, dieser Frau zu begegnen, so sich jemals die Gelegenheit dazu ergeben sollte. Ich hatte sogar versucht, ihr ein Zeichen zu geben. In einem Interview für eine Zeitschrift hatte ich erklärt, ich sei bereit zu einem Gespräch. Ich wollte meine Arme um sie legen, den Schmerz anerkennen, den sie all die Jahre empfunden haben musste, und ihr sagen, dass ich ihr vergeben hatte. Ohne Wenn und Aber.

Auf dieses Interview hin erhielt ich einen Brief, wenn es auch nicht der war, den ich erwartet hatte.

Liebe Helen,

meine Frau zeigte mir den kürzlich erschienenen Artikel über Sie und drängte mich, Ihnen zu schreiben. Es hat uns sehr betroffen gemacht, als wir lasen, welche schwere Zeit sie nach Sams Tod durchmachen mussten.

Ich weiß nicht, ob es ein Trost für Sie ist, aber ich kam kurz nach dem Unfall an die Unfallstelle. Die Fahrerin des Wagens war nicht da und ich nahm an, dass sie Hilfe holen gegangen war. Mein Kollege lief die Straße hinunter, um den Verkehr aufzuhalten, und ich blieb bei Sam - er war ohne Bewusstsein und ich bin überzeugt, dass er nicht leiden musste. Ich bin überzeugt, dass er starb, während ich bei ihm war, also noch bevor die Polizei und die Sanitäter eintrafen, die übrigens alle sehr mitfühlend und rücksichtsvoll waren.

Als die Polizei sagte, dass wir nicht mehr gebraucht würden, fuhren mein Kollege und ich weg. Ich war so mitgenommen von dem Geschehen, dass ich kaum ein Wort herausbrachte, als ich an diesem Abend nach Hause kam. Was für eine grauenvolle Verschwendung der Tod dieses kleinen Jungen doch war - auch wenn es keinen Schuldigen in dem Sinne gab.

Ich habe damals hin und her überlegt, ob ich Sie anrufen soll, entschied mich dann aber dagegen, da ich ein Fremder für Sie war und Ihnen nicht zu nahe treten wollte. Ich weiß bis heute nicht, ob es richtig war. Dieser Artikel lässt mich jedenfalls glauben, dass es Ihnen etwas bedeutet, wenn Sie wissen, dass Sam nicht allein war - daher mein Brief, und wenn ich Sie damit auch nur ein klein wenig trösten kann, dann würde mich das sehr freuen.

Mit herzlichen Grüßen

Arthur Judson, Christchurch

PS: Ich habe Ihre Kolumne über die Jahre stets mit großem Vergnügen gelesen.

Ich las den Brief wieder und wieder. Als ich die Ereignisse dieses Tages aus der Perspektive eines anderen Menschen durchlebte, eines Fremden, der jedoch ein großes Herz hatte, war ich zutiefst erschüttert. Ich konnte nicht hoffen, dass mein Antwortbrief meine Dankbarkeit auch nur annähernd ausdrückte. Bei einem sterbenden Kind zu bleiben, musste großen Mut erfordern, genauso wie es Mut erfordern musste, den Brief zu

schreiben. Sein Schreiben schenkte mir mehr Ruhe, als ich mir durch ein Treffen mit der Verursacherin des Unfalls hätte erhoffen können.

Ich hüte diesen Brief bis zum heutigen Tage wie einen Schatz. Das Wissen, dass Sam nicht allein und nicht unter Schmerzen gestorben ist, hat mich sehr getröstet.

Die Welt muss voll mit stillen Helden wie Arthur Judson sein, Menschen, die stehen bleiben, wenn irgendwo ein Unfall geschehen ist, auch wenn es einfacher wäre, weiterzugehen. Die ihren eigenen Seelenfrieden aufs Spiel setzen, um einem Menschen den größten Trost zu spenden, den er überhaupt erfahren kann - nicht allein zu sterben. Dann verschwinden sie spurlos, wie Engel.

Konversion

*Hüten Sie sich vor überzeugten Konvertiten.
Sie langweilen Sie womöglich mit Katzengeschichten.*

»Das ist aber ein süßes kleines Kätzchen!«, rief eine Passantin, als sie Cleo sphinxähnlich auf unserem Gartenweg sitzen sah.

»Sie ist kein Kätzchen«, erklärte ich. »Im Gegenteil, sie ist schon sehr alt.«

»Wirklich? Dabei wirkt sie so ... jung.«

Wenn wir die Gene, die Cleo mit jedem Tag, den sie älter wurde, jünger aussehen ließen, geschäftlich nutzen hätten können, dann besäßen wir bereits mehrere Strandhäuser, eine Yacht und eine Jahreskarte fürs Spaceshuttle. Ich erklärte mir dieses Phänomen vor allem mit der Einstellung. Ihrer, natürlich. Das Altern war keine Tragödie, was Cleo anging. Sie brachte dem Ganzen bestenfalls Verachtung entgegen.

Frauen in den Wechseljahren hätten nichts mehr zu befürchten, wenn sie sehen könnten, wie bereitwillig Cleo ihre jugendliche Geschmeidigkeit ablegte und sich zu einem zunehmend herrischen, unverzichtbaren Haushaltsvorstand entwickelte. Als Hohepriesterin der Familie hielt sie mit ihrer Meinung zu den verschiedensten Angelegenheiten nicht zurück, sei es, ob ihr Fisch fein genug zermatscht war oder zu welcher Zeit ihre Sklaven morgens aufzustehen hatten. Jeder, der nicht zur Morgendämmerung auf den Beinen war, musste mit einem schrillen Weckruf von Cleo vor seiner Zimmertür rechnen.

Auch ich kam in eine Phase, in der ich meine Meinung bereitwilliger äußerte. Ich hatte zwar schon längst die Hoffnung aufgegeben, dass ich die Welt verändern könnte, glaubte aber doch, sie hätte das Recht, meine Ansichten über die gegenwärtige Regierung oder die erbärmlichen Fahrkünste von Blondinen hinter dem Steuer von Geländewagen zu hören. Es fehlte nur, dass ich auf mein Autodach einen Lautsprecher montierte, über den ich andere Fahrer und Fußgänger darüber in Kenntnis setzte, in welcher Weise sie ihre Mitbürger, sich selbst und die Welt im Allgemeinen gefährdeten.

Wie es sich gehörte, leerte sich langsam unser Nest. Lydia setzte ein Jahr an der Uni aus, um in Costa Rica Englisch zu unterrichten. Rob ging für einige Zeit nach London, wo er in einer Weinhandlung arbeitete. Wenn Rob und ich einen Beweis für unsere starke innere Bindung brauchten, dann mussten wir nur versuchen, uns anzurufen. Oft wählten wir nämlich exakt zur gleichen Zeit die Nummer des anderen, obwohl wir in völlig verschiedenen Zeitzonen lebten. Noch heute ist häufig bei ihm besetzt, wenn ich ihn zu erreichen versuche, weil er genau in diesem Moment denselben Impuls hatte.

»Du errätst nie, wer sich bei mir gemeldet hat«, sagte er eines Tages und man konnte die Aufregung aus seiner Stimme heraushören. »Chantelle. Sie ist hier in London und unterrichtet in einer Schule in einem dieser Problemviertel.«

Als er erzählte, dass sie einen Freund hatte, wurde ich ein bisschen traurig. Sympathischer Typ, versicherte Rob mir, ein australischer Surfer, wobei man sich natürlich fragte, was ein Wellenreiter während des langen englischen Winters mit sich anfang. Nicht dass Rob einsam war, er wohnte mit einer Krankenschwester aus Queensland zusammen. Liebe ist oft eine Frage des richtigen Zeitpunkts und des Zufalls: Chantelle würde für Rob wohl immer etwas Besonderes sein, aber die Aussichten, dass die beiden zusammenkamen, wurden immer schlechter.

Einige Monate später erfuhr ich, dass Chantelles jüngerer Bruder Daniel plötzlich und ohne erkennbaren Grund gestorben war. Auch wenn jede Familie früher oder später mit tragischen Ereignissen fertigwerden musste, war sein Tod für Chantelle und ihre Eltern bestimmt entsetzlich. Ich hoffte, dass Rob Chantelle über den Schock und die Trauer hinweghelfen und ihr beistehen konnte.

Katharine war mit ihren dreizehn Jahren das letzte unserer Kinder, das noch zu Hause wohnte, und sie wurde zu Cleos Hilfspflegerin. »Sieh mal, was meine Freundinnen gestern Abend gemacht haben!«, heulte sie eines Morgens, nachdem ein paar Mädchen bei uns übernachtet hatten. »Die sind so gemein! Sie haben Cleos Brust weiß angemalt!«

Eine nähere Untersuchung ergab, dass es keine Farbe war, sondern dass das Weiß natürliche Ursachen hatte.

Cleo litt unter einer altersbedingt steifen Hüfte, ein Phänomen, mit dem auch ich mich langsam anfreunden musste. Sie hörte auf, Strumpfball zu spielen, behielt aber eine alte Sportsocke von Rob in ihrem Bett. Sie sprang nicht mehr auf die Küchentheke. Auch meine Gelenke litten unter einem Elastinmangel. Meine schmerzenden Knie versuchten mich dazu zu bringen, einen Bogen um Treppen zu machen, wenn ein Aufzug einladend seine Türen öffnete.

Auch unsere Behaarung veränderte sich. Friseurinnen im Teenageralter fühlten sich verpflichtet, mir zu erklären, wie mein dünner werdendes Haar wieder dick und glänzend werden könnte. (»Sie müssen nur eine haselnussgroße Menge von dieser Mousse in Ihre Kopfhaut einmassieren. Ich weiß, auf den ersten Blick ist sie mit hundertzwanzig Dollar ein bisschen teuer, aber die Flasche reicht locker ein Jahr.«) Ihre älteren Schwestern klärten mich über Hautpflege auf. (»Eine Hand voll Heidelbeeren am Tag lässt Ihre Haut für immer so aussehen wie meine heute. Schätzen Sie mal, wie alt ich bin. So jung bin ich nämlich gar nicht mehr. Ich bin schon fünfundzwanzig.«)

Cleo, die der Aufmerksamkeit von Kinderfriseurinnen und Kinderkosmetikerinnen entging, hinterließ überall ihre Spuren in Form von schwarzen Haarbüscheln, die unsere Betten, unsere Unterwäsche, manchmal sogar unser Essen zierten.

Ihre schwarzen Schnurrhaare wurden grau. Ich entdeckte ein unansehnliches Haar, das auf meinem Kinn spross.

Cleo und ich hatten es immer genossen, uns gemeinsam vor dem Kamin grillen zu lassen. Wenn ich jetzt zu nahe am Feuer saß, sah die Haut auf meinen Beinen binnen Kurzem aus wie die Marsoberfläche. Cleo war noch weniger feuerfest. Nach höchstens zehn Minuten stakste sie von den Flammen weg und lehnte sich gegen eine kühle Wand, um sich zu erholen.

Qualität hatte eine größere Bedeutung, als uns vorher klar gewesen war. Ich entwickelte ein obsessives Interesse an der Fadenzahl von Bettwäsche und an italienischem Briefpapier.

Auch unsere Sehkraft war nicht mehr das, was sie einmal war. Ein Optiker riet mir zu einer Lesebrille (wer? ich?). Ich wählte das flippigste Modell im ganzen Laden, grün-blau metallic.

»Wie findet ihr sie?«, fragte ich Philip und Katharine, als ich ihnen meine Brille vorführte.

Ihre Blicke sprachen Bände. Es war die Art Brille, die eine alte Frau aussuchte, um flippig zu wirken.

Cleo bekam merkwürdige Flecken in den Augen, was den Eindruck verstärkte, dass sie in direktem Kontakt mit dem Jenseits stand. Ich fand einen Tierarzt, der ein weiches Herz hatte und dem sofort klar war, was sie uns bedeutete. Er versicherte mir, dass Cleo keinen grauen Star hatte. Die Flecken gehörten zum Alterungsprozess. Der weichherzige Tierarzt war allerdings nicht sehr glücklich über ihre Nieren. Er erklärte, dass wir in Queensland eine Nierentransplantation vornehmen lassen könnten, wobei die Erfolgsquote leider nicht besonders hoch sei. (*Tausende von Kilometern mit einer Katze durch die Gegend fliegen wegen einer Nierentransplantation, die wahrscheinlich nichts nutzt!*, konnte ich meine Mutter aus ihrer Plastikurne auf dem Friedhof in New Plymouth schimpfen hören. *Ihr tickt ja wohl nicht mehr richtig!*)

Da ich keine Lust hatte, mich mit den weniger attraktiven Seiten des Älterwerdens auseinanderzusetzen, konzentrierte ich mich auf die Teile meines Körpers, die mit ein wenig Mühe immer noch das Zeug dazu hatten, gut auszusehen. Ich entdeckte ein Nagelstudio, dessen Betreiber, eine vietnamesische Familie, zu meiner großen Freude kaum ein Wort Englisch sprachen. Das bedeutete, man musste hier weder plaudern noch erhielt man Tipps, wie man die Jugendlichkeit von Händen und Füßen bewahrte. Als wir uns ein wenig besser kennenlernten, begrüßten sie mich mit einem Nicken und Lächeln.

Etwa zu dieser Zeit hörte es sich an, als hätte Cleo Steppschuhe an, wenn sie über den Dielenboden lief. Ihre Krallen wurden einfach nicht mehr so viel eingesetzt wie zu den Zeiten, als sie ständig auf Jagd ging. Sie waren dünn geworden und bröselig wie Miniatur-Croissants. Ich fühlte mich zutiefst geehrt, als Cleo sich freiwillig auf meinem Schoß auf den Rücken legte, während ich mich mit Philips Nagelknipser über ihre Krallen hermachte. Angestrengt starrte ich dabei durch die Lesebrille auf meiner Nase, weil ich Angst hatte, ihr wehzutun. Ich traute mir schon kaum mit der Heckenschere beim Heckenschneiden über den Weg, ganz zu schweigen von dem Nagelknipser und ihren winzigen Pfoten. Jede Ungeschicklichkeit wurde mit einem raschen, sanften Biss bestraft. Nach den ersten Malen vertraute mir Cleo sogar so weit, dass sie während des Schneidens schnurrte. In der Folge wurde mir der ehrenvolle Titel königliche Maniküre

und Fellpflegerin (Trocken-Katzenshampoo durch ihr Fell kämmen) verliehen. Kurzum: Ich wurde zur Kammerzofe Ihrer Majestät.

Mittlerweile kannten wir uns so gut, dass sie wusste, ich würde nie etwas tun, das ihr schaden könnte. Wir beide hatten so viel durchgemacht und nicht nur miteinander, sondern auch mit uns selbst Frieden geschlossen. Gemeinsam entdeckten wir das gut gehütete Geheimnis, dass alte Katzen trotz der einen oder anderen Unannehmlichkeit mehr Freude am Leben hatten.

Cleo und ich beschlossen, von nun an pingelig mit dem Essen zu sein. Ich entwickelte eine verhängnisvolle Leidenschaft für Schokolade, schwarze Schokolade, um genau zu sein, am liebsten siebzig Prozent Kakao, die in der Schweiz produziert und in mit Bergfotos bedrucktes Glanzpapier gewickelt worden war. Auch wenn ich mir alle Mühe gab, meine Sucht auf italienisches Briefpapier oder schwere Bettwäsche umzulenken, fand ich doch nichts verlockender als Schokolade. Cleos Fixierung auf Essen nahm noch mehr zu. Das Wort »nein« hatte unsere Katze nie besonders interessiert. Jetzt strich sie es ganz aus dem Wortschatz, den sie zu verstehen bereit war. Dafür lernte sie in fortgeschrittenem Alter, was das Wort »Hühnermann« bedeutet.

Immer wenn einer von uns erklärte, er wolle zum Hühnermann (um in dem netten asiatischen Imbiss um die Ecke ein Brathuhn zu kaufen), trottete Cleo ihm nach und wartete ungeduldig an der Tür, bis er mit dem verführerisch duftenden Päckchen in der Hand zurückkehrte.

Cleo war nicht besonders experimentierfreudig, was ihre Ernährung anging und bevorzugte Ermordetes oder Gestohlenes im Allgemeinen. Nur der Hühnermann bildete eine Ausnahme. Schon wenn sie aus der Ferne das frisch gegrillte Fleisch roch, verwandelte sie sich in eine sabbernde Irre. Jeder, der nicht auf seinen Teller aufpasste, lief Gefahr, sein Abendessen zu verlieren. Sobald sie ihren Hühnerkreuzzug begann, waren Loyalität und Liebe vergessen.

Nach einer Weile fingen wir an, sie auszusperren, um in Ruhe unseren Anteil essen zu können.

»Die arme Cleo!«, sagte Katharine dann, wenn eine zierliche schwarze Pfote unter der Tür erschien.

Von »arm« konnte nun nicht gerade die Rede sein. Wenn die Tür nicht richtig ins Schloss gefallen war, fuhr eine Pfote an der Seite die Klinke

herunter und drückte sie auf. Dann flogen Knochen und Papierservietten durch die Luft und Teller krachten auf den Boden. Die Hühnerjagdsaison war eröffnet.

Unsere Fixierung auf bestimmte Nahrungsmittel musste auf Außenstehende ähnlich abstoßend wirken. Der einzige Unterschied zwischen uns bestand darin, dass Cleo durch ihre nicht dicker wurde. Im Gegenteil, sie schien sogar zu schrumpfen. Ihr Brustbein stand vor, ihr Kopf wurde noch kantiger. Sie ähnelte langsam dem ersten Versuch eines Amateur-Tierpräparators, der einfach ein Skelett mit Fell überzogen hatte.

Das soll nun nicht heißen, dass wir nicht gelegentlich zu Übermut neigten. Wenn die Vorhänge zugezogen waren und kein Zeichen menschlichen Lebens im Umkreis von einem halben Kilometer zu erkennen war, hätte ein vorwitziger Anthropologe einen Blick auf mich erhaschen können, wie ich allein zu Marvin Gaye Boogie tanzte.

Cleo dagegen glitt, wenn es geregnet hatte, wie ein junges Kätzchen einen Baumstamm hoch - bis sich ungefähr auf halbem Wege das Alter bemerkbar machte und sie nicht besonders elegant wieder nach unten rutschte.

Cleos einstmals so schlanke und zierliche Beine wurden stämmiger und sie bekam dicke Beulen an den Stellen, wo beim Menschen Knie und Fesseln sind. Aber sie beklagte sich nie. Ich schleppte mich in die Gymnastik und stemmte Gewichte, um etwas gegen meine Rücken- und Nackenschmerzen zu unternehmen, die mir erspart geblieben wären, wenn ich wie Cleo mein Leben auf allen vieren zugebracht hätte. Wäre der Mensch nicht irgendwann auf die Idee verfallen, sich auf zwei Beinen fortzubewegen, müssten Alte sich darüber hinaus keine Sorgen machen, zu stürzen. Auch hier erwies sich die Katze uns gegenüber als eine höher entwickelte Art.

Äußerlich machten wir zwar langsam den Eindruck, alt zu werden, aber innerlich verwandelten wir uns in aufmüpfige Teenager. An der Supermarktkasse war ich bis dato als braves Schaf bekannt gewesen. Jeder, angefangen vom Kleinkind bis zum Greis, wusste, dass man sich ohne Weiteres vor mich in die Schlange drängen konnte. Mein neues revoltierendes Ich hielt jedoch die Stellung, wenn so ein Drängler auftauchte. Ich war sogar zu einem »Na, hören Sie mal!« imstande. Ständig

füllte ich irgendwelche Beschwerdeformulare aus und legte erbarmungslos sofort auf, wenn wieder einmal ein Telefonverkäufer aus Mumbai anrief.

Cleo entwickelte dafür Hochnäsigkeit zur Kunstform und schlug mich darin um Längen. Als uns einmal unsere sehbehinderte Freundin Penny mit ihrer Hündin Mishka besuchte, stellte ich zwei Näpfe mit Wasser auf den Boden – einen kleinen für Cleo und einen großen für Mishka. Cleo musterte die blonde Labradorhündin von oben bis unten, dann machte sie sich über den großen Napf her. Mishka duckte sich und gab sich mit dem kleinen zufrieden.

Penny lachte, als ich mich für die grobe Unhöflichkeit unserer Hausgenossin entschuldigte. Ich erzählte ihr, dass sich Cleo schon als junges Kätzchen Rata gegenüber so verhalten hatte. Mit einem freundlichen Nicken ließ sich Penny auf dem Boden nieder. Mishka setzte sich voller Freude auf den Schoß ihrer Besitzerin. Die beiden gaben ein bezauberndes Bild ab, der treue Hund und sein Frauchen. Das war eindeutig zu viel für Cleo. Sie fixierte Mishka mit einem vernichtenden Blick, so dass das arme Tier sich mit eingezogenem Schwanz in eine Ecke verkroch und Cleo den begehrten Platz auf Pennys Schoß einnehmen konnte.

»Und wie erging es unserer armen kleinen Cleo?«, fragte Rosie, als sie mich eines Tages ohne jeden Grund anrief.

»Ach, der geht's gut.«

»Ja, sie ist jetzt an einem glücklicheren Ort«, seufzte sie. »Ich sage immer, dass es im Miezenhimmel jeden Tag Sardinen gibt.«

»Nein, Rosie. Ich meine gut im Sinne von gesund und munter.«

»Sie lebt noch?! Du machst wohl Witze! Wie alt ist sie denn?«

Ich hatte langsam keine Lust mehr, solche indiskreten Fragen zu unserem Alter zu beantworten. »Dreiundzwanzig.«

»Aber warte mal, das entspricht ja ... 161 Menschenjahren. Bist du sicher, dass es dieselbe Katze ist?«

»Völlig.«

»Wie hast du das nur gemacht? Welches Futter hast du ihr gegeben? Welche Medikamente bekommt sie?«

»Nichts Besonderes. Und wie geht's Scruffy, Ruffy, Beethoven und Sibelius so?«

Betretenes Schweigen. »Ja, also, Scruffy ist verschwunden, Beethoven hatte Nierenversagen, und Sibelius und Ruffy sind schon vor zehn Jahren in

den Katzenhimmel gekommen. Ich habe immer dafür gesorgt, dass es ihnen an nichts fehlt, anders als deiner armen kleinen Cleo. Es überrascht mich, dass du dich an ihre Namen erinnerst. Du warst schließlich nie ein richtiger Katzenmensch, oder?«

»Offensichtlich doch«, erwiderte ich. »Anders kann ich mir das nicht erklären. Cleo wäre doch sonst nie die ganze Zeit bei uns geblieben. Abgesehen davon sind wir beide so alt miteinander geworden, dass die eine praktisch die Erweiterung der anderen ist. Nein, Rosie, da hast du nicht Recht. Ich bin ein echter Katzenmensch.«

Bald darauf feierten Philip und ich in einem Restaurant unseren vierzehnten Hochzeitstag.

»Ich werde nie den Abend vergessen, als du uns in die Pizzeria eingeladen und Rob bei diesem Spiel besiegt hast.«

»Es war Schiffe versenken, oder?« sagte er und nippte an seinem Champagner.

»Nein, es war irgendetwas anderes. An diesem Abend hättest du es beinahe vermasselt. Dass du das Kind nicht hast gewinnen lassen! Ich hätte dir beinahe den Laufpass gegeben.«

»Ach ja?«, erwiderte er mit einem Zwinkern. »Ich erinnere mich vor allem an Cleo, die im Haus herumstolziert ist, als würde es ihr gehören.«

»Es hat ihr gehört. Nicht viele Leute hätten uns so genommen, wie wir sind«, sagte ich. »Eine acht Jahre ältere alleinerziehende Mutter von zwei Kindern.«

Rob hatte einmal gesagt, Philip sei für uns so etwas wie ein Sechser im Lotto. Ich hatte Philip immer dafür bewundert, wie viel Liebe und Verantwortung er für unsere drei Kinder empfand und dabei keinen Unterschied zwischen Katharine, seiner leiblichen Tochter, und den anderen beiden machte. Sie erwiderten seine Liebe im gleichen Maß. Ich konnte mich glücklich schätzen, so viele Jahre mit einem so besonderen, großmütigen Mann verbracht zu haben.

»Hoffentlich nicht wieder die Arbeit?«, sagte ich, als er sein piepsendes Handy aus der Tasche zog.

»Es ist Kath«, flüsterte er mit todernstem Gesicht, während er ihrem aufgeregten Gestammel zuhörte.

»Wir müssen nach Hause. Cleo hatte einen Anfall.«

*Guter Tierarzt, böser Tierarzt
Der tägliche Gang zum Hühnermann
erspart den Tierarzt.*

Als wir zu Hause ankamen, war Cleo wieder ganz die Alte.

»Es war furchtbar!«, sagte Katharine, der der Schrecken noch ins Gesicht geschrieben stand. »Sie knurrte ganz tief, dann fiel sie um und zuckte. Sie hat sich total zusammengekrümmt. Sie muss grauenvolle Schmerzen gehabt haben.«

Cleo hörte dem Bericht geduldig zu und leckte sich dabei die Pfote. *Ich weiß gar nicht, warum ihr euch so aufregt*, schien sie zu sagen. *Es war doch nicht mehr als ein kleiner Schluckauf.*

Am nächsten Morgen nach dem Frühstück hatte Cleo den zweiten Anfall. Ich lief zum Telefon und rief den warmherzigen Tierarzt an. Seine Arzthelferin sagte mit honigsüßer Stimme, dass er erst im Laufe des Nachmittags Zeit hätte.

»Aber sie muss gleich zum Arzt!«, rief ich.

»Dann müssen Sie sich eben an einen anderen Tierarzt wenden«, erwiderte sie schroff.

Für einen warmherzigen Tierarzt hatte er eine ziemlich kaltschnäuzige Arzthelferin. Der einzige andere Tierarzt, der Cleo kannte, war der berühmte herzlose Tierarzt.

»Wickeln Sie sie in eine Decke und bringen Sie sie her, dann kann er sie sich anschauen«, sagte die Arzthelferin des herzlosen Tierarztes.

Auf dem Weg zur Tierarztpraxis erholte Cleo sich zumindest so weit, dass sie interessiert den Verkehr und den Himmel betrachtete. Sie schnurrte leise, als ich sie an meine Brust drückte. Vielleicht würde ihr ja schon eine kleine Pille helfen? Andererseits war ich nicht ganz dumm. Sie war dreiundzwanzigeinhalb Jahre alt.

Wir konnten die Praxis des herzlosen Tierarztes nicht leiden. Wir mochten den Geruch nach Anästhetika im Wartezimmer nicht und auch nicht die Säcke mit Tierfutter, die sich in der Ecke wie Grabsteine stapelten. Cleo hatte vor allem etwas gegen den großen schwarzen Labrador, von dessen

rosa Zunge irgendetwas Ekliges auf den Boden tropfte. Auf seinem Kopf thronte unübersehbar ein blauer Plastikeimer. Ich wusste genau, was Cleo dachte: *Typisch Hund, sich mit einem so peinlichen Accessoire in der Öffentlichkeit sehen zu lassen.*

Der herzlose Tierarzt trat aus dem Operationszimmer und bat uns hinein. Trotzig stand Cleo auf dem Stahltisch, während er sie abtastete und an Körperstellen herumdrückte, an denen eine Dame von einem Fremden eigentlich nicht berührt werden will. Er diagnostizierte Nierenversagen und eine Schilddrüsenfehlfunktion.

»Wie lange wollen Sie es noch hinauszögern?«, fragte er mit völlig ausdrucksloser Stimme.

Ich hatte seine Worte vernommen und auch verstanden, brachte jedoch keine Antwort über die Lippen.

»Wenn Sie wollen, kann ich sie von ihrem Leid erlösen.«

Jetzt gleich? Der Schreck musste mir im Gesicht gestanden haben.

»Gut, ich werde sie ein paar Stunden zur Beobachtung hierbehalten, so dass Sie und Ihre Familie sich mit dem Gedanken vertraut machen können«, sagte er. »Rufen Sie mich um fünf an.«

Am liebsten hätte ich mir Cleo geschnappt und wäre mit ihr nach Hause gelaufen. Aber die Vorstellung, dass sie noch weitere dieser Anfälle durchmachen musste, ohne dass wir ihr helfen konnten, war entsetzlich. Ich ging zur Tür. Ich hasste den herzlosen Tierarzt mit Inbrunst – bis er mich zurückrief.

»Lassen Sie doch ihre Decke hier.«

Er wusste, dass unsere uralte Katze sich wohler fühlen würde, wenn sie sich in etwas Vertrautes schmiegen konnte. Vielleicht war der herzlose Tierarzt doch nicht ganz so herzlos.

Zu Hause befreite ich unsere Möbel von den alten Handtüchern und Decken, um mich daran zu erinnern, wie viel hübscher und sauberer ein Leben ohne eine sabbernde, haarende alte Katze sein würde. Als ich in der Waschküche Cleos Bett betrachtete, wollte ich im ersten Impuls das stinkende Ding in den Mülleimer vorm Haus werfen – aber das schaffte ich dann doch nicht.

Jedenfalls würde ich sie nicht der Tierkörperverwertungsanstalt überlassen. Wenn es überhaupt so weit kommen sollte, dann würde sie ein Grab neben dem Lorbeer am Gartentor bekommen.

Philip kam früh genug vom Büro nach Hause, um den Anruf um fünf Uhr zu übernehmen. Der herzlose Tierarzt forderte uns auf zu kommen. Das war kein gutes Zeichen. Katharine weigerte sich mitzukommen und rührte sich nicht vom Fernseher weg, als wir uns auf unseren traurigen Weg machten.

Der herzlose Tierarzt war jetzt freundlicher. So nett tat er wahrscheinlich immer, wenn es ans Einschläfern ging.

»Sie hatte den ganzen Tag über keinen Anfall mehr«, sagte er. »Sie hat zwar nichts gefressen, aber ihre Vitalfunktionen sind gut und ihr Herz ist stark. Für ihr Alter ist sie in erstaunlich guter Verfassung.«

Das Leuchten seiner Augen sagte alles. Mochte sie auch hinfällig sein, mit ihrer Entschlossenheit, sich nicht von dem Diagramm mit der Lebenserwartung von Katzen an seiner Wand unter Druck setzen zu lassen, hatte sie ihn für sich eingenommen.

Er hüllte sie in die blaue Decke und gab sie uns zusammen mit ein paar Tabletten, die ihren Appetit anregen sollten. »Ach, und wenn Sie sie wirklich zum Fressen bringen wollen, da ist ein ausgezeichnete Hühner-Imbiss auf der gegenüberliegenden Straßenseite«, sagte er. »Ich weiß nicht, was die mit den Hühnern machen, aber Katzen kennen kein Halten mehr, wenn sie das auch nur von ferne riechen.«

Der tägliche Gang zum Hühnermann erspart vermutlich den Tierarzt. Den ganzen Heimweg über schnurrte Cleo.

Zu Hause breitete ich wieder die alten Handtücher und Decken über die Möbel und schüttelte ihr stinkendes Bett aus. Wir lebten auf geborgte Zeit, aber eines hatte ich durch Sams Tod gelernt: Unsere Zeit ist immer nur geliehen. Für jeden von uns kann sich alles von einem Tag auf den anderen unwiderruflich ändern. Im Bewusstsein dessen räumte ich jedes Mal, bevor ich das Haus verließ, meine Frisierkommode auf, falls ich aus irgendeinem Grund nicht mehr zurückkehrte. Ich war wirklich kein besonders ordentlicher Mensch, aber als völliger Chaot wollte ich auch nicht in die Geschichte eingehen.

Ich rief Rob in England an, um ihn auf den neuesten Stand zu bringen.

»Ich habe gerade versucht, dich anzurufen, aber es war besetzt«, sagte er.

»Klar, weil ich gerade deine Nummer gewählt habe«, erwiderte ich, und um nicht gleich mit der schlechten Nachricht über Cleos

Gesundheitszustand herauszurücken, fragte ich: »Worüber wolltest du denn mit mir sprechen?«

»Ich ertrage nicht noch einen englischen Winter. Die Leute leben hier die meiste Zeit im Dunkeln unter der Erde, wie die Maulwürfe. Man hat mir eine Stelle als Ingenieur in Melbourne angeboten. Die Sache hört sich richtig gut an. Ich werde Weihnachten wieder zu Hause sein.«

Nicht lange nach Robs Rückkehr stand eines Tages unverhoffter Besuch vor unserer Tür. Ein groß gewachsener, dunkelhaariger junger Mann, der wie eine Mischung aus Brad Pitt und Johnny Depp aussah. Ich musterte das Filmstarkinn, die geschwungenen Augenbrauen. Aber erst als ich ihm in die Augen sah, erkannte ich ihn.

Aus dem Milchgesicht Jason aus Robs Kindertagen am Ziegenpfad war ein sympathischer junger Mann geworden. Ich empfand den Besuch von Ginnys Sohn als Riesenkompiment. Er küsste mich auf beide Wangen. Einen Moment lang war ich sprachlos. Dieser Mann hatte kaum noch etwas mit dem braunhaarigen Jungen mit den mandelförmigen Augen und dem schelmischen Lächeln gemein. Als ich ihn das letzte Mal gesehen hatte, war er mir gerade bis zur Taille gegangen. Es rührte mich, dass er so gute Erinnerungen an uns hatte und viele Jahre später höchstpersönlich bei uns auftauchte.

»Sagen Sie bloß, Cleo ist noch am Leben!«, rief er.

»Gerade noch«, erwiderte ich. Ich rief Rob an und verabredete mich mit ihm in einem Café unweit seiner Arbeitsstelle. Rob brauchte nicht mehr als eine Sekunde, um in dem Überraschungsgast seinen alten Freund wiederzuerkennen. Ich sonnte mich darin, mit zwei jungen Männern, die wie Rockstars aussahen, im Café zu sitzen. So war es also, wenn man mit zwei erwachsenen Söhnen ausging. Ich fragte mich, wie oft wir zu dritt unterwegs gewesen wären, wenn Sam noch am Leben gewesen wäre. Wären die Begegnungen von einer ebensolchen Innigkeit gewesen, unterlegt mit einer fast unerträglichen Traurigkeit? Vielleicht hätten sie ganz anders ausgesehen, vielleicht wären sie von den unausgesprochenen Irritationen und Missverständnissen begleitet gewesen, die sich in das Leben so vieler Familien schlichen.

»Weißt du, was meine lebhafteste Erinnerung ist?«, fragte Jason, während er die Weinliste studierte.

»Das Graben!«, riefen die beiden wie aus einem Munde.

Ich muss verwirrt gewirkt haben.

»Erinnern Sie sich nicht an die verwilderte Ecke in Ihrem Vorgarten? Rob und ich hatten beschlossen, dort ein Loch zu graben. Wir schaufelten eine halbe Ewigkeit und das Loch wurde und wurde nicht tiefer.«

Plötzlich sah ich wieder die zwei kleinen Jungen vor mir, die in der Erde unter dem Farnbaum gruben.

»Stimmt«, sagte ich. »Ihr hattet Spaten und eine Hacke. Die Hacke hätte ich euch wahrscheinlich wegnehmen müssen. Heute würde ich mir eine Anzeige dafür einhandeln.«

»Aber darum ging es doch gerade«, sagte Jason. »Das Ganze hatte etwas Gefährliches und Männliches an sich. Erinnern Sie sich noch an den Tag, als wir diesen verrosteten Lattenrost fanden? Wir legten ihn über das Loch und benutzten ihn eine Zeit lang als Trampolin. Dann fing das Rumgehüpfe an, uns zu langweilen, und wir nahmen ihn weg und gruben weiter.«

Noch heute würde er sich manchmal fragen, erzählte Rob, warum das Loch eigentlich nie viel tiefer geworden sei. Wenn er als Erwachsener einen Ausflug in die Vergangenheit machen könnte, dann wäre die Sache an einem Nachmittag erledigt.

»Vielleicht war es einfach zu groß«, sagte ich. »Wie tief sollte es denn überhaupt werden?«

»So tief wie ein anständiges Loch eben«, erwiderte Jason.

Ich hatte ein etwas schlechtes Gewissen, dass die Jungen keine Erinnerungen daran hatten, wie ich ihnen Mandarin oder Gregorianische Gesänge beibrachte. Wenn Jason auch nur die Hälfte von Ginnys Verstand geerbt hatte – sie hatte gerade ihre Promotion gemacht –, dann wäre ihm das bestimmt leichtgefallen. Andererseits hatte das Graben womöglich einen Anteil daran, dass sie zu so weisen jungen Männern geworden waren.

Es fiel mir schwer, mir vorzustellen, dass irgendwo unter all der Wohlerzogenheit und der Ungezwungenheit, mit der sie Rotwein tranken, dieselben kleinen Jungen steckten, die damals am Ziegenpfad gewohnt hatten. Ich musste an die geheimnisvolle Verjüngung des australischen Buschs nach einem Feuer denken, als ich sie so betrachtete. Zwischen den schwarzen Baumskeletten bilden Proteaceen und Akazien neues Unterholz. Ein ähnlicher Erneuerungsprozess hatte aus den beiden Kindern starke, gut

aussehende junge Männer gemacht. Damals hatte ich in meiner Trauer die Widerstandskraft der Natur unterschätzt.

Erneuerung

*Für die paradoxe Katze ist
ein Ende manchmal ein Anfang.*

Ein Kätzchen schließt man leicht ins Herz. Alles an dem weichen Fellbündel sagt, halt mich fest, streichel mich. In ihren mittleren Jahren lässt sich eine Katze wegen ihres glänzenden Fells und der Eleganz ihrer Bewegungen bewundern. Die Liebe zu einer alten Katze ist dagegen in langen Jahren gewachsen. Sie pinkelt auf Kissen und übergibt sich als Form stillen Protestes. Wenn man mit einer alten Katze zusammenwohnt, lernt man, nachsichtig zu sein. Selbst die Leute, die nie besonders großen Wert auf ihre Einrichtung gelegt haben, bedecken jetzt ihre Möbel mit alten Handtüchern und Decken.

Cleos Fell wurde dünner und roch ein bisschen wie eine ägyptische Grabstätte. Sie überlegte es sich gut, bevor sie ihre arthritischen Gelenke dazu zwang, auf ein Sofa zu springen. Immer wenn Fremde zu Besuch kamen, bildete ich mir ein, einen kurzen Moment den Ausdruck von Ekel auf ihren Gesichtern zu sehen, wenn sie zur Begrüßung auf sie zuschwankte. Unsere greise Katze war keine Schönheit mehr, aber unsere Liebe zu ihr wuchs mit dem Wissen, dass die gemeinsame Zeit bald zu Ende gehen würde.

Die rechte Hälfte ihres Gesichts schwoll eines Tages so stark an, dass sie das Auge nicht mehr öffnen konnte. Ich hüllte sie in eine Decke und brachte sie wieder zum herzlosen Tierarzt. Bei unserem letzten Besuch hatte sich unsere Meinung über ihn grundlegend geändert.

»Hm«, brummte er. »Ein Abszess am Zahn. Ich könnte ihr den Zahn ziehen, aber sie ist so schwach, dass sie die Operation wahrscheinlich nicht überleben würde.«

Er riet zum Naheliegenden, sanftmütiger dieses Mal, während er ihr über den Rücken streichelte.

»Ich weiß, wie es ist, wenn ein Tier über so lange Zeit zur Familie gehört hat«, sagte er.

Er schickte uns nach Hause, damit wir darüber nachdächten. Wenn Cleo ein Mensch wäre, dann würde man sie wie meine Mutter dazu zwingen, eines »natürlichen« Todes zu sterben. Bei ihr hatte ich mitbekommen, wie ausgeliefert man einer Krankheit sein kann, wie der Kranke in ein graues Reich der Schmerzen tritt, in dem der Tod zum willkommenen Besucher wird. Vielleicht ist das ein Trick der Natur, damit wir uns letztlich nicht gegen das Sterben wehren. Wenn ich die Wahl hätte, würde ich das, was meine Mutter durchmachen musste, nicht erleben wollen. Glücklicherweise garantierte der Tierstatus von Cleo, dass sie das nicht musste. Der Tod ist einer der wenigen Bereiche, in denen Tiere mehr Rechte eingeräumt werden.

Auch Katharine stimmte mir mit tränenüberströmtem Gesicht zu, es sei das Beste. Philip half uns, Cleo für ihren letzten Gang zum herzlosen Tierarzt, der überhaupt nicht herzlos war, wie ich beschlossen hatte, in ihre Decke zu hüllen.

»Es ist an der Zeit, altes Mädchen«, sagte er und ließ eine feine Nadel in ihre Pfote gleiten. Er ging so sanft dabei vor, dass sie nicht einmal zuckte. Während wir Abschied nahmen, rollte sich Cleo zu einer Mondsichel zusammen. Ihr Kopf sank zur Seite. Dann war sie weg.

Der Tierarzt legte sie in eine undurchsichtige Plastiktüte und wir trugen sie in ihrer Decke nach Hause.

Philip grub ein Loch unter dem Lorbeer im Vorgarten. Der Spaten stach mit regelmäßigen Bewegungen in die Erde. Philip war nicht in der Stimmung zu reden. Ich betrachtete seinen Hinterkopf, während er da so grub, und mir wurde klar, wie sehr er litt – nicht auf diese kameragerechte expressive Art, die leider bei beiden Geschlechtern in Mode gekommen war. Seine Trauer war still, würdevoll, die Art, für die Männer bekannt gewesen waren, bevor man ihnen weismachte, sie sei schädlich für die Gesundheit.

Ich hätte mir gewünscht, dass er den Spaten hinlegt und sich von mir in den Arm nehmen lässt, aber das hätte die Sache nicht leichter gemacht. Männern hilft es, wenn sie etwas zu tun haben. Abgesehen davon vergoss ich schon genug Tränen für uns zwei.

Nach einer halben Ewigkeit hielt er endlich inne und stützte sich auf den Spaten. Wir starrten beide in das Loch. Es war wahrscheinlich tiefer als nötig, aber Philip gehörte eben zu den Menschen, die es besonders gut

meinten, wenn es um ihre Familie ging. Und Cleo war nun einmal ein Teil von ihr gewesen.

»Wir sollten sie wohl nicht in ihrer Decke begraben«, sagte er.

Er wickelte Cleos leblose Gestalt aus der Decke und ließ sie aus dem Plastiksack auf den Erdhügel gleiten. Dann bückte er sich und küsste sie auf den Kopf, bevor er sie in das Loch legte.

»Sie gehörte länger zu der Familie als ich«, seufzte er.

Die Vögel sangen ein Requiem, während die Erde Schaufel um Schaufel ihren Körper bedeckte.

In einigen Kulturen ist es Tradition, seine Verwandten im Garten zu begraben. Jetzt begriff ich, warum. Jeden Morgen begrüßte ich Cleo auf dem Weg zum Briefkasten. Der Gärtner sah mich erschreckt an, als ich ihm sagte, dass er um den Lorbeer herum nicht zu tief graben durfte. Unsere geliebte Katze sollte in ihrer letzten Ruhe nicht gestört werden.

Cleo war beinahe vierundzwanzig Jahre unser Familienoberhaupt gewesen. Mit ihrer Hilfe waren Wunden geheilt, von denen ich nicht gedacht hatte, dass sie jemals heilen würden. Vielleicht war ihre Aufgabe jetzt erledigt und der Trauerprozess abgeschlossen, so dass wir von nun an ohne sie auskämen. Nur ließ sie uns mit einer neuen Art Trauer zurück. Plötzlich verstand ich auch, warum die alten Ägypter ihre Augenbrauen abrasierten, wenn in einer Familie eine Katze starb.

Alle möglichen Leute erkundigten sich, wann wir uns eine neue Katze anschaffen würden. So als führte eine Katze automatisch zur nächsten. Eine Freundin nahm mich mit in eine Zoohandlung. Wir sahen ein paar Kätzchen beim Herumtollen in einem Käfig zu. Die meisten davon waren Schildpattkatzen. Entzückend. Während sie miteinander balgten, verwandelten sie sich zeitweilig in ein einziges herumrollendes Fellbündel. Andere schliefen. Wirklich sehr niedlich. Ein kleines graues Kätzchen kletterte an dem Maschendraht nach oben und zog sich Pfote um Pfote bis über unsere Köpfe hoch. Um den Käfig hatte sich mittlerweile eine Schar Kunden versammelt, alle mit einem sanften Ausdruck auf dem Gesicht, so wie auf einem Porträt von Leonardo da Vinci. Unter ihnen befand sich auch ein ungepflegt aussehender Mann, den ich schon auf der Straße bemerkt hatte. Er hatte so schlecht gelaunt und in sich gekehrt gewirkt, dass alle Leute einen großen Bogen um ihn gemacht hatten. Während er nun den

Kätzchen zusah, fiel Schicht um Schicht sein Ärger von ihm ab und sein unrasiertes Gesicht verzog sich zu einem Lächeln. Er lehnte sich gegen den Draht und beobachtete die Kleinen mit dem größten Wohlwollen. Dann fiel sein Blick auf das graue Kätzchen, dem plötzlich klargeworden war, dass das Herunterkommen doch um einiges schwieriger war als das Hinaufklettern. Ängstlich blickte es zuerst auf den Boden, dann wieder zur Käfigdecke. Höher hinauf ging es nicht mehr. Es blieb ihm keine Wahl. Das Kätzchen vollführte eine beeindruckende Rolle rückwärts und landete sicher auf allen vieren. Der Mann lachte. Vielleicht hatte das Kätzchen ihn an sich selbst erinnert, wie er gen Himmel strebte, nur um dann zurück auf die Erde zu plumpsen.

»Können wir nicht eine mit nach Hause nehmen?«, fragte ein Teenager seine Mutter. Auch er war wie gebannt. Wenn der Junge seine Mutter überreden konnte, ein Kätzchen mitzunehmen, dann erwartete es eine ehrenvolle Aufgabe. Er war geistig behindert.

Eine traurige Frau deutete auf eines der hübschen Schildpattkätzchen. Vielleicht lebte sie allein und das leise Getrappel der Samtpfoten würde ihre Einsamkeit mildern.

Jedem Kätzchen in dem Käfig stand eine Aufgabe bevor, Menschenherzen mussten geheilt und Lektionen über das wahre Wesen der Liebe erteilt werden. Nicht eines war darunter, das ich nicht gerne hochgenommen und sanft an meine Brust gedrückt und gewärmt hätte. Aber an diesem Tag wollte ich keines mitnehmen.

Katzen sind nicht etwas, das man »kriegt«. Sie tauchen im Leben eines Menschen auf, wenn sie gebraucht werden, und sie haben einen Auftrag, den man anfangs vielleicht gar nicht versteht. Ich hätte so bald nach Sams Tod sicher kein Katzenjunges gewollt. Nicht bewusst jedenfalls. Aber das Leben steckt voller Widersprüche. Manchmal ist etwas, von dem man meint, es nicht zu wollen, genau das, was man braucht. Cleos Zärtlichkeit, ihre Späße und ihre Hochnäsigkeit waren genau das, was wir brauchten, um unseren Blick von diesem Abgrund an Traurigkeit abwenden zu können und uns daran zu erinnern, welche Freude es bedeuten kann, zu leben und zu amten. Sie brachte uns bei, loszulassen, zu lachen und uns am Riemen zu reißen, wenn nötig.

Cleo wachte über uns und begleitete jeden unserer Schritte. Sie blieb so lange bei uns, wie wir sie brauchten – was, wie sich zeigen sollte, ein, zwei

Jahrzehnte länger dauerte als erwartet. Ob sie nun Sam oder die ägyptische Katzengöttin geschickt hatte, jedenfalls ließ sie uns ihre Heilkräfte großzügiger zuteil werden, als man das von irgendeinem Lebewesen erwarten konnte.

Als wir dem Leben wieder zu vertrauen begannen, passierten wahrhaft magische Dinge. Genau zum richtigen Zeitpunkt tauchten so wunderbare Menschen wie Ginny, Jason, Anne Marie und Philip auf. Cleo überwachte jede dieser Begegnungen und manchmal machte es fast den Eindruck, als hätte sie sie arrangiert. Diese Menschen und viele andere haben uns geholfen, über den Verlust von Sam hinwegzukommen, und dafür bin ich ihnen dankbar. Wobei ich nicht so anmaßend sein und behaupten möchte, dass wir wirklich darüber hinweg sind. Wir haben uns verändert, sind gewachsen. Sam, sein Leben und sein Tod werden immer Teil von uns sein.

Zorn wich irgendwann der Vergebung und Jahre später erfuhr ich mit ungeheurer Erleichterung, dass Sam nicht allein und verängstigt gestorben war. Ich stellte fest, dass es Superman tatsächlich gibt. Er ist der Held, der sich bei einem Unfall nicht abwendet, sondern bleibt und alles in seiner Macht Stehende für die Opfer tut. In unserem Fall war sein Name Arthur Judson.

Jahrelang bin ich bewusst nicht zu unserem Ziegenpfad in Wellington zurückgekehrt. Ginny war sensibel genug, das zu verstehen, und übte nie irgendwelchen Druck auf mich aus, sie zu besuchen. Wir trafen uns in Australien oder anderen Teilen Neuseelands, Hauptsache, es wurde ein guter Sauvignon serviert. Aber irgendwann war meine Neugier stärker als meine Angst. Ich bereitete mich innerlich darauf vor, dass mich herzerreißende Bilder überfallen würden, während das Mietauto den Hügel nach Wadestown hochschnaufte. Als wir um die erste Kehre fuhren und dann um die zweite, stellte ich fest, dass es immer noch ein Stück öffentliches Land gab, einen winzigen Park, von dem aus man den Hafen überblickte. Ich hatte früher daran gedacht, dort eine Statue in Erinnerung an Sam zu errichten, aber Beton und Stahl strahlen keine Wärme aus. Es gibt bessere Möglichkeiten, eines toten Kindes zu gedenken.

Die Straße führte ein Stück geradeaus, dann verjüngte sie sich und wurde zur Fußgängerbrücke hin, die nach wie vor wie ein Galgen über dem Graben hing, noch steiler. Als wir sie passierten, stürmten alle möglichen

Eindrücke gleichzeitig auf mich ein. Die Treppe zur Brücke, der Straßenrand, wo Sam sich vor all den Jahren zu seinem Bruder umgedreht und gesagt hatte: »Sei still.« Der raue Asphalt, über den sein Blut geflossen war. Es drückte mir das Herz ab. Warum nur setzte ich mich all dem aus?

Die Häuser auf unserer Seite schienen alle einen farbenfrohen neuen Anstrich erhalten zu haben und die Gärten machten einen gepflegteren Eindruck als früher. Überrascht sah ich, dass der Ziegenpfad am Ende der Straße verschwunden war. Ginny hatte mir damals davon erzählt, als die Nachbarn sich alle zusammengetan hatten, um sich eine Zufahrt zu ihren Häusern planieren zu lassen, aber so verändert hatte ich es mir nicht vorgestellt. Der alte Ziegenpfad mit seinen Biegungen und Kurven war durch eine langweilige Straße ersetzt worden, die pfeilgerade den Hügel hinunterführte. Ich stand oben auf dem ehemaligen Ziegenpfad, der jetzt eine Straße war, und starrte auf die Stadt. Sie hatte sich mittlerweile weiter die Hügel hinauf ausgebreitet. Es gab eine ganze Reihe neuer Bürotürme. Von Süden her wehte ein scharfer Wind.

»Ein Glas Blubberwasser, Herzchen?«, fragte eine vertraute Stimme. Ginny und ich umarmten uns. Ihre Lachfalten und grauen Strähnen machten sie nur noch schöner. Die Strumpfhose mit Leopardmuster und die riesigen Ohrringe waren durch einen fließenden Rock und eine Seidenbluse ersetzt worden, mit denen sie auch auf Mailands Straßen eine gute Figur gemacht hätte.

Gemeinsam gingen wir die neue Straße ein gerades Stück zu Ginnys Haus hinunter, das früher einmal zwei Windungen des Wegs gewesen waren. Ich vermied es, mich zu unserem ehemaligen Bungalow umzudrehen. Ein einziger Blick konnte ein ganzes Heer von Dämonen freisetzen. Der Dschungel um das Haus der Desilvas war verschwunden, aber es wirkte genauso heiter wie ehedem. Während Ginny den Champagnerkorken knallen ließ, erzählte sie mir, dass sie und Rick sich in der Stadt nach einer Wohnung umgesehen hätten, aber es ginge einfach nichts über die Bequemlichkeit und den Ausblick dieses Hauses.

Ich nickte und sah mich um. Ginnys Geschmack in Sachen Einrichtung hatte sich von 80er-Jahre-Bombast zu europäischer Schlichtheit entwickelt. Nachdem sie nun schon fast dreißig Jahre hier lebten, gestand Ginny, seien sie und Rick zu so etwas wie festen Größen in der Nachbarschaft geworden.

Die Butlers waren vor zehn Jahren weggezogen und Mrs. Sommerville war mittlerweile in das große Lehrerzimmer im Himmel gewechselt.

»Und unser altes Haus?«, fragte ich vorsichtig.

»Eine Zeit lang haben ein Football-Spieler und seine Freundin darin gewohnt«, sagte Ginny. »Dann kamen Leute, die es renovieren wollten, aber sie haben aufgegeben. Seither ist es vermietet. Von oben hat man einen guten Blick darauf, erinnerst du dich?«

Ich folgte ihr langsam die Treppe hinauf, beruhigt von dem Gedanken, dass Ginny schon wissen würde, was zu tun war, wenn ich zusammenbrach. Sie zog eine Gardine beiseite und winkte mich zum Fenster. Ich erkannte unseren alten Bungalow fast nicht wieder. Der Vorgarten mit dem von Vergissmeinnicht gesäumten Fußweg war ebenso wie die Grabungsstätte der Jungen verschwunden und an seiner Stelle befand sich jetzt eine riesige Betonfläche, die groß genug war, um dort zwei Autos nebeneinander abstellen zu können. Durchaus vernünftig. Keine Trecks mehr mit den Wocheneinkäufen im strömenden Regen zur Haustür. Nicht dass die sich noch ähnlich sah. Das dunkle Holz war weiß gestrichen, genauso wie die rustikalen Balken, die dem Haus einmal »Charakter« verliehen hatten. Jemand hatte offenbar beschlossen, die bösen Geister, die dort hausten, zu vertreiben, indem er kübelweise weiße Farbe darüber ausgegossen hatte. Das Haus wirkte kleiner, bescheidener. Robs Fenster, an dem Cleo immer gesessen war, sah unverändert aus, und auch das Dach hatte noch dieselbe Schräge, aber dennoch war es nicht mehr unser Haus. Es hatte sich weiterentwickelt, genau wie der Ziegenpfad und alles andere in der Nachbarschaft.

Ich hatte mich dagegen gewappnet, von Bildern aus der Vergangenheit überwältigt zu werden. Als ich dann aber gemeinsam mit Ginny auf das alte Haus schaute, verspürte ich ein unerwartetes Gefühl von Leichtigkeit und Frieden. Unser Leben auf dem Ziegenpfad war verblasst wie ein altes Foto. Nichts weiter als eine Erinnerung. Das Einzige, was zählte, war das Heute.

Cleo hinterließ uns über ihren Tod hinaus überall Spuren von sich. Schwarze Haare, die nur von ihr stammen konnten, hafteten an unserem Bettzeug und unserer Kleidung. Ganz hinten im Gefrierschrank fand ich einen Beutel gefrorenes Katzenfutter. Als ich das Hundebett, das Cleo nicht

gewollt hatte, unter dem Haus hervorzog, überkam mich das dringende Bedürfnis, Rob anzurufen. Es war natürlich besetzt bei ihm.

»Hast du versucht, mich anzurufen?«, fragte ich ihn, als ich endlich durchgekommen war.

»Nein, ich habe mit jemand Anderes telefoniert.«

»Mit wem?«

»Chantelle. Sie ist wieder in Australien.«

»Ach, wie schön! Mit ihrem Freund?«

»Sie hat sich von ihm getrennt.«

Nach dem Tod ihres Bruders war die Freundschaft zwischen Rob und Chantelle enger geworden. Sams Verlust hatte Rob so sehr geprägt, dass er Chantelles Trauer gut verstehen konnte. Sie gehörten jetzt beide zu dem namenlosen Club derer, die einen Bruder verloren hatten. Es dauerte kein Jahr und sie zogen zusammen, planten ihre Hochzeit und diskutierten darüber, was für eine Katze sie in ihren kleinen Haushalt aufnehmen wollten. Es wurden ausführliche Internet-Recherchen durchgeführt. Eine British Blue vielleicht oder auch eine Siamkatze.

Als sie einmal im Haus von Chantelles Tante Trudy übernachteten, die sie vor mehr als zehn Jahren miteinander bekannt gemacht hatte, bestand die dort lebende Burmakatze darauf, in ihrem Bett zu schlafen.

»Ich werde den Teufel tun, und mir eine von diesen Rassekatzen ins Haus holen«, sagte Rob am nächsten Tag. »Die Katze hat die ganze Nacht auf mich eingeredet und gesagt, ich solle aus ihrem Bett verschwinden.«

»Was läuft da eigentlich zwischen dir und Katzen?«, fragte ich.

»Keine Ahnung. Schätze mal, das hat mit Cleo zu tun.«

Ich lächelte bei der Erinnerung an den sechsjährigen Rob, der sein winziges, neues Kätzchen im Arm hielt, und daran, wie er dank ihrer Hilfe das erste Mal nach Sams Tod allein in seinem Zimmer schlafen konnte, wie sie in seinen Träumen mit ihm gesprochen und ihm zu neuen Freunden verholfen hatte. Cleo, unsere Katzengöttin, hatte fast ein Vierteljahrhundert auf Rob aufgepasst, sie hatte viele seiner Geburtstagspartys beaufsichtigt und ihn während seiner Krankheit gepflegt. Noch immer übte sie von ihrem Ruheplatz unter dem Lorbeer ihren Einfluss auf uns aus.

Sollten er und Chantelle sich eine Katze anschaffen, sagte Rob, dann müsste es eine stinknormale Hauskatze sein. Mich würde es nicht wundern, wenn es irgendeine Kreuzung mit ein ganz klein wenig Abessinier wäre.

- *Anfang* -

Danksagung

Kein Katzenjunges kommt allein zur Welt. Auch Cleos Geschichte wäre ohne die Hilfe vieler wunderbarer Leute niemals geboren worden. Ich möchte Martina Schmidt und dem wunderbaren Deuticke-Team dafür danken, dass sie *Cleo* mit so großem Enthusiasmus in die Arme genommen haben. Danke auch an Andrea Sawatzki für die herzergreifende Lesung des Hörbuchs.

Mein Dank gebührt auch all jenen, die meine Geschichten im Internet entdeckt haben und mir versichert haben, dass die Menschen über dieselben Dinge lachen und weinen, egal in welchem Teil der Erde sie leben.

Ich werde Louise Thurtell und Jude McGee in Sydney immer dankbar sein, sie setzten von Anfang an Vertrauen in unsere Katzengeschichte und standen mir auch während diverser Schaffenskrisen und einer plötzlichen Erkrankung zur Seite.

Ein ganz großes Dankeschön auch an Roderick und Gillian Deane dafür, dass sie mich dazu gebracht haben, überhaupt über Cleo zu schreiben. Douglas Drury danke ich für all die aufbauenden Mittagessen während der Zeit des Schreibens, die einer oberflächlichen Ein-Spalten-Kolumnistin wie mir sehr lang vorkam. Julie Wentworth, die weltbeste Yogalehrerin, verdient einen Salut, weil sie mich immer, wenn ich es am dringendsten brauchte, anrief oder mir einen Blumenstrauß schickte. Das gilt auch für Sarah Woods wegen all der vergnüglichen Kaffeestunden und für Heather und Mano Thevathasan wegen tausenderlei freundlicher Gesten. Ich umarme meine Schwester Mary, die sich während meiner Krankheit treusorgend um mich gekümmert hat.

Ganz besonders möchte ich Philip, Rob, Lydia, Katharine, Chantelle und Steve danken, weil sie mir erlaubt haben, meine Version der Geschichte zu erzählen. Aus ihrer Perspektive erzählt würde sie sich bestimmt ganz anders anhören. Ihr Vertrauen und ihre Geduld kennt keine Grenzen. Ein Extra-Kompliment geht an Philip und Katharine, die sämtliche Haushaltspflichten übernahmen, und an Lydia für ihre göttlichen Massagekünste.

Mein innigster Dank aber gilt Cleo, die uns so lange Zeit ihre Liebe geschenkt hat.

Über die Autorin

Helen Brown

ist eine der bekanntesten und meistgelesenen Kolumnistinnen Neuseelands. Sie arbeitet fürs Fernsehen und fürs Radio und lebt seit neun Jahren in Melbourne, Australien. Cleo ist ihr erstes Buch auf Deutsch.